40
5760/(1

Darstellungen

und

Charakteristiken

aus meinem Leben

von

[arliel]

Dr. G. Merkel.

Licht ist Leben! Licht ist Glück,
und für Staaten Nacht.

Erster Band: aus Liefland.

Leipzig 1839,
bei K. F. Köhler.

Riga und Mitau.
In Commission bei E. Götschel.

101

Liv. 2092

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Die Vorrede eines Buches in dem ein alter Mann Nichts will als erzählen, besteht am besten auch nur aus Anekdoten. Gut gewählt und vorgetragen, müßten sie Alles leisten können, was man von dem — gewöhnlich übersehenen — Raisonnement der Vorreden wünscht. Ich will so Etwas versuchen! —

Der berühmte Sieyes, 1799 Gesandter zu Berlin, ließ mich eines Tages zu Tische bitten. Daß ich die Einladung freudig annahm, brauch' ich nicht erst zu sagen. Es war Niemand sonst da, als sein damaliger Deutscher Gesandschaft-Secretär Otto, der nachmals selbst an mehrern Höfen Gesandter wurde, und ein Attaché der, so viel ich mich erinnere, Pappenheim hieß. Als dieser sich wegbegeben hatte, stellte sich Otto an ein entferntes Fenster und Sieyes fragte mich im

vertraulichen Tone: da Sie nicht glauben in Ihr Vaterland zurückkehren zu können, und Sich in Deutschland nicht durch ein Amt ansiedeln mögen, warum kommen Sie nicht zu uns? Wir wissen Männer Ihrer Art zu würdigen und zu brauchen, und wir haben deutsche Provinzen in denen Sie einen schönen Wirkungskreis finden würden.

„Ich bin in Rußland geboren, und Frankreich und Rußland scheinen sich nie wirklich vereinigen zu können.“

Pah! der freie, selbstständige Mann wählt seine Partei nach Einsicht und Gefühl.

„Im Innern seines Vaterlandes gewiß; aber bei dem Verhältniß von Staaten zu einander, wo eigentlich nie von Recht und Unrecht, sondern nur davon die Rede ist, wer dem andern vorschreiben werde, — ich bin nur ein Stäubchen, aber auch mein nichtssagendes Gewicht möchte ich nicht in die, Rußland entgegengesetzte Wagschale werfen.“

Aber, erwiederte er — Und nun führte er die Sagen an, die in jenem Jahre über das Innere Rußlands allgemein verbreitet waren.

„Ich bin zu wenig davon unterrichtet, sagte ich, um Sie widerlegen zu können; aber ich denke, wenn

es im Vaterlande schlimm steht, darf der wahre Patriot es deshalb nicht verlassen. Vielleicht kann seine Ausdauer selbst dahin wirken, daß es in manchen Rücksichten besser werde. — Zudem wissen Sie, (Er kannte meine Schrift: „die Letten" die, wenigstens zum Theil, in's Französische übersetzt worden), daß ich nach Deutschland kam, um von hier aus eine solche Besserung in Einer Rücksicht zu bewirken. Ginge ich nach Paris, so würden meine Gegner nicht unterlassen, mich für einen revolutionairen Schwindelkopf zu erklären, und dann hätte meine Einmischung der Sache, die ich nun einmal zu der Meinigen gemacht, wahrscheinlich mehr geschadet, als genützt."

Sieyes sah mich fest an, und der Ausdruck seines Blickes hatte — nichts Kränkendes für mich. Sie haben Recht, sagte er endlich, und reichte mir die Hand.

Wenige Tage später traf die Nachricht von seiner Ernennung zum Director ein. Ich hielt es für Pflicht, ihm einen Abschiedsbesuch zu machen. „Sie kommen doch noch einmal nach Paris!" sagte er, „dann besuchen sie mich. Was ich dann sein werde," sagte er mit Lächeln hinzu, „kann ich freilich nicht wissen. Nam fortuna si vult, — Rursus fortuna si vult —

Aber gleich viel! Besuchen Sie mich!" Dieses Abschiedswort, dies Kursus zeigte eine so helle Ansicht seiner Lage und schien mir so bedeutend für den Geistes-Charakter des merkwürdigen Mannes, daß ich es nie vergaß; — was mich aber betrifft, ich darf mich laut rühmen, den Grundsätzen, die meine Aeußerungen durchblicken ließen, nie untreu geworden zu seyn, auch nicht einer Sache, die ich einmal, in der Ueberzeugung von ihrer Rechtlichkeit, ergriff.

Dreißig Jahr später wandelte ich eines Tags mit dem nun-verstorbenen Bürgermeister Schwarz durch die Gassen Riga's. Schwarz, einst mein Schulkamerad, war ein Mann von reinem Character und hellem, reichem Geiste, aber er hatte oft sehr saure Launen, und that sich eben keinen Zwang an, sie gegen seine Freunde auszulassen.

„Sage mir," rief er plötzlich, „welches ist denn eigentlich Dein Fach? Du fingst als Dichter an, dann wurdest Du in den „Letten" Publicist, dann in der „Vorzeit Lieflands" Historiker, denn in der „Rückkehr in's Vaterland," und dem „Wannem Ymanta" wieder Dichter, dann in Deinen „Briefen"

Kritiker, dann wieder im „Freimüthigen" Publicist, Politiker. — Jetzt übst Du Statistik, schreibst über Landwirthschaft und Industrie." (Ich hatte zwei Jahr vorher mein Provinzial-Blatt angefangen.) „Was bist denn Du?"

Zufällig gingen wir an dem Schilde eines Goldschmidts vorüber. „Hier wohnt ein Löffelmacher?" sagte ich.

„Löffelmacher!" fuhr Schwarz auf. „Er macht aus Gold und Silber, was Du willst, selbst sehr geschmackvollen Schmuck, der für ausländischen verkauft wird und seine Ciselir-Arbeiten sind sehr schön."

Der Mann also, erwiderte ich, ist vielseitiger Meister in seiner Kunst. Sieh, das hab' ich mich bemüht, auch in der meinigen zu werden, in der Schriftstellerei, der Kunst, was man für wahr, gerecht und nützlich erkennt, in jedem Ton und jeder Form zu sagen, die für den Augenblick die überzeugendste, wirksamste, gewinnendste scheint; auch die poetische Ciselir-Arbeit nicht ausgeschlossen. — Für jetzt arbeite ich — Löffel und Rappé-Döschen, nebst Reibe."

Er lächelte einen Augenblick, fuhr indeß rechthaberisch fort: „Aber jeder Schriftsteller muß sich doch ein bestimmtes Fach wählen."

Welches war wohl das Fach von. — Ich nannte die hochberühmten Namen mehrer Schriftsteller, vorzüglich aus der ältern französischen Literatur, die ich hier aus Bescheidenheit nicht wiederholen mag. — Sie schrieben was grade wirken konnte und ihnen der Genius eingab; mit mehr Talent als ich, das geb' ich zu, schwerlich aber immer mit redlicherm Willen.

Nachdem ich, nach Liefland zurückgekehrt, in 30 Jahren für Deutschlands Literatur sehr selten Etwas *),

*) Im Jahre 1810: „Ist das Fortschreiten der Menschheit ein Wahn? Sendschreiben an Herren," — der es sehr verbindlich beantwortete und in den Gött. Anzeigen beurtheilte. 1811 und 12: „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche." Meistentheils Charakteristiken berühmter Deutscher Dichter und Schriftsteller. — Im Jahre 1813: „die Lage Europa's im August 1813." In dem genannten Monat anonym geschrieben, gedruckt und nach Prag versandt. — 1817: „Ueber Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wiederfand;" (von Willmanns zu Frankfurt verlegt.) ein Buch das wohl Wahrheiten gesagt haben muß, da es in Deutschland schnell verboten ward.

seit zwanzig Jahren Nichts hatte drucken lassen, seit zehn Jahren mich fast nur mit dem bürgerlichen, agronomischen, industriellen Tagesleben der Russischen Ostseeprovinzen beschäftigt hatte, schenkte ich 1837 einem jungen Manne, der sich in Riga als Buchhändler etabliren wollte, zum ersten Meßartikel ein kleines Manuscript; alte Sächelchen, die vierzig und mehr Jahre zurück zum erstenmale gedruckt wurden, damals Beifall erwarben, und — ich nicht ganz vergessen wünschte: ein kleines Lehrgedicht „über Dichtkunst,“ mit dem ich, ohne zu wissen, daß Lessing Aehnliches gethan, im 22. Jahre meine schriftstellerische Laufbahn angefangen hatte; einen zum Weihnachten 1800 gedruckten literarisch-satyrischen Scherz, und ein Paar ebenso alter Recensionen. Daß so verjährte Arbeiten etwas Anderes wirken könnten, als einige Neugier, fiel mir gar nicht ein. Nur für das Lehrgedicht, in der s c h w i e r i g e n Popischen Weise geschrieben, die jeden Gedanken zum Epigramm, jeden Reim zur Pointe zu machen sucht, und in Deuschland noch wenig oder gar nicht angewandt ist, hoffte ich einige dauernde Aufmerksamkeit.

Wie hatte ich mich geirrt! Mit einer Wuth als hätte ich mit allen vor vierzig Jahren abgeschossenen

Pfeilen, allen Scherzen und Urtheilen jener Zeit nur auf sie gezielt, fuhren von allen Seiten die kritischen Lärmer des Augenblicks auf meine „Kritische Antiken" los, — oder vielmehr auf mich. In dem Büchelchen zerzupften sie nur das Lehrgedicht zu Unsinn, durch aus dem Zusammenhange gerissene Citate, — aber mich schalten sie, schimpften sogar pöbelhaft, — Warum? Woher diese Wuth über Schriftchen, die ihnen gar nichts in den Weg legten? Schwerlich hatten sie doch ein Großväterchen oder einen Großohm unter den schlechten Schriftstellern, über die ich vor 40 Jahren lachte, und von ihnen selbst mochte kaum Einer schon dem langen Röckchen damals entschlüpft sein. Späterhin wurde mir die unsaubere und lächerliche Quelle dieser Abgeschmacktheiten klar, und wird es an der rechten Stelle dieser Schrift auch den Lesern werden. Hier nur so viel! Seit mehrern Generationen — ich rechne jede Solche zu zehn Jahren; — ist es unter den belletristischen Schreiern in Deutschland ein gleichsam unverbrüchliches Herkommen: mich muß man schmäh'n, ohne sagen zu können, weshalb? von meiner Seite war es fast ebenso unabänderlicher Gebrauch, es nur durch verachtendes Schweigen zu beantworten. Diesmal glaubte ich, um des Verlegers wil-

len eine Ausnahme machen zu müssen, aber auf die ruhigste, glimpflichste Art. Ich wählte mir unter den Lärmern den aus, den ich für den besten Kopf hielt und schrieb ihm:

„Herr Redacteur! Sie haben die Gefälligkeit gegen irgend einen jungen oder alten Versalknaben gehabt, in Nr. 154. Ihres Blattes einen höchst pöbelhaften Aufsatz gegen mich und meine „Antiken" aufzunehmen. Als Beweis, daß Etwas, das ich vor beinahe einem halben Jahrhunderte schrieb, noch jetzt treffe, war er mir nicht unwillkommen; aber ungestraft darf er nicht bleiben. Gegen einen Menschen indeß, der so gemein denkt, Schimpfworte zu schreiben, so unwissend ist, eine Nachahmung Popee's für eine Nachahmung Horazens anzusehen, und so niedrig, sich durch Weglassung der Schlußsentenzen einzelner Proben, Verfälschung zu erlauben, kann ich nicht sprechen, ohne mich herabzuwürdigen. Er hatte obendrein die Vorsicht, anonym zu bleiben. Sie aber, Herr Redacteur! haben einen Namen und waren sein Gehülfe. Sind sie ein Mann von Ehre, so werden Sie mir nicht Satisfaction für die durchaus unveranlaßte Beleidigung verweigern. —

Seyn Sie ruhig! Ich bin 1769 geboren: meine Hand ist also nicht mehr sicher genug für das Pistol oder den Degen. Ich erwarte eine literarische Satisfaction und diese soll nur darin bestehen, daß Sie die nebenstehende Probe aus meinem Lehrgedichte unverstümmelt und ohne Glosse in Ihr nächstes Blatt rücken, damit Ihr Publicum selbst über jenen bübischen Angriff richte. Die Forderung ist zu gerecht, als daß, ich wiederhol' es, ein Mann von Ehre sie abschlagen kann, und so werde ich nicht nöthig haben, diese Probe mit diesem Briefe auf anderm Wege, etwa auch als Vorrede zum zweiten Heft der Antiken, in Umlauf zu setzen.

Dr. G. Merkel.

Der Herr Redacteur fand für gut, weder zu antworten, noch meine, man wird gestehen, mäßige und billige Forderung zu erfüllen; gab mir also dadurch die Erlaubniß, ihn nicht für einen Mann von Ehre zu halten. Ich ließ nun den Brief und die Probe in meinem zu Riga erscheinenden, literarischen Begleiter rücken, sendete ihm einen Abdruck zu und schrieb in's Couvert ungefähr Folgendes: Gern möchte ich ihn achten; aber da er meine Forderung nicht erfüllt

habe, müßte ich ihn selbst für den Verfasser der Polissonerien halten, die er gegen mich ausgeben laßen. Wie er jetzt vor meinem Publicum, nach Abdruck des Briefes, dastehe, werde ihm einleuchten. Wolle er nicht ebenso vor dem Seinigen erscheinen, indem ich den Brief auch in Deutschland drucken ließe, solle er ohne Zögern thun, was ich mit vollem Recht verlange.“ Jetzt ließ er die Verse abdrucken, aber auf die geringschätzigste Weise, zu Ende seines Feuilletons und mit einer Einleitung von zwei Zeilen, worin die hergebrachte Albernheit nicht fehlte, daß mein ungewöhnlicher Taufname, wie spottend angeführt wurde, — wie ich das wohl einst in Quinte erlebte; in höhern Schulclassen nicht. Auf was für Leistungen der Hochmuth sich gründet, der den Kopf des jungen Mannes mir gegenüber drehen macht, weiß ich nicht; aber sein Verfahren berechtigte mich, dem Publicum hier zu zeigen, worauf das Einrücken jener Probe beruhte: nicht auf edelsinnigem Rechtsgefühle, das eine unveranlaßte Beleidigung gut machen wollte, sondern auf — — Kühnheit.

Seinen Namen, ob ihn gleich sein Publicum errathen wird, nenn' ich nicht, und will dadurch ausdrücken, daß ich wirklich seine Talente achte, und daß

ich hoffe, er werde, bei größerer Reife des Charakters, sein Benehmen gegen einen Mann mißbilligen, der wohl andere Ansprüche auf Achtung könnte zu machen haben, als was er Belletristisches schrieb, dessen Laufbahn und Schriften er aber offenbar gar nicht kannte.

Hier erzählte ich übrigens den an sich so unbedeutenden Vorgang nur um den Lesern dieses Buches zu zeigen, was auch dieses von gewißen lautsummenden, kritischen Eintagsfliegen zu erwarten haben möchte, und sie zu bitten, ihrem eignen Urtheile darüber mehr zu glauben, als irgend einem feindlichsausenden kritischen — Winde.

Zueignung und Einleitung.

An

Ch. von B.

Mein hochverehrter, nun bald funfzigjähriger Freund!

Die Bedenken, die Du so eifrig aufstelltest, als ich gegen Dich äußerte, ich möchte wohl über meinen Lebensgang etwas Ausführliches schreiben, haben mich lange beschäftigt. Du erklärtest jede Selbstbiographie für einen verfänglich täuschenden Halbroman. Der alte Sirach hat Recht, sagtest Du, wenn er spricht: „Der Mensch beschaut sein leiblich Angesicht im Spiegel; dann tritt er hinweg und vergißt sogleich wie er aussieht;" und die Selbstbiographen wollen uns, viele Jahrzehende nachher, ausmalen, was sie als Kinder und Jünglinge gefühlt und gedacht! Solche Selbstbiographen verglichst Du mit Schaumcicaden, die aus dem Blatte, auf dem sie jetzt stehen, glänzenden Wust um sich her in so großer Menge hervorpumpen, als

hätten sie den ganzen Sommer daran gesammelt. Aber, sagtest Du, er blitzt und schillert im Sonnenschein, nur so lange er naß ist. Bald trocknet er zu kurzen, verworrenen Fädchen zusammen, die der Wind zerstreut. Selbst das Genie eines J. J. Rousseau und eines Göthe sichert ihre Selbstbiographien nicht vor dem Schaalwerden. Wen kann es noch vergnügen, wem kann es nützen, zu erfahren was der Erste dabei empfand, wenn Dlle. L. ihm die Ruthe gab, oder was für Schulexercitien oder Mährchen der Letztere zu Tage förderte, und wie ihm zu Muthe war, da er als Knabe die Liebschaft mit Gretchen hatte und als diese so täppisch gestört wurde? Ist Alles Das nicht sehr werthlos?

Halb erboßt über die Richtigkeit Deiner Urtheile, verglich ich dagegen die Relationen, die Andere über das Leben eines Mannes gäben, selbst wenn es mit Varnhagens Talent geschähe, mit dem Krebs-Cabinete des Pastors H., wo in bizarrer Nachahmung des Lebens, nur leere Schaalen stehen, des Thieres selbst und alles Genießbaren beraubt. Vergebens! Ich konnte den Eindruck nicht los werden, den Dein Urtheil auf mich gemacht.

Zufällig theilte ich unser Gespräch unserm philosophischen Bekannten H. mit, und er gab mir, nachdem er den Finger an die Nase gelegt, wenn auch in krausphilosophischer Phraseologie, doch eine sehr verständige Antwort: „Um den Uebelstand zu vermeiden,

sagte er, den Herr von B. mit Recht rügt, und doch nicht leere Krebse zu liefern, die Sie scheuen, müßte in einer Selbstbiographie das Subjective dem Objectiven völlig subordinirt sein, die Individualität in der Universalität gleichsam untergehend, ihr nur zur Einführung zum Stützpunkt dienen. Denn —"

Ich ließ ihn nicht ausreden, aus Furcht er möchte seinen hellen, verständigen Gedanken, wenn er fortführe, in so viel obligate Ausdrücke und Phrasen des Systems einwickeln, daß ich ihn nur mühsam oder gar nicht mehr herausschälen könnte. Der Unfall soll Schul-Philosophen oft widerfahren, daß sie, nachdem sie deutlich gesprochen, durch das Bestreben noch deutlicher, ganz deutlich, völlig klar sich auszudrücken, völlig unverständlich werden, — und den Gedanken, den ich nun in dieser Schrift auszuführen versuche, hatte er schon in vollen Umrissen vor meine Seele geführt.

Sie haben Recht! rief ich aus. Am besten ist es, seine Lebensgeschichte, wie eine Reisebeschreibung durch anziehende Gegenden, durch mehr oder minder merkwürdige Länder, zu behandeln. Wer er sey, warum er reiste, wie und wann er hier oder dort ankam oder weiter ging, durch was für Ereignisse die Zwecke seiner Reise befördert oder behindert wurden, das muß oder darf der Verfasser den Lesern erzählen, aber nie vergessen, daß er nicht reiste und seine Reise beschreibt, um sich und Andere bloß mit seinem Ich zu beschäftigen, sondern mit Gegenständen, die er beobachtete, mit

den Ereignissen bei denen er Zeuge oder Theilnehmer war. Sich selbst muß er in seinen Schilderungen nur als — Staffage behandeln, die Maß und Richtung angiebt, und bestimmtes Leben ertheilt. Selbst wo er nicht umhin kann, rein Persönliches von sich zu erzählen, sollte er es so thun, daß die Leser, wär' es auch nur durch die Hinleitung zu einer Betrachtung, die er selber nicht ausspricht, etwas Höheres gewinnen, als die Nachricht, was ihm geschah.

Mit dieser Ansicht, diesen Vorsätzen, mein hochverehrter und hochgeliebter Freund! fange ich an, diese Schrift flüchtig hinzuschreiben; oder vielmehr nur zu ordnen, zu feilen, zu verbinden, was seit vielen Jahren schon fragmentarisch hingeschrieben war. Ein Werk soll sie nicht werden: ein solches anzufangen bin ich, und was schlimmer ist, fühl' ich mich zu alt. Eine Gallerie soll sie seyn, deren Aufstellung ich mit Interesse besorge, und von der ich wünsche, daß Beschauende sie mit Genuß und einigem Nutzen durchwandeln mögen.

Nimm es hin, dies Buch, als eine Dir geweihte Gabe! Bist Du doch Selbst eine der hochgesinntesten, edelsten Gestalten, die ich darin zu schildern habe, — und mir eine der aller theuersten!

Liste

der Beförderer dieser Schrift

Pränumeranten.	Zahl der Exempl.
In Bjälem.	
Herr Oberst und Ritter W. W. v. Lewschin .	1
In Libau.	
Herr Pastor F. H. M. Bilterling	1
= Bürgermeister J. F. Eckhoff	1
= Consul F. Hagedorn jun.	1
= Commerzienrath F. Hagedorn sen. . .	1
= Stadt=Secretär F. A. C. Kleinenberg .	1
= Consul D. Koch	1
= Stadt=Aeltester J. Lortsch	1
= Oberhofgerichts=Advokat C. W. Melville	1
= L. Schley	1
= Bürgermeister Schmahl	1

	Zahl der Exempl.
Herr Rathsherr Schnobel	1
= Oberhofgerichts=Advocat C. Slevogt . .	1
= Consul Sörensen	1
= Notarius C. W. Stender	1
= Stadt=Aeltermann G. Ulich	1
= Cantor F. G. Wendt	1
= Notarius J. von Wohnhaas	1
In St. Petersburg.	
Sr. Exc. der Herr Landrath u. Ritter v. Bruiningk	1
In Riga.	
Herr Oberpastor von Bergmann	1
= Obernotär Lange	1
= Consistorialrath und Ritter v. Thiel . .	1
= Rath Tielemann	1
Herr E. von Bluhmen	1
= Iwan Dolbeschen	1
= S. Kunzendorf	1
= F. Müller	1
= M. Müller	1
= Hofrath und Ritter v. Schultze . . .	1
= Fr. v. Sengbusch	1
Frau General=Superintendentin Sonntag . .	1

	Zahl der Exempl.
Herr Bürgermeister und Ritter v. Stresow .	1
= Colleg. Assessor und Ritter v. Szimanoffski	1
= A. Thilo	2
Herr Fr. v. Transche.	1
= C. F. Wilcken	1
Durch Herrn Rathsherrn Germann . . .	12
In Reval.	
Herr Consnl Girard	6

Subscribenten.

In Bauske.	
Herr Apotheker Grundt	1
= A. v. Schilling	1
In Dorpat.	
Die Universitäts=Bibliothek	1
Herr Secret. A. v. Löwis	1
= Buchhändler Severin	2
In Lemsal.	
Herr Poresch	1

	Zahl der Exempl.
In Mitau.	
Die E. Götschel'sche Buchhandlung . . .	1
Herrn Colleg. Assessor Dr. Hausmann . . .	1
Das Kurländische Provinzial=Museum . .	1
Herr U. G. Stavenhagen . . Goldingen . .	1
= Obergerichts=Advokat Tiling	1
In Narva.	
Herr Hofrath Dr. v. Frahm	1
= Oberst und Ritter v. Seidlitz	1
= Ehrenbürger Sutthoff	1
In Pernau.	
Herr J. G. Frohbeen	1
= Rath und Ritter v. Klüver	1
= Syndicus C. T. v. Schmid	1
= Consul C. J. Schmidt	1
= Rathsherr Schöler	1
In St. Petersburg.	
Se. Exc. Herr wirkl. Staatsrath v. Adelung .	1
= = = = = v. Awerin .	1
= = = = = u. Cabin.=Secretair Ihre Majestät der Kaiserin v. Chambeaux	2
Se. Exc. der Herr Geheime=Rath und Ritter Chr. v. Beck	3

	Zahl der Exempl.
Der General=Consul Bohnenblust	1
Die Bibliothek der Hauptschule St. Petri . .	1
Herr wirkl. Staatsrath u. Akademika v. Collins Excellenz	1
Herr Otto v. Ewers, Secretär des Herr Vice=canzlers	1
Herr Commerzienrath Feygin	1
= Gustav Feer	1
= Staatsrath v. Gengelbach	1
= Schul=Inspector Gordack	1
= Adrian Krüloff	1
= Baron E. v. Küster, Herzogl. Anhalt Köthenscher Kammerherr	1
Herr Oberst Graf v. Lammbsdorff, Flügel=Adjutant	3
Herr Lavezzari	1
= Dr. Lichtenstädt	1
= Collegienrath v. Liepmann	1
= Pastor Dr. v. Muralt	2
= Schul=Inspector v. Römhild	1
= Carl Salomo	1
Se. Exc. der Herr Landrath und Ritter Samson v. Himmelstiern	2
Herr Consistorialrath Pastor Taubenheim . .	1
Se. Hochwürden Herr Vice=Präsident Dr. Vollborth, Magnificens	1

	Zahl der Exempl.
Die Buchhandlung Eggers et Comp. in St. Petersburg	1
In Reval.	
Die G. Eggerssche Buchhandlung	3
Dr. G. B. Wetterstrandt	1
In Riga.	
Se. Exc. der Herr wirkl. Staatsrath und Ritter, Vice-Gouverneur von Liefland, von Cube	1
Herr Ed. Berent	1
„ J. F. Burchard	1
„ Rath und Ritter v. Brackel	1
„ J. W. Enckelmann	1
„ Rittmeister und Ritter Hasselkuß . . .	1
„ G. F. Köhn	1
„ M. W. Köhn	1
„ Aeltermann Kymmel	1
„ Bürgermeister und Ritter v. Meintzen .	1
„ Pastor Dr. Pölchau	1
„ Dr. med. Prevôt	1
„ Consulent Rosenplänter	1
„ Pastor Taube	1
Ferner:	
Herr C. Brandenburg	1
„ Rathsherr B. C. Grimm	1

	Zahl der Exempl.
Herr John Hay	1
= Robert Hay	1
Madam Hill	1
Herr S. F. Ilisch	1
= J. A. Lang	1
= J. C. Lembcke	1
= Nissen	1
= J. B. Nöltingk	1
= Commerzienrath J. M. Pander	1
= August Pander	1
= Consul Rücker	1
= J. F. Schröder	1
= Dr. Schwartz	1
= G. F. Tanck	1
= J. Todd	1
= J. C. v. Wöhrmann, General=Consul	1

Die Gesellschaft der Musse	1
Herr C. Graß	1
= J. Kuntzendorff	1
= von Lentz	1
= A. v. Schwartz	1

Die Bibliothek der Ressource	1
Herr Berent	1

	Zahl der Exempl.
Herr C. W. v. Billerbeck	1
= Rathsherr Brederlo	1
= Rathsherr J. D. Drachenhauer . . .	1
= G. Dreßler	1
= Secretär A. Germann	1
= Rathsherr Fr. Germann	1
= F. H. Holm	1
= Bürgermeister Kühn	1
= Sekretär Porsch	1
= Thonn	1

Herr Buchhändler E. Götschel	1
= Pastor M. Berckholz	1
= Rathsherr und Ritter C. Bergengrün .	1
= Aeltester Brandenburg	1
= A. E. v. Bulmerincq	1
= Pastor Büttner zu Schleck in Kurland .	1
= Buchhändler J. Deubner	4
= Staatsrath von Freymann	1
= J. G. Frohbeen	1
- Cosistorialrath und Oberpastor Dr. Grave	1
= C. Hafferberg	1
= G. Heymann	1
= Aeltester C. Fr. Holtz	1
= Kammeralhofsrath von Jürgensona . .	1

	Zahl der Exempl.
Herr Apotheker Kirchhoff	1
= General=Superintendent v. Klot . . .	1
= Commerzienrath Kriegsmann	1
= Pastor C. Kröger	1
= Staatsrath Dr. v. Levy	1
= Probst Lundberg zu Buschhoff . . .	1
= Fr. Merkel	1
= H. G. Rudloff	1
= B. H. Schnobel	1
= Assessor v. Staden	1
Die Stadtbibliothek	1
Herr Ed. Ch. Weiß	1
= Notär Willisch	1
= v. Zuckerbecker auf Friedrichshoff . . .	1

In Walk.

Herr Syndicus Falk	1
= Dr. med. G. Heubel	1
= Literat Keller	1
= v. Undritz	1
= Landrath und Ritter v. Wulff . . .	1
= Ordnungsrichter v. Wulff	1

In Wilna.

Herr F. von Auer	1
= Professor Holmbladt	1

	Zahl der Exempl.
In Windau.	
Herr Kreisschullehrer Faber	1
= Privatlehrer Gevecke	1
= Consul Hertzwich	1
= Titulär=Rath Jordan	1
= Consul Th. Klevesahl	1

Inhalt.

	Seite
Vorrede.	III
Zueignung und Einleitung.	XV
Liste der Beförderer dieser Schrift.	XIX
Erstes Buch:	
Aus meinem Kindes und Knabenalter.	1
Mein Vater.	1
Mein erstes Kindesalter.	11
Der Elementar = Unterricht zu Riga, vor zwei und sechzig Jahren.	25
Die Gymnasien.	38
Das alte Riga und das jetzige.	48
Fortsetzung.	61
Godofredus von Link.	70
Meine frühesten Jünglings = Jahre.	85
Meine Confirmation.	100
Betrachtungen über die Urreligion.	105
Zweites Buch:	
Meine Jünglingsjahre. Fortsetzung.	119
Karl F. D. Grohmann.	126
Der Propheten = Clubb.	133
Meine erste Schriftstellerei.	138
Meine erste Hofmeisterstelle.	147
Geselligkeit des Landlebens in Liefland vor funfzig Jahren.	151

Seite
Meine poetische Zeit. 164
Friedrich von Meck. 184
Der Dichter Traugott Andreä und der Maler und Dichter Karl Groß. 194
Meine zweite Hofmeisterei. 211
„Die Letten, vorzüglich in Liefland, rc." 221

Erster Anhang:

Charaktere und Schilderungen aus Preußen, im Jahre 1805. 238

Zweiter Anhang:

Aus dem Sommer und Herbste 1806. 270

Erstes Buch.

Aus meinem Kindes- und Knabenalter.

Mein Vater.

Glücklich wer das Andenken an seine Aeltern als ein Heiligthum seines Herzens mit Verehrung bewahren kann! Ich habe dies Glück vorzüglich in Rücksicht auf meinen Vater, und so möge seine Schilderung die erste seyn, die ich gebe. Nicht bloß indeß aus Pietät wähle ich sie dazu. Ich habe auf meiner langen Lebensbahn nur selten so helle Köpfe, so reine und gediegene Charaktere gefunden, als der seinige war.

Er war Landprediger in Liefland. Das heißt, er gehörte einem Stande an, dessen Genossen in fast allen Ländern auf dessen Situation in den russischen Ostsee-Provinzen mit Verwunderung hinblicken

würden, wenn sie sie kennten. Der Ruf derselben zog ehemals ganze Schwärme junger Theologen vorzüglich aus Preußen und Sachsen herbei, um hier, etwa nachdem sie einige Jahre Hauslehrer in einem adligen Hause gewesen, eine Pfarre zu erhalten, durch die sie denn dem Adel in vielen Stücken an die Seite gestellt wurden.

Ein Landprediger hat hier eine Gemeinde von mehrern, zuweilen über zehn bis funfzehn Tausende von Köpfen, und ein Kirchspiel von vielen Quadratmeilen, von deren Producten aller Art ihm ein reicher Antheil als Gebühren oder herkömmliche Geschenke zufließen. Außerdem aber besitzt er für Lebenszeit ein eigenes Landgut mit einer in manchem Kirchspiel aus vier- bis fünfhundert Köpfen bestehenden Bauerschaft, die ihm auf eben die Weise unterthan ist und ihm eben das leisten muß, wie und was die Bauerschaft der adligen Güter ihren Grund-, sonst Erb-Herren. Die Pflichten die ihm ehemals dafür oblagen, waren: an jedem Sonn- und kirchlichen Fest-Tage eine Lettische oder Ehstnische Predigt zu halten, und zuweilen auch, wenn sich zufällig Einige der wenigen Deutschen Gemeindeglieder in der Kirche eingefunden hatten, eine Deutsche; ferner, seine

Gemeinde zu taufen, in Massen zu confirmiren, zu communiciren, zu copuliren und zu begraben, Alles für die Gebühr, und mit den Einrichtungen die er zu seiner Bequemlichkeit nöthig fand. Außerdem hielt er wohl noch im Winter ein Paar Wochen lang eine Betfahrt zu den Bauern der einzelnen Güter, und schrieb auf, welche Kinder lesen und ein Gebet hersagen könnten, wofür er jeden Abend mit schwer beladenen Schlitten voll Geschenken, nach Hause kehrte. Eine Controlle über die nützliche Verwaltung der Pfarren fand bis spät im 18ten Jahrhunderte fast gar nicht statt, daher viele Landprediger nicht einmal ihre Kirchenbücher geführt haben sollen.

Man wird gestehen, die Situation war anlockend genug. Da die meisten einwandernden Theologen Söhne von Handwerkern oder Bauern waren und den brutalen Renommistenton mitbrachten, der in der frühern Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf den Universitäten in Deutschland herrschte, wirkte die Wohlhabenheit und Muße, die ihnen die Liefländischen Pfarren verliehen, auf Viele sehr nachtheilig. Es liefen Erzählungen in Menge um, von der Rohheit, Unwissenheit und der Barbarei der Landprediger gegen ihre Bauerschaft. Edlere Ausnahmen gab

es aber auch zu jener Zeit, und zu den edelsten gehörte, wie ich mit Freude erwähne, mein Vater.

Er wurde 1712 zu Riga als Sohn eines Bürgers geboren, war aber eigentlich Abkomme eines alten reichsfreiherrlichen Geschlechts, das einst die Herrschaft Scheierfelde in der Nähe des Rheins, und beträchtliche Besitzungen in Franken zum Eigenthum hatte, doch, wie es scheint, schon im dreißigjährigen Kriege verarmte und später mit abgekürztem Namen in den Bürgerstand zurückkehrte. Ich habe meinen Vater nie von dieser Abstammung sprechen gehört, und erinnere mich nur, daß ein einziges Mal, als einer meiner Brüder Lust zum Soldatenstande bezeigte, ihm eine Aeußerung fast unwillkürlich über Renovation des alten Adels gleichsam entwischte. Erst nach seinem Tode fanden sich unter seinen Papieren Nachweisungen darüber und das alte Familien-Wappen. Es ist indeß wohl möglich, daß das Bewußtseyn seiner Abstammung seinem Charakter das Ehr- und Zartgefühl erhöht haben mag, durch das er sich von Jugend auf auszeichnete.

In dem Rigaischen Stadtgymnasium, der Domschule, zeichnete er sich durch ernste Sittlichkeit, Fleiß und frühe gelehrte Kenntnisse so vortheilhaft aus,

daß, als ein Lehrer einer der untern Classen gestorben war, man ihn, den 17jährigen Primaner aufforderte, die Stelle desselben zu vertreten, bis er selbst, im 18ten Jahre, zur Universität entlassen würde. Er muß dies Geschäft so geführt haben, daß er sich die Achtung und zugleich die Liebe der Knaben erwarb. Denn mehr als funfzig Jahr später, nach seinem Tode rühmte sich mit dankbarer Wärme ein sehr hochachtungswerther Greis, ein Rathsherr Berens in Riga, damals sein Schüler gewesen zu seyn. Er studirte in Wittenberg und Straßburg. Aus seinem Aufenthalte am erstern Orte führt das „Schriftsteller- und Gelehrten-Lexicon" der Ruß. Ostseeprovinzen eine lateinische Dissertation an, die er 1734, also in seinem 22sten Jahre über einen mathematischen Gegenstand für einen Freund, einen Dänen Namens Westerholt, der promoviren wollte, schrieb, über deren Vorzüglichkeit aber, nach der Disputation, der präsidirende Professor ihn complimentirte. Aus seinem Aufenthalte in Straßburg kenne ich nur Einen Vorgang, der aber einen lichten Strahl auf die Charakterfestigkeit des jungen Mannes wirft. Er hatte als seinen Grundsatz ausgesprochen, er tränke bei Tische ein Glas Wein der Gesundheit halber;

das zweite um der Gesellschaft willen; ein drittes allenfalls einem Freunde zu gefallen, aber ehe er ein viertes leerte, würde er sich schlagen. Ein Raufbold, der vielleicht gegen das vierzigste Glas keine Einwendung gemacht haben würde, fand sich dadurch verletzt, und versuchte, ihn zum vierten Glase zu zwingen, aber mein Vater schlug sich wirklich, und zwar mit einem Erfolge, der ihn vor allen weitern Anfechtungen der Art sicherte: ein Umstand, den ich nach seinem Tode, noch in einem späten Briefe eines seiner Universitätsfreunde erwähnt fand.

Nach vollendeten Universitäts-Studien ging er nach Hamburg, wo er eine Reihe von Jahren der Lehrer einiger Senatoren-Söhne war und sich durch das Grandiose des republicanischen Handelsgeistes so angezogen fühlte, daß er sich dort ganz anzusiedeln wünschte. Freundschaft und Berechnungen der Liebe entführten ihn von dort. Ein Baron Zimmermann aus Liefland, (von einer mit ihm ausgestorbenen Familie,) kam nach einer Reise durch Holland, England, Frankreich, Italien und Deutschland, endlich nach Hamburg, lernte meinen Vater kennen, wurde sein inniger Freund und drang in ihn, mit ihm in's Vaterland zurückzukehren. So eben war die Predi-

gerstelle eines Kirchspiels, in welchem der Baron das Hauptgut besaß, erledigt, und er bot sie meinem Vater an. War es schon anziehend, seine Lebensbahn in naher Verbindung mit einem theuern Freunde fortzusetzen, so wurde diese Aussicht noch wichtiger dadurch, daß sie die Verbindung mit einem reizenden (ich habe ihr von ihr selbst gemaltes Porträt besessen;) und höchst gebildeten Frauenzimmer beschleunigen konnte. Es war die Waise eines berühmten Hamburger Arztes, Namens Falke. (Auch sie steht in dem genannten Schriftsteller-Lexicon, als französische Dichterin und Uebersetzerin mehrer Mosheimischen Predigten ins Französische.) Sie willigte ein, ihm mit ihrer Mutter nach Liefland zu folgen, wo sie ihn auch im J. 1742 heirathete. Doch Freundschaft und Liebe wurden bald bitter getäuscht. Mein Vater erfuhr eines Tages, daß der Baron Zimmermann, der unverheirathet auf seinem Gute lebte, krank sey. Er eilte hin zu ihm. Er fand die Bedienten in den untern Zimmern des Hauses lärmen, jubeln und zanken; in einem obern Zimmer seinen Freund ganz verlassen, durch die Bräune sprachlos und schon so ermattet, daß er noch kaum durch Zeichen einen Trunk fordern konnte. Kurze Zeit nachher verschied

er in den Armen meines Vaters. — Die geliebte Gattin desselben aber starb schon 1743 im ersten Wochenbette.

Jetzt fühlte sich mein Vater in einer Wüste, und stand auf dem Punkte, seine Pfarre aufzugeben, doch die Rücksicht auf die Mutter seiner geliebten Theodora hielt ihn zurück. Sie, eine Frau von vieler Geistesbildung und noch mehr Ansprüchen aufs Leben, war ohne Vermögen. Er blieb Prediger und ließ, mit der Ehrerbietung eines Sohnes, sie in seinem Hause fast zwanzig Jahr herrschen, indeß er nur seinem Amte, seiner Landwirthschaft und vorzüglich seinem Studirzimmer lebte. Zwar hatte er sechs Jahr nach Theodora's Tode wieder aus einem adlichen Hause geheirathet, aber die Herrschsucht der alten Frau zerriß diese Verbindung mit einem Frauenzimmer, das ihr an Charakter und Geist zu sehr untergeordnet war. Mein Vater blieb wieder zwölf Jahr unverheirathet, und bewarb sich sodann, auf Anliegen der alten Schwiegermutter selbst, die durch Kränklichkeit ans Bett gefesselt war, um eine dritte Gattin, und erhielt im 48sten Jahre die Hand der 24jährigen Tochter eines reichen adligen Rathsherrn von Riga, eines Fräulein Brockhausen, die ihm einige

tausend Thaler und zugleich die Aussicht auf ein großes Vermögen mitbrachte, das aber schwand, ohne bis zu ihm zu gelangen.

Nicht um die Biographie eines Privatmannes zu erzählen, sondern um einen Charakter zu schildern, der mir immer einer der reinsten und ehrwürdigsten geschienen hat von Allen, denen ich in meinem Leben begegnete, sprach ich so viel über meinen Vater; die Geschichte seiner dritten Ehe will ich, der Vollständigkeit halber, in wenige Züge zusammendrängen. Sie machte ihn zum Vater von sieben Kindern, von denen ich das Sechste war, aber während ihrer Dauer drangen Trübsale auf ihn ein, die er vorher nicht geahnet. Er gerieth mit dem früher sehr freundschaftlichen Landadel seines Kirchspiels in Feindseligkeiten, die endlich zu einem langwierigen Proceß voll Chicanen *) führten. Eine schmerzhafte, chronische Krankheit fiel ihn an und bald auch Harthörigkeit

*) Man beschuldigte ihn z. B. der Irreligiosität, denn: als er eines Tages eine Fahrt von zwei Meilen zu einem Sterbenden gemacht, der das Abendmahl verlangte, zeigte es sich bei der Ankunft, daß der Küster keine Oblaten mitgenommen, und mein Vater hatte denn einen Bissen Weißbrodt consecrirt und dem Sterbenden gereicht.

und eine tiefe Hypochondrie. Diese Schicksale zwangen ihn zuerst einen Adjunct anzunehmen, und endlich seine Pfarre, gegen eine Pension aus den Einkünften derselben, niederzulegen. Er gab sich 1771 mit seinen jüngern Kindern in die Kost bei einem jüngern Prediger, der sein frühester Adjunct gewesen. Hier lebte er fast nur in seiner Bibliothek, die aus Classikern der Alten, der Franzosen, der Engländer und Italiener, und aus ihren berühmtesten philosophischen und historischen Schriften bestand. Deutsche Schriften waren nur in geringer Anzahl darin. Er hatte zu gebildeten Geschmack gehabt, um an der Gottschedischen Periode Gefallen zu finden; und wenn er die schönere Wieland- und Lessingsche Periode nur wenig kannte, so wird dies wohl hinlänglich dadurch erklärt, daß es lange in allen drei Ostseeprovinzen keine Buchhandlung gab, sondern jährlich nur zum Jahrmarkte, ein Buchhändler-Gehülfe aus Königsberg mit einem Waarenlager nach Riga auf vier Wochen zog. Als aber 1763 die erste Buchhandlung zu Mitau gestiftet und 1767 nach Riga verlegt wurde, war mein Vater schon theils zu alt, theils zu sehr in häuslichen Wirren und zu kränklich, um die neue Gestaltung der deutschen Literatur zu benutzen. Er

blieb seinen alten Lieblingen treu, unter denen Bayle und Voltaire ihm die theuersten waren. Collectaneen von mehrern dicken Bänden bewiesen, wie er sie benutzte.

In seinem 66sten Jahre verließ ihn plötzlich seine Krankheit und seine tiefe Hypochondrie. Seine Kinder waren indeß herangewachsen und forderten zu ihrer Bildung höhern Aufwand, als sein kleines Vermögen gestattete. Trotz seinem hohen Alter beschloß er zu erwerben, und seine ausgebreitete landwirthschaftliche Kenntniß dazu zu benutzen. Er pachtete ein Landgut in seinem 67sten Jahre: aber er hatte seine Kraft überschätzt. Seine Vermögens-Umstände verwirrten sich noch mehr, und er starb vor Kummer, kurz vor dem Schluß seines 69sten Jahres.

Mein erstes Kindes-Alter

verfloß in dem Hause des Predigers zu Alt-Pebalgen. Ich würde es ganz mit Stillschweigen übergehen, wenn seine Geschichte nicht zur Vervollständigung der Charakteristik meines Vaters gehörte, und sie nicht derjenige meiner Lebensabschnitte wäre, der am meisten über meinen eignen Geistescharakter entschieden hat.

Ich wurde geboren am 21sten Oct. 1769. Die Constellation meiner Geburtsstunde angeben, wie Göthe, hoffentlich nur lachend, mit der Constellation der seinigen that, kann ich nicht; aber ich gestehe die Schwachheit, oft mit Vergnügen daran gedacht zu haben, daß ich mit Napoleon, Wellington, Kleber, Moreau, Mehmed Ali von Egypten, Canning, Chateaubriand und andern berühmten zum Theil großen Männern, das Geburtsjahr theile. Freilich auch mit vielen, vielen Millionen unbedeutender Menschen; aber ich glaube durch die große Anzahl Bedeutender zu dem naturhistorischen Schlusse berechtigt, daß es mit den Menschen sey, wie mit den Weinen, die aus gewissen Jahren häufiger vorzüglich sind, als aus andern. Der Krätzer wird dabei nicht zum Rheinwein; aber er ist besserer Krätzer.

Der erste Moment unsers klaren Bewußtseyns, der sich unserm Gedächtniß eindrückt, behält für uns eine Art magischer Beleuchtung so lange die Erinnerung währt. Für mich scheint er früh eingetreten. Noch jetzt, im 70sten Jahre, steht es mir hell vor der Seele, wie ich in langem Röckchen, die Fallkappe auf dem Kopfe, mich vergeblich bemühte, die etwas hohe Hausthürschwelle zu erklimmen, mich endlich auf dem

Bauche hinüberwälzte, mich jenseit aufrichtete und sah: die Sonne blitzte durch das schöngrüne Laub eines Baumes, neben dem ein herrlicher blauer Himmel ausgebreitet war. Diese erste bewußte Wahrnehmung lebt ganz isolirt in mir. Von Allem was vorherging und was lange nachher sich mit mir ereignete, weiß ich Nichts. Psychologen die nicht zu stolz sind zugleich Physiologen zu seyn, finden dergleichen Momente der aufblitzenden fertigen Geisteskraft im unreifen Körperlichen, vielleicht nicht unbedeutend.

Die zweite klare Erinnerung meines Lebens ist das Bild meines Vaters: eines nicht großen Greises, immer in Schlafrock und Babuschen, mit einer sanft schwermüthigen Miene, der nur gegen die Frühstücks- und Essenszeit aus seiner Studirstube ins Familienzimmer kam, und dann fast niemals sprach, außer zu mir, für den er immer eine liebevolle Miene und ein Paar freundliche Worte hatte. (Meine älteren Brüder waren zur Erziehung nach Riga gegeben.) Wie ich ungefähr fünf Jahr alt seyn mochte, blieb er länger im Wohnzimmer um sich mit mir zu unterhalten; aber wie? Klar steht es noch vor mir, wie er mich eines Tages, indem ich an dem Arm

seines Lehnstuhls hüpfte, auf die verschiedenen einfachen Töne aufmerksam machte, die mein Mund hervorbringen könne. Welch ein Spiel für mich, immer neue zu erfinden, und wie reizte es meine Neugier, als er mir sagte, diese Töne wären mit besondern Zeichen in einem Buche angemerkt! Ich mußte sie sehen! Meine Neugier wurde, wie man denken kann, gerne befriedigt, und indem ich mir die Zeichen zu den Tönen, die ich angab, nachweisen ließ, erlernte ich das Alphabet in drei Tagen, indem ich zu spielen glaubte.

Ich beschwerte mich indeß bald, daß nicht alle Töne, die ich angab, ihre Zeichen hätten. Mein Vater lächelte und sagte, man habe nur die Töne gezeichnet, die man brauchen könne. — Brauchen? Wozu? — Er machte mich aufmerksam darauf, daß die Worte, die wir zu einander sprachen, aus lauter solchen Tönen zusammengesetzt seyen. Ich bemerkte es mit Erstaunen und sann nach. Er forderte mich auf, selbst solche Zusammensetzungen zu versuchen. Ich that es mit Spielbegierde. Das führte zur Bemerkung der Verschiedenheit zwischen den Selbstlautern und Mitlautern, und so bald es mir deutlich war, daß ohne die Erstern keine Sylbe möglich sey,

stand mein Vater auf, und ging in sein Studirzimmer. Er wußte, daß ich das neue Spiel, zu dem er mich aufgemuntert, nicht unbenutzt lassen würde. In der That, als er am andern Nachmittage nach dem Kaffee sich nach mir umsah, hatte ich schon eine Anzahl von Sylben ersonnen. Er schlug mir vor, in einem Buche nachzusehen, ob ich meine Sylben auch darin fände, und hier fing der eigentliche Unterricht im Lesen an, ohne daß ich zu lernen glaubte. Ich suchte die Sylben, die ich mir erdacht, dann andere zu errathen, die mir neu waren, und mein Vater lehrte, indeß er nur mit zu suchen und zu rathen schien. Als so ein halbes Stündchen verflossen war, zog er sich, wie gewöhnlich, zurück, aber der neue Zeitvertreib hatte mich zu sehr gereizt, als daß ich ihn schon bei Seite hätte legen mögen. Ich setzte ihn fort, nahm ihn oft wieder vor, und konnt' es kaum am andern Tage erwarten, daß mein Vater seinen Kaffee getrunken und seine lange Thonpfeife ausgeklopft hatte, um ihm bittend wieder mein Buch zu bringen. Kurz, in acht Tagen las ich fertig, aber bloß als Kunst, die einzelnen Worte zu errathen. Jetzt machte mein Vater mich aufmerksam auf den Sinn, den sie zusammen geben möchten. Ich ver-

suchte, was natürlich sogleich gelang, und war höchlich überrascht, als ich aus den Worten, die ich bisher nur als Klänge betrachtet hatte, ein niedliches kleines Fabelchen hervorgehn sah. Nun war das Gebiet des Bücherlesens mir mit allen seinen Genüssen aufgeschlossen und vier Wochen nachdem mein Vater mich auf die einzelnen Töne aufmerksam gemacht, sprang ich selten im Garten umher, ohne Gellerts Fabeln unter dem Arm, und wenn ich mich ermüdet unter eine Hecke warf, wurde das Buch gleich wieder aufgeschlagen. Man lobte meine Fähigkeiten und meinen Fleiß. Mein Vater lächelte dann und klopfte mir freundlich auf die Wange, was mich viel mehr erfreute, als das Lob. Mein Lehrer, und die Methode, die mich lernen lehrte, waren denn wohl die Hauptursache der Erscheinung.

Mein Vater wandte dieselbe Methode auf Alles an, was er mich lehrte. Irgend ein gelegentlich scheinender Anlaß, den er aber geflissentlich herbeiführte, reizte meine Neugier; er erklärte, doch gerade nur so viel, als nöthig war, mein Nachdenken zu reizen; dann überließ er mich mir selbst, und brachte nur am andern Tage das Gespräch wieder auf den

Gegenstand, um zu prüfen, ob ich mir einen hellen Begriff errungen.

Am lebhaftesten ist mir im Gedächtniß, wie er mich zu einem Grundbegriffe der Geographie führte. Er kam eines Tages zu ungewöhnlicher Zeit aus seinem Zimmer, mit einer Kugel in den Händen, und zeigte mir einen bunten Käfer, der auf derselben spazierte. Indem ich diesen bewunderte, trieb mein Vater ihn mit einer Feder zum graden Weitergehen, und machte mich aufmerksam auf den Punkt von dem er ausging. Es unterhielt mich, das Thierchen weiter und weiter immer gerade aus wandern zu sehen. Plötzlich stand es wieder auf dem Ausgangspunkte. Mein Vater sah mich an: der Gedanke den er in mir entstehen lassen wollte, war noch nicht da, und der Käfer trat seinen Gang noch einmal an, und stand wieder auf demselben Punkte. Nun, sagte mein Vater, er ist ja doch immer geradeaus gegangen, und kommt immer wieder hierher zurück! Ja, rief ich aus, weil das eine Kugel ist. — Freilich, sagte mein Vater. Es sind aber Menschen auf der Erde auch so, wie der Käfer, immer grad aus, in Schiffen gefahren, und wie sie das ein Paar Jahre gethan hatten, trafen sie auch wieder zu Hause ein,

ohne umgekehrt zu seyn. — Die Erde, sagte ich langsam und nachdenkend, muß also auch wohl eine Kugel seyn. — Ja, erwiderte mein Vater; die Sonne auch; der Mond auch, und die Sterne. Sie schwimmen alle in der Luft umher.

Er stand auf und entfernte sich, ich aber schlenderte längst den Wänden hin und verarbeitete den neuen Gedanken. Meine Schwester trat herein und ich theilte ihr sogleich ganz ernsthaft, wie den Inhalt einer neuen Depeche, mit: Die Erde ist eine Kugel. Wenn man auf ihr in einem Schiffe immer gerade aus fährt, kommt man wieder dahin, von wo man ausgefahren ist. Meine Schwester hatte Bedenklichkeiten dagegen und besonders gegen das Fahren in Schiffen. Eben kam mein Vater wieder. — „Aber, fragt' ich ihn, warum fuhren denn die Leute in Schiffen, nicht lieber in Kutschen?" denn die Bequemlichkeit unsrer alten Kutsche hatte mir sehr gefallen. Weil zu viel Wasser zwischen den trocknen Ländern ist, sagte er. Hier auf dieser kleinen Kugel ist genau hingezeichnet, wo Meer und wo trocknes Land auf der großen Erdkugel ist. Das Weißgelassene bedeutet Meer, das Gefärbte Land. — „Aber warum hat denn das Land nicht Alles eine Farbe

wie das Meer?" — Weil die großen Stücke Landes, die man Welttheile nennt, nicht alle von einerlei Völkern bewohnt sind, sondern unter viele Völker getheilt sind, nach denen sie denn genannt werden. Hier wohnen die meisten Deutschen: da steht der Name ihres Landes, Deutschland. Dies Stück trocknen Landes bewohnen die Franzosen; da steht Frankreich; — dies die Russen, und das heißt Rußland." — Hier ging mein Vater in sein Studirzimmer, ich aber schlich gedankenvoll mit der Kugel in das Meinige, den Garten, wo ich mich mit ihr in das Gras warf, um die Namen herauszubringen. Mein Vater hatte sich nicht die Mühe verdrießen lassen, sie mit Silberschrift deutsch unter das Lateinische zu schreiben. Unsere Unterhaltung hatte keine halbe Stunde gedauert, aber meinem Geiste war eine neue Welt aufgethan.

Nach zwei Tagen fragte mich mein Vater, ob ich die Namen alle herausgebracht? — Es war so ziemlich geschehen. — Ob ich die Meere und Länder wohl wiedererkennen würde, wenn ich ein andres Bild von ihnen sähe? Er schlug einen Atlas auf. Ich erkannte die meisten Länder nach der Figur, wenigstens nach einem Blick auf meine liebe Kugel. Er fügte

die Namen der Hauptstädte hinzu, und von Jeder irgend Etwas, das einem Kinde merkwürdig seyn mußte, und mein geographisches Studium war in zwei Wochen geendigt. Ich hatte so viel ziemlich helle Begriffe in Rücksicht der Erde gewonnen, als er meinem Alter glaubte zumessen zu dürfen. Ich aber bat mir den Atlas oft aus, zum — Bilderse- hen meinte ich.

Den meisten Einfluß auf die Weckung meines kindlichen Geistes hatten die Spaziergänge, die mein Vater im Sommer jeden Abend fast immer auf dem- selben Wege machte: bei einer schönbelaubten Baum- gruppe, die einen Eiskeller verbarg und schirmte, vorüber, zwischen einem Felde und einer Wiese zum Ufer des Pebalgschen See's. Nachdem er mir ein- mal die Erlaubniß gegeben hatte, an seiner Hand diesen Weg mitzumachen, ließ ich es mir als ein Recht nicht mehr nehmen, und schalt wohl eifersüch- tig auf meine Schwester, wenn auch sie uns folgte. Auf diesen Spaziergängen erklärte er mir Etwas aus der Natur, meistentheils aber erzählte er, nicht Mähr- chen oder dergleichen, sondern historische Begebenhei- ten. Gellerts Fabeln hatte ich so oft durchgelesen, daß er sie mir durch etwas Anderes hatte ersetzen zu

müssen geglaubt, und aus Mangel an eigentlichen Kinderschriften, hatte er mir einen Band einer Schrift gegeben, betitelt: „Anekdoten und Charakterzüge berühmter Personen.“ Hier stieß ich nun jeden Augenblick auf Etwas, das ich nicht begriff oder verstand, und der Stoff zu Erklärungen war unerschöpflich. Bald hatte ich gewisse Helden, von denen mein Vater immer etwas Neues nachtrug. Der mich am meisten interessirte, war Carl der Zwölfte, dessen Unternehmungsgeist, Festigkeit und Tapferkeit mich unendlich anzog, und dessen Kampf mit den Janitscharen an unzähligen weißbärtigen Distelköpfen durch meine Hand gerächt wurde. Allmälig erregte mein Vater aber auch für andere Charaktere mein Interesse, unter denen er vorzüglich Timoleon und Thomas Morus, Beide von meinem Buche öfter erwähnt, mir lieb zu machen suchte; doch Carl der Zwölfte blieb immer mein Held; selbst als ich Alexander den Großen kennen lernte.

In diesen Anekdoten kamen oft Phrasen in andern Sprachen vor. Auch dies benutzte mein Vater, mir eine neue Ansicht zu geben, und mir Fertigkeiten, die ich künftig zu erwerben hätte, wünschenswerth zu machen. Er las mir sie vor, wenn ich um ihre

Uebersetzung bat. Mir fiel es auf, daß die Sylben anders ausgesprochen wurden, als im Deutschen. Ich fragte; meine Neugier erwachte, wie die Franzosen diese Sylbe, wie jene aussprächen. Mein Vater wußte meine Neugier, bald auch meinen Ehrgeiz, mir unmerklich, immer von neuem aufzuregen, und in wenig Wochen las ich Französisch und bald auch Englisch, und glaubte nur meine Neugier befriedigt. Als ich später Sprachmeister hatte, tadelten sie zwar meine Aussprache vieler Worte, theils als veraltet, theils als unrichtig von mir aufgefaßt und behalten; aber auch so war mir das Erlernte später sehr nützlich.

Bei dieser Gelegenheit ein kleiner Vorgang, dessen Erinnerung mir zu lieb ist, um ihn zu übergehen! Ich hatte in meinem Anekdoten-Buche gelesen, daß Arria sich den Dolch in die Brust stieß, ihn dann ihrem Gemahl reichte und rief: **Paete, non dolet!** Mein Vater mußte mir das übersetzen. Ich sprang fort, indem ich die Worte jubelnd wiederholte. Meine Schwester begegnete mir. „Ich kann Latein! rief ich ihr zu: **Paete, non dolet!** heißt: Pätus, es schmerzt nicht." Ich mußte ihr die Geschichte erzählen, aber sie nahm sie ernsthafter als ich, und behauptete, die Frau habe ihren Peter belogen: es schmerze wohl,

selbst wenn man sich mit einer Nähnadel in den Finger stäche. Das kümmerte mich nicht. Ich hüpfte weiter, und die Worte „Paete, non dolet! Pätus, es schmerzt nicht!" wurden noch hundertmal in einem Jubeltone wiederholt, dessen man sie wohl nie fähig gehalten. Als ich meinem Vater zur guten Nacht die Hand küßte, bückte er sich nicht, wie gewöhnlich, um mir einen Kuß zu geben. Ich bat darum. — Nein, sagte er; ich würde Dich heute mit meinem langen Barte stechen. — Ich dachte einen Augenblick nach und fragte dann: Was heißt „Vater" auf Latein? — Pater. — Pater, non dolet! rief ich bittend. Er sah mich überrascht an, hob mich auf und drückte mich an seine Brust, aber den einmal versagten Kuß erhielt ich nicht. —

Unsre Spaziergänge, wie gesagt, fanden des Abends statt; für die übrige Zeit des Tages, die er von mir getrennt verbrachte, wußte mein Vater auf jenen Spaziergängen Stoff zu kleinen Aufgaben zu finden, die mich zu genauer Beobachtung und zur Anstrengung des Nachdenkens reizten. Warum während eines leichten Regens die Tropfen nieder fielen, indeß der Rauch aufwärts stieg? Warum die Krebse schneller rückwärts gehen als vorwärts? Wie

es zugehe, daß der Boden der Honigzellen eingedrückt, und der Boden der ihnen gegenüber stehenden, auch? Warum die Espenblätter zittern, indeß alles übrige Laub ruht? Da hat man einige der hoch ernsten Forschungen, die mich halbe Tage beschäftigten. Ein Wort hätte sie gelöst; aber dies rechte Wort zu finden, war gewiß für den Geist eines nun sechsjährigen Knaben eine wichtige Anstrengung. Aber wie glücklich fühlte ich mich auch, wenn sie gelungen war! „Die selige Zeit des Lesenlernens und des ersten Nachdenkens!" Es mögen wohl sehr Wenige seyn, die beim Rückblick auf ihre Kindheit sich versucht fühlten, so auszurufen. Aber auch das Eden der meinigen verschloß sich mir bald.

Mein Vater scheint bemerkt zu haben daß, bei der Einsamkeit, in der ich ohne Gespielen lebte, seine Methode mich zu bilden und zu unterrichten, mehr wirkte, als er eigentlich beabsichtigte. Er war zu weise, nicht zu erkennen, daß die Aufopferung des Kindersinnes zu der Zeit, die diesem gehört, nur zu leicht nachtheilige Folgen für die folgenden Perioden des Fortreifens hat, selbst in Rücksicht auf körperliche Gesundheit, noch mehr aber auf lebenslängliche Stimmung des Geistes und Charakters. Ich hörte ihn

meiner Mutter ausführlich erklären, wie nothwendig es sey, daß ich unter andre Knaben käme, um nicht, in der Einsamkeit erzogen, Seltsamkeiten anzunehmen. Mein Schicksal führte mich oft wieder dahin! — Sie widersprach und pries mich als ein „ungewöhnliches" Kind, aber er bewies ihr, daß die Ungewöhnlichkeit kein Glück sey. Ach, er sprach aus eigner Erfahrung! Seine Gründe und sein Wille siegten, und kurze Zeit hernach machte sie eine Reise von zwanzig Meilen, um mich in meinem siebenten Jahre zu meinen Brüdern nach Riga zu bringen. Vielleicht schon zu spät! Meine Gespielen in der neuen Lage, erkannten bald an, daß ich mehr wisse und reifer denke als sie, aber sie schlossen sich eben deshalb wenig an mich an; und ich hatte schon zu viel Reflexion und Ideen, um mir durch meine recht lustigen Knabenstreiche das Bürgerrecht unter ihnen zu gewinnen, und das bedaure ich noch.

Der Elementar-Unterricht zu Riga vor zwei und sechzig Jahren.

„Die gute alte Zeit!" Heimlich haben wir Greise alle eine Vorliebe für sie; doch blicken wir dem

Mütterchen scharf ins Auge, so entdecken wir, daß sie nichts Liebenswürdiges hatte, als daß wir in ihr jung gewesen, und wenig Gutes, als daß sie die Gegenwart vorbereitete.

— Man hatte mich zu einer alten Demoiselle gebracht, die eine große Kinderfreundin war, und auch meine Brüder, von denen ich noch zwei bei ihr vorfand, aus der Kindheit heraufgezogen hatte. Das Wohnlocal, wo ich mich hier eingesperrt fühlte, war enge, aber es stieß daran eine große Stube von drei Fenstern Länge. Man sagte mir, das sey die Schulstube: das Frauenzimmer hielt seit vierzig Jahren eine stark besuchte Elementarschule, die sie schon von einer Vorgängerin geerbt hatte. Es mochte die dritte Generation seyn, die sie jetzt besuchte, ein Beweis, daß man sie für vortrefflich hielt.

Eine Schule war mir ein ganz neuer Gedanke, doppelt wichtig, da ich wußte, daß auch ich Eine besuchen sollte. Aufmerksam besah ich mir also diese Stube. In einem Winkel derselben waren viele kleine Schemel und Stühle auf einander gehäuft, längs den Wänden gewöhnliche Stühle und mehrere Tische. Zwischen dem ersten und zweiten Fenster stand ein großer lederner Ohrstuhl, und vor ihm ein

runder Tisch, auf dem eine Menge beschmutzter, meistentheils deckelloser ABC Bücher, kleine Katechismen lagen, und mit grober Schrift gemachte Abdrücke der Evangelien, über deren Jedes vier bis sechs Verse den Hauptgedanken desselben angaben; mitten inne aber lag eine große Ruthe und eine kleine Karbatsche. Bestürzt über den Anblick dieser Bildungs-Instrumente, die ich bisher nur dem Namen, nicht der Wirkung nach kannte, und fast eben so sehr über die Bücher, die so gar sehr von denen abstachen, in welchen ich bis jetzt geschwelgt hatte, schlich ich ins Wohnzimmer zurück, wo meine Mutter noch verweilte, und erkundigte mich leise, ob ich auch in diese Schule gehen solle? Sie erwiderte, ich könne ja schon lesen; ich solle in eine Schreibschule kommen. Getröstet und wohlgemuthet setzte ich am folgenden Morgen meine Beobachtungen an der offnen Schulthüre fort.

Es erschienen zwischen 7 und 8 Uhr, wohlgekleidete Mädchen von 6—16 Jahren, Töchter von Krämern und wohlhabenden Handwerkern, die Meisten von einer Dienstmagd begleitet, die ihnen den Mantel abnahm, und ihn auf einen großen Tisch legte, der bei der Stubenthüre stand; dann trafen noch mehr

Knaben ein von 6 — 10 Jahren. Die alte Lehrerin nahm ihren Ohrstuhl ein, setzte die Brille auf und der Unterricht begann. Die erwachsenen Mädchen brachten ihre Näh= oder Stick= oder Strickwerke zur Beschauung, empfingen Lob oder Tadel, und neue Aufgaben. Von den Kindern hatte sich indeß Jedes sein Stühlchen oder seinen Schemel und sein Buch aufgesucht, und alle setzten sich in zwei weite Kreise um den runden Tisch. Jedes stocherte mit einem Stylax in dem Buche an seiner gestrigen Lese=Lection, bis die Lehrerin sie nach einander zum Lesen aufrief, denen aber, die schon lesen konnten, ihr heut auswendig zu lernendes Pensum aus dem Evangelium der Woche, oder ein Stückchen aus Luther's kleinem Katechismus aufgab. Zuletzt wurden die Abc=Schüler und die Buchstabirenden gerufen und bemühten sich unter der Leitung, auch wohl der Ruthe der Lehrerin.

Gegen diese Ordnung im Verfahren läßt sich nichts einwenden, aber auffallend war mir es, daß die Kinder, wenn sie nach zwei Stunden, die sie still und dem Anschein nach fleißig zugebracht, ihre Lection von sechs bis acht Zeilen aufsagen sollten, sie selten wußten, und daß ich Manches von den kleinen

Kindern, meistentheils von meinem Alter, bitter ausschelten und bedrohen hörte, weil es nach Monaten noch nicht das Abc kenne, oder das A—B—Ab zusammen buchstabiren konnte. Ich erinnerte mich, wie leicht ich dieses Alles in wenig Tagen erlernt hatte, und fing an eine große Meinung von mir zu haben; erst viel später begriff ich, worin der Unterschied lag, nämlich daß diesen armen Kindern kein Gedanke gegeben war, zu dem was sie trieben. Am meisten Mitleid flößte mir ein kleiner Junge ein, ein Jahr älter als ich, der bitterlich darüber weinte, daß er eine Bitte des Vaterunsers nun schon drei Tage lerne, und durchaus nicht behalten könne. Ich las das ganze Gebet zweimal durch und sagte es ihm her. Ja, sagte er, aber das „Was ist das?" und ich gestehe, diese Erklärung machte auch mir wieder dunkel, was mir sehr klar geschienen. Luther schrieb sie gewiß nicht, daß man die Kinder mit dem Auswendiglernen derselben peinigen solle, sondern damit die Lehrer sie benutzen sollten. Aber das Auswendig-Lernenlassen ist so bequem! Das Denkenlehren galt damals für Nichts.

Mit dem Einzwängen dieser Katechismen- und Evangelien-Fragmente, das jahraus, jahrein getrie-

ben wurde, meinte die gute alte Dame die übernommene Pflicht des religiösen Unterrichts bei den größern Kindern, die schon lasen, vollkommen zu erfüllen, und die Eltern müssen es auch geglaubt haben, da sie damit zufrieden waren; aber es auch bei den Kleineren zu thun, hatte sie eine ganz eigenthümliche Weise. Um zehn Uhr stellten sich diese mit gefaltenen Händen um den runden Tisch; die Alte rief im ernsthaft heftigem Tone, als dictire sie ein unverbrüchliches Gesetz, eine Zeile des Verses her, der über dem Evangelium der Woche in dem erwähnten Büchelchen stand, und die Kleinen wiederholten ihn, sich schaukelnd, mit einer ganz eigenthümlichen gleichmüthigen Modulation; dann rief sie die zweite Zeile eben so, und die Kinderchen modulirten sie nach. War der Vers zu Ende, so fing der Spectakel von neuem an, und das wurde täglich eine Stunde getrieben; am Sonnabende aber ließen sorgfältige Eltern sich den Vers hersagen und freuten sich herzlich über die Fortschritte, die ihre Kinderchen machten.

Gegen Weihnacht, wohl schon vier Wochen vorher, nahm dieser Religions-Unterricht einen höhern Schwung. Es war nämlich der Gebrauch, daß die Kinder am Weihnachts-Vorabend ihren heiligen

Christ damit verdienen mußten, daß sie den Eltern besondere Verse hersagten, die in einem eigenen Büchelchen zusammengedruckt waren, je mehr je besser. Wer die meisten hersagte, dem bescheerte in der folgenden Nacht der heilige Christ die größte mit Silber- oder gar Gold-Papier überklebte Confect-Schachtel. Um dieser Gedichtlein willen wurden die Stunden des Vorsagens verdoppelt, und die gute Alte seufzte dann oft schwer über die Last des Unterrichts! Diese Gedichtlein waren übrigens, soviel ich mich erinnere, zum Theil der gotteslästerlichste ascetische Unsinn, der den Kindern die Köpfe auf immer hätte verwirren müssen, wenn sie dabei das Geringste gedacht hätten; aber davon erinnere ich mich nur einer einzigen Spur, die ich später oft belacht habe.

Eine der stattlichsten dieser Verseleien hieß:

Jesus liegt auf Heu und Stroh!
Das macht mir das Herze froh.
Ich soll in der Hölle liegen
Und daselbst ein Bette kriegen,
Das von Flammen aufgemacht,
Und mit giftgefüllten Schlangen
Umb und umb ist überhangen,
Und nie endet seine Qual:
O wär' ich im Himmelssaal!

Ein kleiner Knabe mit einer klugen, trotzigen Physiognomie, hatte die Verse einmal nachgesprochen; aber als sie wiederholt wurden, sagte er keck und kühn immer: „Sie soll'n in der Hölle liegen." Die Alte bemerkte es endlich und verbesserte ihn scheltend: „Ich soll" — Nun ja, Mutterchen! (So hießen alle Kinder in der Schule sie; außer derselben, in den Familienkreisen, hatte sie eine noch liebevollere Benennung) sagte er, Sie — Nicht doch, rief sie; Du sollst, Du — „Ich will aber nicht. Ich habe Nichts gethan!" antwortete er mit Thränen. Der Streit hätte wahrscheinlich mit der Ruthe entschieden werden müssen, wenn seine ältere Schwester ihm nicht von ihrem Stickrahmen zugerufen hätte: „Es ist ja man (ein Livonism) so gesagt! Es ist Alles nicht wahr!" Die gute Alte ließ diese Ketzerei ungerügt passiren, froh, wie es schien, daß der Handel damit beigelegt war.

Ich bedaure, den Familiennamen des Knaben nicht gewußt, oder vergessen zu haben. Er hatte offenbar die Anlage zu einem selbstständigen Denker. Ich möchte wissen, was aus ihm geworden?

Mit freudigem Selbstgefühle, dieser Schule entwachsen zu seyn, trat ich den Weg zur Schreibschule an; aber ich fühlte bald, daß ich dabei schlimm gebettet sey. Riga hatte damals drei Schreibschulen, von denen aber nur zwei unter dem Rathe standen und als der Stadt gehörig betrachtet wurden. Eine derselben hatten, zur Zeit, da Riga unter polnischer Hoheit stand, die Jesuiten gestiftet, und sie war daher bei den Bürgern weniger beliebt. Mein Vater, der sich noch immer gern des Bürgerthums seiner Familie in der geliebten Vaterstadt erinnerte, hatte ausdrücklich bestimmt, daß ich eine der andern, die Waisenhaus-Schule besuchen solle, die ohnehin für die bessere galt. Aber wie war sie beschaffen!

Man führte mich in einen langen Saal, der zwar vier Fenster hatte, aber nur an der einen langen Seite, so daß er bei seiner bedeutenden Tiefe und den kleinen verwitterten Scheiben der Fenster, dunkel war. Am ersten Fenster stand ein hohes, viereckigtes Gerüst, zu dem zwei Stufen hinaufführten. Hier saß an einem breiten Tische ein großer vierschrötiger Mann und blickte mit der Majestät einer ergrimmten Katze über den Saal hin. Ich konnte ihn immer nur mit einem geheimen Schauder ansehn. Vor

ihm lagen Haufen von Posen, die er geschickt zu härten und zu reinigen verstand, und mit denen er einen Handel trieb; außerdem Papiere und Kaufmannsbücher. Denn da er eine schöne Handschrift hatte und ein sehr geübter Rechner war, gaben ihm mehrere Handlungshäuser viel zu thun. Mitten inne lagen auch hier Ruthe und Peitsche, aber von viel furchtbarerem Aussehn, als auf „Mutterchens" Tische. Im Saale selbst standen drei Reihen lange Tische mit Bänken an beiden Seiten. Da sie der Länge des Saales nach gestellt waren, hatte die erste Reihe volles Licht; die zweite halbes für Diejenigen, die mit dem Gesichte nach dem Fenster gerichtet saßen; die dritte blieb am heitersten Tage in Halbdunkel.

Hier war es, wo achtzig bis hundert Kinder jeden Tag sechs bis sieben Stunden, Viele eine Reihe von Jahren hindurch, dumpf und gedrückt, in tiefer Scheu vor dem tyrannischen Gewaltigen auf dem Gerüste, hinbrachten. Etwa dreißig blasse Mädchen mit immer trüben Mienen, in groben, blauen Kleidern und Kartek-Mützchen auf dem Kopfe, und ungefähr eben so viele Knaben mit eben so gespensterartigen Gesichtern, die von schlechter Nahrung zeugen mochten, in langen Röcken vom gröbsten Tuche, machten

die Waisen-Gruppe aus. Keiner derselben hatte hier Erlösung zu hoffen, bis die Mädchen alt genug waren, in Dienst zu gehen, die Knaben, irgendwo bei Krämern oder Handwerkern als Lehrburschen einzutreten. Außerdem mochten hier noch dreißig bis vierzig Knaben seyn, die von ihren Eltern hergeschickt wurden. Und was lernten die Armen in der langen Reihe von Jahren, in ihrem Elende? Nichts als lesen, schreiben und rechnen *).

Die Lehrerstelle wurde, nach altem Gemeinsinn des Bürgerthums, nur einem Eingebornen gegeben und ein Bürgerssohn erhielt den Vorzug vor jedem Andern. Der Majestätische, vor dem auch ich beben mußte, war der Sohn eines Schusters, und schien die Rohheit eines Schuhknechts beibehalten zu haben. — Ein zweites Erforderniß zu dieser Stelle

*) So eben lese ich, daß in einigen guten Lettischen Schulen die Kinder in drei Wintern im Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und selbst im Briefschreiben glückliche Fortschritte machen. Der Sommer gehört ländlichen Arbeiten. — Und viele, viele Generationen Deutscher Waisen verschmachteten ihre Jugendzeit im Elende, um ungeschickt und ungelenk und kränklich in die Welt hinausgelassen zu werden! Auch in Rücksicht der Erziehung drückt die „gute alte Zeit" das Herkommen, schwer auf die neue, wie eine Fessel.

war, daß der Aspirant eine schöne Hand schreibe und ein vollendeter Rechner sey. Ueber diese zwei Fertigkeiten mußte er sich ausweisen: ob auch über den dritten Gegenstand, seine Fähigkeit zum Unterricht in der Religion, die überall angeflickt wurde, weiß ich nicht, bezweifle es aber. Man verstand darunter überhaupt nur die Worte des Katechismus und der Evangelien, und ob er diese auswendig wußte, daran lag wenig; wenn er nur die Kinder zwang, sie zu behalten. Aus einer Erscheinung, deren ich bald erwähnen werde, scheint es indeß doch, man habe vorausgesetzt, er werde auch Erklärungen geben. — Die Einrichtung der Schule war übrigens handwerksartig. Der Lehrer hieß in der ganzen Stadt der Schulmeister, und als Meister nahm er Gesellen und Bursche an, und entließ sie nach Wohlbefinden. Sie saßen an bestimmten Stellen auf der Schülerbank, und überhoben den Meister der Mühe, sich den Katechismus hersagen zu lassen, den Kindern vorzuschreiben und Rechnenexempel aufzugeben. Ruthe und Peitsche waren ihnen dabei untersagt, als Regalien des Meisters; nur des Privilegiums der Faustschläge, der Ohrfeigen nnd des Haarraufens genossen sie, und machten einen freigebigen Gebrauch

davon. Wenn aber ein Knabe eine neue Rechnen-Species anfangen sollte, war es nothwendig, daß er seine Tafel zum Meister trug, dessen Verfahren dann einen Beweis gab, daß er wirklich die Nothwendigkeit und Verpflichtung kannte, den Schüler auch Gedanken zu geben. Er — erklärte etwa, worin die Species bestände und was sie bezwecke? Bewahre! Er schrieb auf die Tafel eine, wahrscheinlich aus einem Rechenbuche entlehnte Formel hin: „Subtrahiren heißt" u. s. w. Diese Formel mußte der Knabe auswendig lernen, und wenn er sie ohne Stocken hersagen konnte, wurde ihm das erste Exempel vorgeschrieben. — Einen zweiten Beweis, daß er wirklich so Etwas als Gedanken glaube hervorbringen zu müssen, gab sein Verfahren beim Herannahen des Examens. Dann mußten sich alle Schüler in zwei gedrängte Reihen zusammenstellen, zwischen denen er ein Paar Wochen täglich eine Stunde lang auf und abging, und anfangs ein langes Gewäsch hersagte, von dem die Knaben an dem einen Ende der Reihe kein deutliches Wort vernahmen, wenn er am andern war, und während dessen er häufig ein fein geschriebenes, handgroßes Manuscript aus der Hosentasche zog und nachlas. In der zweiten und dritten Woche

veränderte er sein Verfahren. Er that Fragen über seinen Vortrag, und da die Kinder natürlich Nichts zu antworten wußten, sagte er den Einzelnen die Antwort vor; ließ sie mehrmal nachsprechen, und notirte sich in seiner Handschrift den Namen des Befragten, um beim Examen die Frage an ihn zu richten. An dem folgenden Tage geschahen dieselben Fragen an dieselben Schüler, und so brachte er es denn dahin, daß endlich Jeder seine Antworten fertig herplapperte.

Wenn man sich der Unterrichts-Methode erinnert, durch die mein Vater den Geist des Kindes zu wekken und zu bilden suchte, so wird man mir glauben, daß ich, was ich in dieser Schule erlebte, nur mit einer Art stupiden Erstaunens ansah. Zum Glück entkam ich dieser Kinderhölle schon nach einem halben Jahre, freilich ohne daß ich recht leserlich schreiben gelernt, noch die fünf Species begriffen hätte. Man fand mich auch ohne dies fähig in die sogenannte lateinische Schule geschickt zu werden.

Die Gymnasien.

Riga hatte damals zwei Gymnasien, obgleich nur halb so bevölkert als jetzt. Das Eine, die Domschule,

gehörte der Stadt, die es noch zur Zeit ihrer Hanseatischen Verfassung gestiftet und gut dotirt hatte. Es war mit lauter ausländischen und von bedeutenden Männern empfohlenen Gelehrten besetzt. (Auf Kant's Empfehlung war auch Herder ein halbes Jahr bei demselben angestellt, verließ aber dann einen Wirkungskreis, der seinem hohen Geiste freilich nicht angemessen war.) Dieses wurde vorzüglich von der Jugend der angesehenen Städter besucht. Das zweite hieß das Lyceum, war von der schwedischen Regierung gestiftet, weniger gut dotirt und großentheils mit Inländern besetzt. Es gehörte der Krone und wurde am meisten von Söhnen der Kronsbeamten und solcher Landedelleute und Landprediger besucht, die nicht wohlhabend genug waren, Hauslehrer zu halten. Beide haben den Wissenschaften und dem Staate manchen ausgezeichneten Mann geliefert, doch galt die Domschule für das vorzüglichste. Ihr Studienplan war der damals gewöhnliche: von Quinta bis Prima trieb man Griechisch und Latein, als die Hauptsache, und verwendete so zehn bis zwölf Jugendjahre um Viele Etwas oberflächlich zu lehren, was Einzelne in zwei Jahren viel gründlicher hätten erlernen können. Nur wenige Stunden wöchentlich

waren der Geographie, der Geschichte, der Naturkenntniß gewidmet, aber dieser Mangel wurde reich dadurch ersetzt, daß, in der Domschule wenigstens, die Lehrer nicht Pedanten, sondern helldenkende Männer waren, die sehr gut wußten, daß der Hauptzweck jedes wissenschaftlichen Unterrichts seyn müsse, den Geist der Jugend zu entwickeln. Sie stand unter einem Collegium aus gelehrten Rathsherrn und Geistlichen, die gebildete Männer waren, ihre Jugendbildung selbst in ihr erhalten hatten, und sie daher schätzten und liebten. Ich glaube einen Vorgang mittheilen zu müssen, der mir für die edle Liberalität in der Domschule und in dem Geiste eines Theiles der Stadt, ein schönes Zeugniß abzulegen scheint.

Gewisse gesetzliche Bestimmungen für die Domschule galten für unabänderlich, wenn nicht ein ausdrücklicher Beschluß des Collegium Scholarchale eine Ausnahme gestattete, was aber immer als tadelhaft galt. Eine solche war, daß nur Jünglinge, die Secunda und Prima besucht, in Prima wenigstens zwei Jahre zugebracht hatten, und dann regelmäßig entlassen worden, auf Eins der ansehnlichen Stipendien Anspruch machen konnten, welche die Stadt ertheilte. Ein Jüngling, von Geburt eigentlich ein Ausländer,

aber seit seiner frühesten Kindheit in Riga, reich an Anlagen und Fähigkeiten, aber arm an Gelde, Sohn der Wittwe eines geschätzten Sprachlehrers, war in vier Jahren die vier ersten Classen der Domschule, immer mit Auszeichnung, durchgegangen und mit dem Schluß seines 17ten Jahres nach Prima versetzt worden. Doch hier ging ihm, nach noch einem halben Jahre das Geld aus: er konnte nicht fortleben wie bisher, und das Stipendium ersitzen. Und konnte er das nicht, mußte er die Schule verlassen, ohne die Universität beziehen zu können: welches Loos hatte er in Riga zu erwarten? Ein ärmliches Leben als wandernder Elementar-Lehrer, höchstens die Laufbahn eines Schreibers. Das entsprach den Wünschen, den Hoffnungen seines feurigen, genialischen Geistes nicht. Zudem fühlte er sich reif zur Universität. Zwei ihm innig vertraute Freunde, Söhne reicher Väter, sollten zu ihr abgehen, und eben diese Freunde hatten immer seine Ueberlegenheit an Kenntnissen und an Verstande anerkannt, — und er selbst war sich deren bewußt. Er konnte nicht zurückbleiben, um in dürftiger Beschränktheit zu verkümmern. Er bat die Lehrer, auch ihn förmlich zu entlassen. Sie antworteten ihm bedauernd, nach dem Gesetze

dürften sie die Formalität nicht auf ihn ausdehnen, und ohne diese hatte er auch durchaus keine Aussicht auf das Stipendium. Er wandte sich an einzelne Glieder des Collegiums. Mit Achselzucken gaben sie ihm dieselbe Antwort. Er faßte einen Entschluß für sich, mit jener selbstständigen Kraft, die gewöhnlich das Gelingen verbürgt.

Als der Actus, der seine Freunde entließ, beendigt war, betrat er zu allgemeiner Ueberraschung, die kleine Rednerbühne, und bat um nachsichtsvolles Gehör. Er erzählte, wie er als Kind eines armen Fremdlings nach Riga gekommen; wie ihn die Erziehung schon hier eingebürgert; wie es dem Fleiße seines redlichen Vaters und später seinem eigenen Bestreben gelungen sey, seine Wünsche nach wissenschaftlicher Bildung, wenn auch nicht zu befriedigen, doch anzufeuern und zu begünstigen, vorzüglich in der trefflichen Schule. Jetzt zwinge ihn ein drükkendes Schicksal, sich auf's Gerathewohl in die Welt zu werfen, ohne Aussichten, und nur von seinen Vorsätzen für die Wissenschaften, fürs Gute und Rechte, unterstützt. Er halte es für heilige Pflicht, der Stadt, die ihm Vaterstadt geworden und in der er so viele edle Menschenfreunde verehren gelernt, den Lehrern,

die ihn gebildet, und den Gespielen, die ihn geliebt, zu danken und zu bitten, wenn das Geschick ihm erlaube, zu ihnen einst zurückzukehren, ihn mit Wohlwollen zu empfangen. — Alles war gerührt. Der schöne Jüngling der so trefflich, so innig, so feurig sprach, und dem zuletzt selbst Thränen über die Wangen niederschlichen, hatte die lebendigste Theilnahme eingeflößt. Als er die Bühne verließ, traten Viele, zuerst die Lehrer, zu ihm, schüttelten ihm die Hand und wünschten ihm Gedeihen. Auch Glieder des Collegiums thaten es; und welchen Bedrängnissen der dürftige Jüngling während seines Universität-Lebens im Auslande entgegen gehen mochte, er hatte sich auf eine ehrenvolle Weise dazu eingeweiht. Aber ein alter Kaufmann zupfte ein Mitglied des Collegiums beim Rock, und fragte, nach damaliger Sitte wenn man vertraulich sprach, plattdeutsch: Hefft he dat Stipendig? — Nee, war die Antwort, dat geit nich. — Hm, murrte der Alte und winkte ein Paar Börsenfreunde herbei. Sie besprachen sich einige Minuten, und ehe sie und der Jüngling den Saal verließen, war ihm auf drei Jahre, die damals gewöhnliche Zeit des Universität-Lebens, eine Unterstützung zugesichert, die das Stipendium weit über-

stieg. Bei wenig geschliffener Außenseite herrschte unter dem Kaufmannsstande Riga's damals hohe Bildung des Herzens und Achtung für das Talent *).

Ich glaube in Riga einst eine andere Zeit erkannt zu haben, in welcher der kühne, genialische Schritt des Jünglings von gravitätischen Autoritäten als Unfug, vielleicht als strafbar angesehen, von dem größesten Theil des Publicums als eine Schnurre romantischen Uebermuths belächelt und schnell vergessen worden wäre. Damals hatte er die offene Theilnahme der ganzen Stadt gewonnen, und man folgte seinem Gange mit achtender, oft bewundernder Aufmerksamkeit. Hier wenigstens muß man doch der guten alten Zeit einen Vorzug zugestehn! — Grade

*) Hier muß ein schöner Zug ähnlicher Art aus späterer Zeit angeführt werden. Im Jahre 1806 stürzte ein Beamter einer hohen Behörde sich in die Düna, man sagt, weil seine Arbeiten sich zu sehr angehäuft und verwirrt hatten. Er war ein beliebter Gesellschafter gewesen und hatte zuweilen sehr artige Gelegenheits-Gedichte gemacht. Kotzebue sammelte diese und kündigte sie auf Pränumeration an, zur Unterstützung der ohne Vermögen zurückgebliebenen Familie des Bedauerten. Die rigaische Kaufmannschaft pränumerirte auf 4000 Exemplare. So schrieb man mir nach Berlin.

hier aber scheint mir die Bemerkung am gehörigen Orte, daß es eine sonderbare Begriffsverwechselung ist, wenn man die frühere Zeit die alte nennt. Sie müßte die junge heißen, denn die spätere zählt denn doch offenbar mehr Jahre, ist eigentlich die ältere. Jene hat daher auch die liebenswürdigern Eigenschaften der Jugendlichkeit voraus, größere, unbefangnere Empfänglichkeit des Gefühls, und thätigere Theilnahme, wo jenes erregt wurde.

Und was wurde aus jenem Jünglinge? — Im 21sten Jahre lehnte er eine Adjunct-Professur in Heidelberg ab, nahm aber im 22sten eine in St. Petersburg an, und starb dort im 73sten als wirkl. Geheime Rath und Vice-Präsident der Akademie der Wissenschaften, und Schriftsteller von bleibendem Werth und Ruhm, in drei Sprachen, der Deutschen, der Französischen und Russischen, von dessen Schriften mehrere ins Englische, Schwedische ꝛc. übersetzt worden. Zu den hohen Auszeichnungen, die ihm seine Talente und seine geistvolle Gelehrsamkeit auf seiner Laufbahn erworben hatten, gehörte, daß er kurz vor dem Tode der Kaiserin Katharina zu ihrem literarischen Privat-Secretär bestimmt worden, daß er einige Jahre Instructor der Großfürstinnen, später

auch Sr. Majestät des jetzt regierenden Kaisers und des Großfürsten Michael gewesen. — Ich sprach von Heinrich Storch. —

Auch der Lebenslauf seiner beiden reichen Jugendfreunde verdient hier Beachtung. Es ist lehrreich, den Punct, von dem ein Mensch ausging, mit dem zu vergleichen, wo er endigte. Sie blieben auch auf der Universität ihm treu, unterstützten ihn oft, und nahmen ihn, auf ihre Kosten, mit auf eine Reise nach Frankreich und in die Schweiz. Auf dieser war es, daß er dem damaligen Gesandten, spätern Reichskanzler Grafen Romanzow bekannt, und von diesem bestimmt wurde, nach Petersburg zu gehen. Sie kehrten in die Vaterstadt zurück und starben in hohem Alter, indem sie ihr Vermögen in geachteter Spießbürgerlichkeit verzehrten, der Eine als Pächter eines nahen Stadtgutes, der Andere in mehreren Stadtämtern. Das letzte Amt war das eines Getränksteuer-Verwalters. Als er, schon hoch bejahrt, in Gefahr stand, dieses, wegen einer Veränderung in der Einrichtung zu verlieren, wandte er sich an Storch, dessen Verwendung bewirkte, daß er das mäßige Einkommen des Postens bis an seinen Tod behielt. —

Sie hatten in Geld-Reichthum begonnen, er mit dem bleibenderem, höherem Vermögen des Geistes. —

Riga hat dies treffliche Gymnasium, wie schon gesagt, verloren; es ist zur Kreis-, d. h., glaube ich, zur Trivialschule herabgesetzt; das Lyceum aber, in einem prächtigen Gebäude, und mit ein Paar Lehrerstellen mehr, zum einzigen Gymnasium der Stadt und der halben Provinz ernannt. Es ist überfüllt, wie sich von selbst versteht; eine große Zahl von Privatschulen aber, unter denen mehr als Eine vortrefflich ist, und ihre Zöglinge auf die Universität entläßt, oder doch der Ausbildung nach, entlassen könnte, ersetzt dieses Mißverhältniß, und beweist zugleich, daß die noch immer von Riga's Bürgern bedauerte Herabsetzung der Domschule, wirklich eine Lücke machte. Man sah das Aufheben dieser Schule für eine Herabsetzung der Stadt selbst an, besonders da die Lehrer des aufgehobenen Gymnasiums ihre Stellen bei der Kreisschule behielten, und den alten Gehalt aus den Cassen der Stadt zu beziehen fortfuhren. Die Aufhebung war übrigens eine spätere Folge der Einführung der Statthalterschafts-Verfassung, die auf höchst merkwürdige Weise in der ganzen innern und äußern Gestaltung der Stadt, und selbst im Charak-

ter und der Lebensweise ihrer Einwohner, kurz in allen Rücksichten, Epoche gemacht hat, — und man muß es gestehen, auf eine vortheilhafte Weise.

Das alte Riga und das jetzige.

Der Gedanke hat mich oft unterhalten: wenn die Bewohner großer Städte in gewissen Geschichtsperioden, wieder als Herren ihre Stadt beträten, was würden sie über die jetzigen Bewohner urtheilen und verhängen? Zum Beispiel die Römer aus den Zeiten vor den Cäsaren, über die jetzigen? Ruthen und Beile der Lictoren würden gegen die Bewohner der Palläste in große Thätigkeit kommen, und das Volk würde in Massen als Taugenichtse zu Sclaven verkauft, oder auf die Ruderbänke der Galeeren gesetzt. Würde dagegen das jetzige Rom Herr über das alte: es versteht sich, daß der ältere Brutus gewippt und gehangen, Mucius Scävola auf Requisition, und Virginius nach allerheiligstem Placet, gerädert würde. Daß es dem jüngern Brutus und seinen Genossen nicht besser ergehen, und der jüngere Cato kein ehrliches Begräbniß erhalten könnte, versteht sich von selbst. Alles nach den Gesetzen!

Aehnliches möchte im gleichen Falle wohl in vielen Hauptstädten geschehn, aber die Bewohner Riga's vor 60 Jahren, wenn sie jetzt dahin zurückkehrten, würden nach dem ersten Bedauern, sich in der alten Heimath nicht heimisch zu fühlen, vernünftiger Weise sich nur erfreuen. Es mag wenig Städte in Europa geben, die im Laufe eines halben Jahrhunderts in jeder Rücksicht größere Verwandlungen erfahren haben, als Riga, und zwar sehr günstige.

Man nehme an, ein ehemaliger Bewohner, (etwa ein Aeltester der großen Gilde, im carmoisinfarbenen Mantel, mit schön gelockter und gepuderter Perücke, und einem kleinen dreieckigten Hute darauf,) träte aus dem Portal des Schlosses, das zwar auch, aber am wenigsten verändert worden ist, in das jetzige Riga hinaus. Statt eines unübersehlichen Gewirres von Hütten, in denen Schmutz, Elend und Laster aller Art hausten, auch wohl, wenn sich eine „Truppe", der damalige Ausdruck, nach Riga gewagt hatte, in einer Scheune Schauspiel gegreuelt wurde, säh' er jetzt einen prunkenden, weiten Platz, von hohen, geschmackvollen Gebäuden umgeben, und in seiner Mitte mit einer schönen Säule geschmückt, die eine Victoria trägt, zum Andenken der Siege von 1812 bis

1815. — Er wandert weiter durch die Gassen: krumm und schlecht gepflastert sind sie noch, aber luftiger, weiter, mit meistentheils eleganten Häusern und Trottoirs eingefaßt. Sind sie umgebaut? Viele Häuser freilich; aber die sogenannten „Ausbaulisse", die kleinen Nest-ähnlichen Häuserchen, die man an die Häuser in die Gasse hinein angeklebt hatte, sind verschwunden; die vorspringenden Kellerhälse u. dgl. Daß diese entfernt sind, wird er nicht bedauern; vielleicht aber doch die hohen, alten Bäume, die hier und dort vor einem Hause standen.

Die größeste Ueberraschung würde ihn ergreifen, wenn er zu einem der Landthore hinausginge. Hier zog sich ehmals in der Breite von einer Viertelstunde eine Sandwüste, vom Ufer der Düna rund um die Stadt bis wieder zum Ufer. Sie war voll Hügeln, deren sandige Oberfläche schon ein leichter Wind in Wolken umhertrieb. Manche waren von dem niedrigsten Gesindel zu Wohnhöhlen ausgegraben, von denen aus es an dunkeln Abenden und bei Nacht zu Raub und Mord an den Unglücklichen hervorging, die ihr Geschäft in die jenseits liegende Vorstadt führte. Diese selbst bestand in den meisten Gegenden aus elenden Hütten, nicht viel besser als jene Wohnhöhlen.

Nur wo sie sich wieder dem Strome näherten und der Boden morastig wird, war dieser zu Gärten benutzt, die großentheils ärmlich und geschmacklos waren. Die einzigen Lustorte für Spaziergänger waren zwei große Gärten, die Peter der Große am Ufer des Stromes pflanzen ließ, mit Kiesgängen, hohen geschorenen Lindenalleen, zwischen denen verschlossene Quartiere mit Obstbäumen standen, und längs denen sich hier und dort breite, lange Gräben voll stehenden, stinkenden Schlammes hinzogen. Der eine dieser Gärten ist aber eine Viertelstunde vom nächsten Thore der Stadt, der andre über eine halbe Meile. Es war immer ein beschwerliches Vergnügen, sie zu besuchen, was indeß in Rücksicht des nächsten von jeder Bürgerfamilie ein oder zweimal in jedem Sommer zu geschehen pflegte, mit Provisionen zur Erfrischung versehen; denn zu haben war dort Nichts.

Jetzt — ist die ganze Wüste verschwunden; die Sandhügel, (der Kubbsberg genannt, weil hier der Zweikampf des christlichen Liver Kaupo vorfiel, der die Katastrophe meines Wanema Ymanta bildet,) sind geebnet. Zierliche Alleen führen nach der stattlich erbauten Vorstadt hin, zwischen einem regelmäßigen, mit einer Barriere umzogenen Paradeplatz für die

Truppen und einem weiten, bequemen Marktplatze. Ein anmuthiger Park mit eleganten Speise- und Erfrischungshäusern und einem pallastartigen Gebäude für den Gebrauch von Mineralwassern, ganz in der Nähe des Thors, lockt an jedem schönen Abende eine Menge von Lustwandelnden herbei, und dient Kindern zum Tummelplatz des Frohsinns. Wo alle diese Veranstaltungen zum Schmuck und zum Genusse einen Raum übrig gelassen, sieht man die ehemalige Sandfläche in fast unübersehbare, offene Gemüsefelder verwandelt. Die Industrie russischer Bauern, die in jedem Frühjahre dazu fernher einwandern, ist auf ihnen mit Kunst und unermüdlichem Fleiße geschäftig. Jenseits dieser Gefilde, denn so können diese weiten Strecken genannt werden, erreicht man die breiten, wohlgepflasterten Gassen von Vorstädten, die von geschmackvollen Gebäuden und Gärten eingefaßt sind, und deren graden Linien ein Drittel einer Meile hingehn. Endlich erreicht er das Alexanders-Thor. Auch hier wiederum eine unendliche Sandwüste. Vor mehr als hundert Jahren erboten sich reformirte Auswanderer, ich glaube Salzburger, sie zu cultiviren, und ihre Ansiedlung hätte bald einen bedeutenden Ackerflecken gebildet; aber sie verlangten eine besondere

Gemeinde zu seyn, eigene Kirche, eigenen Prediger zu haben; und der Rath, dem darin eine Beeinträchtigung der Stadtgeistlichkeit gezeigt werden mochte, auch wohl des reinen Lutherischen Glaubens, schlug ihnen diesen Wunsch ab, und sie thaten Verzicht auf die Ansiedlung. Vierzig Jahre später berief Katharina andre Colonisten aus Deutschland, und siedelte sie mit großen Kosten auf einem ihr gehörigen Gute tief im Lande an. In Riga hat jetzt ein reformirter Prediger Sitz und Stimme im Stadtconsistorium; in der Wüste selbst aber zeigt sich eine große Anzahl von zerstreut liegenden Landhäusern, Fabriken, Aekkern; sie lassen aber freilich noch Raum genug, daß ihre Zahl verzehnfacht werden könnte. —

Den wieder gekehrten Alt-Rigaer wandelt die Lust an, auch auf der Strom-Seite der Stadt die Gegend zu besuchen. Außerhalb des Thores überrascht ihn wieder ein Anblick, der ihm schon am Landthore auffiel. Eine Menge von Fahrzeugen, zum Theil ziemlich elegant, leicht, auf Federn, stehen da und die Kutscher bieten ihm dringend ihre Dienste an. Diesen Luxus der Industrie ahnete man zu seiner Zeit nicht. Wer eine Fahrt auf's Land machen wollte, und nicht reich genug war, eine schwere

Kutsche zu halten, oder doch eine auf den Achsen stehende Chaise, bestellte einen Tag vorher einen Bauern, mit einem einfach aus Strauch geflochtenen Korbwagen, darin ein Brett als Sitz, und rumpelte so, vielleicht mit Frau und Kind, oder mit mehreren solcher Wägen voll Kindern und Freundinnen, in die Seligkeit des Landlebens auf irgend einer Haide, hinaus. Ganze Wochen brachte die junge Familie ärmerer Bürger den Tag zwischen Heidel- und Blau-beeren-Geniste zu, die Nächte auf sogenanntem Gras-bette, das heißt einer Schütte auf dem Fußboden einer schmutzigen, übelriechenden Bauerhütte, und sprach dann das ganze Jahr von den genossenen Freuden, bis dieselbe Seligkeit wiederkehrte. — In der Stadt selbst bediente man sich im Winter und Sommer eines andern Familien-Fahrzeuges, dessen abentheuerliche Gestalt mich schon als Knaben au-ßerordentlich belustigte. Jetzt mögen sich wohl nur noch als Antiquitäten zwei oder drei Exemplare da-von im Hintergrunde eines Schoppen oder auf einem Oberboden befinden; damals aber war es so beliebt, daß jeder nur etwas wohlhabende Hauswirth, der einen kleinen Hofplatz oder einen geräumigen Haus-flur besaß, auch wohl jeder Reiche neben seiner

Kutsche eine Butte hielt. Auch diese war, wie der Strauchwagen, ein Product bäuerlicher Industrie. Sie bestand aus einem breiten, viereckigten Kasten, von Brettern zusammengeschlagen, die im Feuer geschwärzt oder gebräunt, und in die dann mit dem Messer mancherlei Figuren geschnitten waren, meistentheils viereckigte, spitzzulaufende Knöpfe. Dieser Kasten, in dem hinten ein vierfaches Brett als Sitz befestigt war, stand etwa einen Fuß hoch auf zwei sehr dicken Schlittensohlen. Das war das ganze Fahrzeug, das mit Einem Pferde bespannt, auf dem der Hausknecht hinter dem Krummholze saß, beim Anbruch der Nacht manchen reichen Handelsherrn, wenn er im Weinhause seine Paar Flaschen Pontac, oder seinen Stoof Rheinwein — leichtere Weine wurden damals wenig geliebt; — genossen, im Sommer und Winter auf dem holprichten Pflaster und queer durch tiefe Gossen nach Hause schleifte. Dann fuhr es wohl wieder hin, um die Hausfrau und die eleganten Töchter abzuholen, wo sie den Abend mit Brusbart, Mariage oder Polnischem Pracher, drei damals beliebte Kartenspiele (L'Hombre spielten nur gebildete Männer, Hazardspiele waren ein Greuel;) oder mit Pfänderspielen zugebracht hatten. Es war

so breit, daß es ganze Familien aufnehmen konnte. Des Morgens führte es im Herbste und Frühlinge, da die sehr unebenen Gassen an vielen Stellen in ihrer ganzen Breite tiefe Sümpfe waren, die Kinder zur Schule, die Wirthinnen auf den Markt. Am Tage pflegte man sich seiner nur für Kranke, oder bei sehr schlechtem Wege zu bedienen: denn die niedrige, breite Schleife kam bei dem Gewühl der Korn- und Flachsfuhren in allen Gassen oft in Verlegenheit, wohl gar in Gefahr.

Ich kehre zu meinem alten Rigaer auf einen Augenblick zurück. Er nimmt einen Miethwagen und fährt über die Düna-Brücke. Sie ist mit Schiffen besetzt, und Frachtwägen drängen sich wie ehmals. Doch bei dem Anblicke des Stroms seufzet er wahrscheinlich: denn in seiner Mitte sieht er eine große Sandbank, auch wohl in der Entfernung hier und dort noch eine kleinere. Das war vor 60 Jahren nicht der Fall. „Wie ist W—'s Nase gewachsen!" ruft vielleicht der Alte. Der tapfere General W., der unter Romanzows Oberbefehl die Türken schlug wo er sie fand, war hier in der Düna weniger glücklich. Die Kaiserin Katharina trug ihm auf, den Strom durch Dämme einzuengen, damit er mehr Tiefe gewänne;

aber seine Dämme geriethen so locker, daß der erste Eisgang sie fortriß, und der Sand, den er aufführen lassen, im Strome eine Bank bildete. Das rächte der Volkswitz durch jene Benennung.

An das Ende der Brücke gelangt, wird das wiedererstandene Väterchen, nach Allem, was er schon sah, weniger überrascht, hier, wo sonst ein Häuschen für Erhebung des Brückenzolls, einige Matrosenschenken und eine Härings-Wraake stand, eine Vorstadt von mehreren Gassen, voll lebendiger Industrie gewahr. Aber jetzt muß es sich entscheiden, wohin der Lohnkutscher ihn führen soll; ob er in Torckler's (dann Hammers-, dann Marly's-, jetzt Sommer-) Garten seinen Kaffee trinken will, oder in der neuangelegten Kneipe, die ein Speculant dreiviertel Stunde von der Stadt auf einem Sandhügel erbaut und Jerusalem benannt hatte. Er entscheidet sich für die letzte. Zwar führt der Weg dorthin, meint er, zuerst durch eine Art Morast und dann durch fußtiefen Sand, aber das hält die lebenslustigen, jungen Kaufleute, Beamte, Advocaten, kurz, was aus den obern Ständen froh und rüstig ist, nicht ab, sich dort zu versammeln. Mit vorzüglichem Vergnügen erinnert er sich noch der geistvollen Fröhlichkeit

eines jungen Advocaten R—lſſ—n, der keinen Nachmittag verſäumte, mit zwei oder drei gleichgeſtimmten Freunden dort beluſtigende Abentheuer anzuzetteln. Er lächelt über die Erinnerung, aber das hindert ihn nicht zu bemerken, daß der Sumpfweg, jetzt ein feſter Damm, zwiſchen üppigen Wieſen hinführt; daß ſeitab eine treffliche Chauſſee wegbiegt, und auf ſeine Frage erfährt er, daß ſie in drei Stunden nach der Hauptſtadt der benachbarten Provinz, Mitau, führt, wohin zu fahren ſonſt eine oft mühſame Tagesreiſe war. Er rollt mit Erſtaunen jenſeit der herrlichen Wieſe zwiſchen herrlichen parkähnlichen Gärten, und eleganten Landhäuſern und großen Fabriken voll Aemſigkeit, den Sandberg hinauf, langt endlich vor der bekannten Kneipe an, geht hinein, findet — Handwerksburſche und müßige Domeſtiken darin, und will ſchnell wieder in ſein Fahrzeug. Aber er hat Mühe, den Kutſcher zu bedeuten. Von „Torckler" weiß der Menſch Nichts und — alle Sandhügel nach der Seite hin, die ſonſt ihre Staubwolken in die Moraſtwieſe ſchickten, ſind jetzt mit ſo großen Gruppen, meiſtentheils eleganter Häuſer bedeckt; — in vielen Gegenden Deutſchlands ſelbſt würden ſie für nicht unbedeutende Landſtädtchen gelten.

Endlich findet er sich zum „Sommergarten" hin, raucht seine Thonpfeife nicht Holländischen Kanasters zum Kaffee, der ihm einen besondern, nicht den alten balsamischen Geschmack zu haben scheint, vielleicht vom Zusatz irgend eines Surrogats, den man vor 60 Jahren mit Hohn verworfen hätte, und geht dann fort, die alte beliebte Promenade aufzusuchen, den Philosophen-Gang. Den findet er unverändert. Er ist immer noch ein krummer, unebener und oft so schmaler Gang, daß zwei Personen nicht neben einander gehen können, zwischen einem rohen Sandberge und einer Sumpfwiese. Nur Eines ist anders! Es ziehen nicht mehr Spaziergänger weither aus der Stadt zu ihm hin, und keine Familien wenig Wohlhabender wallfahrten zu ihm, die Taschen mit Provision gefüllt, um einen glücklichen Nachmittag hindurch im Schatten freiere Luft zu genießen. Er ist nur noch ein Richtweg für Fußgänger, welche den Berg vermeiden wollen.

Bei dem Weiterfahren bemerkt unser Alter auch hier in der Wüste seiner Zeit, wo man Viertel- und halbe Stunden weit von einer Wohnung zur andern wandern konnte, blicken im Walde ganze Gruppen von eleganten Landhäusern, und wohlgelegne Fabriken

zwischen den Baumgruppen des Waldes hervor; mehr noch aber setzen ihn die vielen eleganten Fahrzeuge in Erstaunen, die unaufhörlich an ihm vorüber rollen, in den Wald hinein. „Wohin?" frägt er. An den Strand. Nach Dubbeln, nach Carlsbad, vielleicht nach — „Was sind das für Orte?" Geräuschvolle Sommerstädtchen: man badet dort im Meere. — Er erstaunt. Zu seiner Zeit kannte man in Riga auch im Sommer nur Dampfbäder; nur kühne Jünglinge liefen wohl bisweilen über W.'s Nase einige hundert Schritte in die Düna hinein. In Beziehung auf andre Badereisen erinnert er sich nur dunkel, daß ihn, als er eine Lustreise nach Kurland gemacht, ein Landprediger bei einem Spazierritte auf eine Stelle in dichtem Busche aufmerksam gemacht, wo übelriechendes, warmes Wasser aus dem Boden aufsprudelte, und daß die Gesellschaft lachend über die Möglichkeit gescherzt, hier einen Gesundbrunnen anzulegen. Er frägt nach: jetzt besteht seit vielen Jahrzehenden dort ein stark besuchtes Badestädtchen, das nur so eben Gefahr läuft, von einem andern, neuen Gesundbrunnen verdunkelt zu werden. — —

Fortsetzung.

Wir wollen ihn seinem Erstaunen überlassen, und einen Blick auf dasjenige werfen, was in fünfzig bis sechzig Jahren in Riga, eigentlich in den ganzen Ostseeprovinzen, größere Fortschritte bewirkt hat, als vorher in mehrern Jahrhunderten geschahen.

Man würde sich irren, wenn man das langsame Nachschleichen Lieflands hinter dem Gange der Cultur, der wissenschaftlichen, der industriellen und gesellschaftlichen Bildung — denn wo standen in den letzten Jahren vor der Französischen Revolution schon England, Frankreich und selbst Norddeutschland gegen*) Riga und Liefland! — oder die rascheren Fortschritte seit etwa 40 Jahren dem Geist des Zeitalters im Allgemeinen, oder dem Mangel an Kenntniß der auswärtigen Bildung zuschriebe. Nein! Die Ursache, die leider noch nicht ganz aufgehört hat zu wirken, lag anderswo.

---

*) Ein industrielles Beispiel: in Hamburg gab es damals 600 bis 800 Zuckersiedereien; in ganz Liefland eine einzige, mühsam auf Actien errichtet, und der Kühne, der sie stiftete, galt für ein Phänomen, weil er auch — unerhört! — ein Paar Schiffe bauen ließ.

Liefland galt im Auslande für ein reiches Land, und die Liefländer im Allgemeinen hielt man nach denen, die Deutschland besuchten, oder wohl Europa durchreisten, für vorzüglich gebildet. Das war eine Täuschung: oder kann ein Land für reich gelten, von dessen Bewohnern ein Zwanzigstel jeden Luxus genießen kann, der ihm gefällt, neunzehn aber nach einer ungünstigen Erndte mühselig dem Hungertode entgegen kämpfen, dem Tausende erliegen; und nach der günstigsten noch im Elend leben, das nur Völlerei, so lange das Geerndtete zum Verkaufe hinreicht, sie vergessen läßt? Oder für gebildet, wenn ein Vierzigstel höchstens an der Bildung des übrigen Europa's einigen Antheil hat, zwei gewöhnliche Pöbelbildung besitzen, sieben und dreißig aber nicht einmal lesen können, und für reif zum Abendmahl u. s. w. gelten, so bald sie die zehn Gebote und das Vaterunser hersagen können?

Nach den authentischen Angaben aus officiellen Quellen, die ich 1828 im Provinzial-Blatt drucken ließ, lebten in Liefland damals etwas über 35,000 Deutsche und ungefähr 600,000 Letten und Esthen. Unter den Erstern waren gegen 2000 Edelleute und eben so viel Detail-Kaufleute, deutsche Wirthschafts-

bediente, Krugwirthe u. dergl. Funfzig Jahr früher mögen etwa 25,000 Deutsche und 500,000 Letten und Esthen gewesen seyn, und unter den Erstern nach dem oben angegebenen Verhältniß Edelleute, Kaufleute u. s. w. Alles aber, was die 500,000 zu erwerben vermochten, sahen die 25,000 nach Herkommen und gesetzlicher Verfassung für ihr Eigenthum an. Die Leibherren nahmen den Leibeigenen durch willkührliche Abgaben, Frohnden u. s. w. ab, was sie wollten; die Krämer, Wirthschaftsbediente und Krüger, um was sie den stupiden Bauer betrügen konnten *). Die Wenigen befanden sich zu wohl dabei, um Antrieb oder Bedürfniß zum Fortschreiten zu fühlen; die Hunderttausende hatten weder einen Begriff, noch Muth zu denken, daß Alles dies anders seyn oder werden könne. Es galt für fest und „auf ewige Zeiten" hieß es in Documenten, und man

*) Z. B. das in Liefland gebräuchliche Liespfund hat 20 Pfund, aber es galt in allen Städten für gesetzliches Herkommen, daß das Liespfund Flachs, das der Bauer zur Stadt brachte, 25 enthalte, wogegen das Liespfund Salz, das er erhielt, nur 15 bis 18 Pfund zu haben pflegte. Dabei war der Bauer verpflichtet, immer zu demselben Händler zu gehen, zu dem er einmal gegangen war; selbst die Polizei hielt darüber.

glaubte es in Privilegien und Verfassung unerschütterlich begründet.

Die oberste Autorität war der General-Gouverneur der Provinz, durch Nichts beschränkt, als durch eben jene Privilegien. Damals war es der Graf Browne, ein alter Schotte, dem im siebenjährigen Kriege, da er sich aus der Gefangenschaft auf nicht sehr rühmliche Weise, sagte man, befreien lassen wollte, die Hirnschaale gespalten worden. Man legte ihm einen unbestechlichen, (er war sehr reich;) aber harten, mürrischen Charakter bei. Zum Glück mischte er sich selten in Etwas, das man nicht ausdrücklich an ihn brachte; dann aber geschah es gewaltthätig, wie der

Herrscher im Donnergewölk, Zeus *).

Das Detail der innern Verwaltung der Provinz hatte die Gouvernements-Regierung, deren erster

*) Man erzählte, daß er einmal Einen der vornehmsten Adelsbeamten, einen Landrath, im Hofe mit einer körperlichen Strafe belegen wollen, weil ihm dieser widersprochen hatte. Man ließ indeß den Verurtheilten entwischen. Er warf sich in eine Postchaise und floh in athemloser Eile nach Petersburg, um bei der Kaiserin Schutz zu finden. Katharina schrieb dem Alten ein verweisendes Billet. —

Kanzlei-Beamter daher auch den Titel Staats-Secretär führte. An der Spitze derselben, mit so weiter Gewalt, daß man sie die Könige von Liefland nannte, standen zwei Liefländische Edelleute, reich, hochgebildet, von der Monarchin persönlich geachtet, und mit dem höchsten Civilrange bekleidet: die Geheimen-Räthe von Campenhausen und von Vinbinghof*). Sie galten für sehr einsichtsvolle Verwalter, aber auch für strenge Vertheidiger der Privilegien ihres Standes, (das heißt besonders seiner fast schrankenlosen Gewalt über die 500,000 Bauern,) und für zu nachsichtsvoll gegen den oft unmenschlichen, wilden

---

*) Dieser Letztere, der durch Reisen ästhetische Bildung und Geschmack erworben hatte, erbaute auf eigne Kosten in Riga das erste, noch dienende Schauspielhaus, und berief die erste stehende Schauspielergesellschaft, die sehr vorzügliche Mitglieder hatte. Er stiftete hier den ersten Gesellschafts-Clubb, die Muße, und bereitete ihm ein großartig elegantes Local, das noch jetzt oft mit Recht bewundert wird. Dadurch wurden die dunkeln, oft unsaubern Kaffeehäuser, worin sich die einzelnen Classen der Gebildeten isolirten, plötzlich antiquirt. Alle gebildete Classen, der Adel mitgezählt, mischten sich unter einander und fanden dadurch höhere Bildung, und auch jeder Anständige trug dazu bei; denn hier wurde er eingeführt und aufgenommen. Um die Veredlung der Gesellschaft hat Vinbinghof unvergeßliches, unvergängliches Verdienst, — das auch schon oft öffentlich anerkannt wurde.

Mißbrauch, den ihre Standesbrüder von jenen Privilegien machten, gegen die oft sehr weit gehende Gesetz- und Sittenlosigkeit vieler derselben.

Die Verfassung von Riga war in den meisten Stücken noch die ältere hanseatische, längst in Hamburg und Lübeck, als eine drückende Fessel, durch Bürgerunruhen modificirt. In Riga waren solche Bürgerunruhen unmöglich gewesen, denn sie hätten es nicht mit dem Rathe allein zu thun gehabt, sondern das Militär der Krone hätte sie unterdrückt. Der Rath hatte noch große Ueberreste seiner alten Souveränetät, aber nicht die Gewalt mehr, sie zum Vortheil der Stadt anzuwenden. Er besaß das Recht über Leben und Tod und von seinen Urtheilen konnte nur an den Senat appellirt werden. Er verwaltete die Einkünfte der Stadt und konnte neue Abgaben anbefehlen, ohne von der Verwaltung der Gelder Rechenschaft abzulegen. Er wählte seine Mitglieder selbst, wodurch denn zwar keine patricischen Geschlechter entstanden, aber sich doch ein ziemlich enger Zirkel von vorgeltenden Familien bildete, der nur selten dadurch erweitert wurde, daß man einen besonders reichen Kaufmann in den Rath berief; damit, raunte man sich zu, die Bürgerschaft ja keinen zu

bedeutenden Mann besäße. Er ernannte entscheidend zu allen Verwaltungs-Aemtern in der Stadt, besaß einen Theil des Zolleinkommens, hatte sogar noch sein eignes Militär und sein Zeughaus. Freilich bestand Jenes zuletzt nur aus 60 bis 80 elenden schwächlichen Invaliden und dies enthielt größtentheils nur einen Haufen veralteter und unbrauchbarer Gewehre, aber das Bewußtseyn des Besitzes gab doch den Bürgern ein gewisses Selbstgefühl, und mag wohl deshalb noch manchmal bedauert werden. An der Spitze des Rathes standen damals zwei Männer, die für Seitenbilder zu jenen Regierungsräthen gelten konnten: einsichtsvoll, reich, von entschiedenem Charakter, aber eben so strenge Vertheidiger der Privilegien des Rathes und des alten Herkommens in der Verfassung der Bürgerschaft; zugleich so stolz, daß sie auf dem Rathhause die Krämer mit Er, die Handwerker mit Ihr sollen angeredet haben. Die Bürger bedurften übrigens nicht, daß ihre Anhänglichkeit an ihre alten Gesetze und Schragen aufgemuntert wurde. Besonders lieb waren ihnen diejenigen, wodurch die Gewinnung des Bürgerrechts, das nur Deutsche oder Schwedische Protestanten erhalten konnten, und die Aufnahme in irgend eine Zunft

erschwert wurde. Die Wenigen, die Zutritt gewonnen hatten, befanden sich wohl bei ihrer geringen Zahl, aber die Stadt blieb klein, und jeder Fortschritt zu neuer Industrie oder Speculation war gehemmt *), oder doch ohne Aufmunterung. Dadurch hätte Riga bei der Fortbildung des Handels und der Industrie im ganzen übrigen Europa, selbst in Rußland, längst verarmen müssen, wenn nicht Katharina die Große ins Mittel getreten wäre.

Nachdem die Monarchin die Statthalterschafts-Verfassung im übrigen Rußland eingeführt hatte, wußte sie durch einen Liefländischen Edelmann selbst, den Grafen Sivers, der auch als Gesandter an mehrern Höfen seine große diplomatische Gewandtheit bewiesen hatte, zuerst die Ritterschaft der Provinz dahin zu bewegen, daß sie, ohne durch Widerspenstigkeit ein Aergerniß zu geben, sich jener Verfassung unterwarf, und Riga folgte bald **). Diese Verfassung, bei-

*) Ein merkwürdiges Beispiel solcher Hemmung giebt noch die Gegenwart. Riga könnte mit jeder Seestadt in der Ausfuhr trefflichen Mehles wetteifern; aber das Mülleramt verhindert, durch Berufung auf seine Zunftgerechtsame, das Anlegen von Dampfmühlen, und Riga muß sein Getreide roh verschicken.

**) Alle Behörden der Stadt wurden umgestaltet, und mit

nahe in jedem Puncte ein Gegensatz der alt-hanseatischen und ritterschaftlichen, erweiterte alle Schranken der Krone in den privilegirten Provinzen, und gab den Beamten der Regierung eine Gewalt, die oft schmerzlich verletzen konnte und es gethan hat, aber sie löste allmälig die alten innern Hemmnisse des Wohlseyns. Kaiser Paul hob sie auf und befahl die alte Verfassung herzustellen, doch die Wurzeln des einmal Ausgerissenen waren größtentheils verdorrt: es konnte nicht mehr in alter Ueppigkeit gedeihen. Die Herstellung war nur mit Modificationen möglich, die tausendfältiges Heil zwischen den Trümmern des Alten hervorsprießen ließen. Nur durch die Nachwirkung der Statthalterschafts-Verfassung ist zum Beispiel die Bauerfreiheit auf dem flachen Lande, in den Städten aber möglich geworden, daß jeder gute, betriebsame Kopf zu ihrem Gedeihen mitwirken kann, — in Riga freilich nur, wenn er Christ ist. Wo sich jetzt noch dem raschen Aufschwunge des Handels und der Industrie Etwas hemmend entgegen stellt, ist es, nach meinen Bemerkungen, entweder ein noch nicht

---

einem von der Bürgerschaft gewählten Personal besetzt, worunter sich nur wenige Glieder des vorigen befanden.

entferntes Ueberbleibsel der alten Verfassung, oder eine gewisse schwer zu überwindende Apathie, die eine Eigenthümlichkeit der Rigaer zu seyn scheint. Die Vorfahren brachten so viele Jahrhunderte mit Beharren zu, daß es den Nachkommen zuweilen unerwartet einfällt, auf der besten Bahn plötzlich stille zu stehn.

Nur zwei vergleichende Bemerkungen noch, deren Erklärung hier aber nicht am Orte wäre. Die gesellschaftliche Bedeutung der Rathsherren und Stadtbeamten ist gegen die ehemalige nur gering; und von den Geistlichen der Stadt, von denen ehemals Jeder eine Kutsche und Prunkpferde hielt, hat jetzt nur ein Einziger ein offenes, leichtes Fahrzeug. — Dafür besuchen sie ohne Rücksicht das Theater, was vor 60 Jahren für eine Verletzung der Amtswürde, ja selbst der Amtspflicht angesehen worden wäre; besonders bei den Stadtgeistlichen.

Godofredus von Link.

(Folgende Charakteristik gehört auch dem alten Riga an. Ich schrieb sie 1829 nieder, veranlaßt durch die naive Erzählung einer alten Freundin, und ließ sie im Provinzialblatte für Kur- Lief- und Esthland abdrucken, und gebe sie hier unverändert wieder,

um keinen artigen Zug, den die Erzählerin anbrachte, zu verwischen. Für die Treue der Schilderung kann ich mich verbürgen. Godofredus von Link, wie er sich immer unterschrieb, war einer meiner nächsten Verwandten.)

Der unglücklichste Mann, — in sofern das Herz über Glück oder Unglück entscheidet, und der Mann ein fühlendes Herz hatte; — der Unglücklichste, den ich je kannte, lebte in Riga.

Es ist lange, lange her, etwa zwei- oder dreiundsechszig Jahre, daß ich zum erstenmal mit meiner Mutter zum Besuch nach Riga kam. Wir langten spät Abends an, und traten in einer bereit gehaltenen Wohnung parterre ab. Am folgenden Morgen tollte ich eben fröhlich zwischen den ausgepackten Kasten umher, als meine Mutter mir zurief: „Artig, Mädchen! Der Oncle kommt!" — Ich hüpfte an's Fenster: eine ziemlich lange, schmale Gestalt, in einen Scharlachmantel gehüllt, zwischen dem der silberne Griff eines Galanteriedegens hervorsah; den Kopf mit einem kleinen dreispitzigen Hute bedeckt, ein wenig schief nach der rechten Schulter gesenkt, den Blick unverwandt auf das Steinpflaster gerichtet, ging eben langsam auf die Hausthür zu. Nach ein Paar

Minuten öffnete sich die Stubenthür; und indeß ein Diener den rothen Mantel im Vorhause auf den Arm warf und den Hut des Herrn nahm, trat der Mann in's Zimmer: ganz weiß gekleidet, mit einer eleganten Perücke, Spitzenmanschetten und großen goldenen Schnallen in den Schuhen; großen blauen Augen, blassen und eingesunkenen Wangen, einer ungeheuer hohen Stirn, starken Zügen, nicht unangenehmer, aber fremdlächelnder Miene; die Rechte in der Weste, indeß die Linke, leicht geschlossen, herabhing. Er trat zu meiner Mutter, der er die Hand küßte; dann küßte er mich: ach, seine schmalen, feinen Lippen waren so kalt! Er sagte meiner Mutter einige Artigkeiten, und lud sie zum Mittage zu seiner Frau ein. Mir streichelte er die Wangen, — auch seine Hände eisig: ich schauderte zusammen, — er nannte mich Fräulein, und meinte, wir würden wohl bekannter werden. Einige Minuten nachher — da ging er wieder am Fenster vorüber, den Kopf schief, die Augen am Pflaster. — „Wie gefällt dir der Oncle?" fragte mich die Mutter. — „Ach Mama! darf ich nicht auch Herr Rath sagen, wie Sie?" — Das würde sich nicht schicken! antwortete sie. — (Es war damals keine Sitte, daß Kinder die Eltern

„Sie" und alle nahe Bekannten der Eltern „Oncle" und „Tante" anredeten. Auch Eheleute nannten damals einander nur „Sie".) — Wir fuhren zu Mittage hin. Die sogenannte Tante war eine kleine, sehr runde Frau, mit einer unaussprechlichen, aber etwas trüben Gutmüthigkeit in ihrem vollen Gesichte. Anziehender waren mir ihre drei erwachsenen Töchter, die mich neckten und liebkoseten; am meisten aber interessirte mich ein grüner Papagei, und ein wunderschöner Bologneser, mit langem, glatt anliegendem und glänzendem Seidenhaar, mit denen ich spielen durfte. Wir Frauenzimmer aßen allein; denn „der Herr Rath", hörte ich, sey zum Generalgouverneur gegangen, da es Kronsfest sey. Nach Tische kam er, begrüßte uns mit freundlichem Lächeln; — wiewohl es eigentlich nur der linke Mundwinkel war, der lächelte, — und seine Frau mit einem Kusse, indem er sie „mein Muschen" nannte; aber bald entfernte er sich wieder, um, hieß es, auf's Kaffeehaus zu gehen. Dagegen kam eine vierte, die älteste Tochter, die Frau Majorin genannt wurde, ein Seitenstück des Vaters an Zierlichkeit und Kälte, — zum Besuch, und brachte ihre drei Töchter mit, von denen zwei auch schon erwachsen waren; alle mit

Sorgfalt geputzt. Zum Kaffee erschien der Herr Rath wieder: die vorige Begrüßung an uns, sein „Muschen“ und die älteste Tochter, indeß die Großtöchter ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßten. Nach dem Kaffee trat er an den Käfig, ermunterte Papchen, „Zuckerfruh“ zu sprechen, reichte ihm dann ein Stück Zucker, und entfernte sich wieder. Am Abend kamen ein Paar junge geputzte Männer, welche Verehrer der jüngern Töchter zu seyn schienen: es wurden nun mancherlei Spiele gemacht, und als „Herr Rath“ etwa um 7 Uhr wieder kam, ein Kartentisch hingesetzt, bis die Tafel gedeckt werden sollte. Ich wenigstens war sehr froh bei Tische; den größten Spaß aber machte mir es, als „Herr Rath“ zu Ende der Tafel, mit einem schalkhaften Blick auf mich, rief: „Trompeter, blast von Tafel!“ und meine kleine Freundin, Banischen, mit einem ganz wüthenden Klaffen um den Tisch lief. — Meine Mutter und ich fuhren in unserm Wagen nach Hause; aber beim Einsteigen bemerkte ich hinter demselben, obgleich es Sommer war, einen unförmlichen, viereckigen offenen Schlitten, mit einem Pferde bespannt, auf dem ein Knecht saß. Nach den Anstalten, die ich treffen sah, schien es, als wenn die Frau Majorin mit einer von

ihren Töchtern darin nach Hause geschleppt werden sollte.

Ich war sehr froh gewesen, daher überraschte es mich, am folgenden Morgen meine Mutter gegen eine Freundin ihre Verwunderung über die beschränkten Umstände äußern zu hören, in welchen sie die Familie wieder gefunden.. Sie sprach von dem schönen Hause, von dem Landgute, das diese vormals besessen; und ihre Erzählung machte mich nun erst aufmerksam darauf, daß Alles, was ich dort gestern erlebt hatte, in einem Zimmer, mit einem einzigen, freilich sehr breiten Fenster, in dessen Hintergrund noch dazu ein großes Gardinenbett stand, vorgegangen sey: das also zum Schlaf-, Wohn-, Speise- und Gesellschaftszimmer diente; und zum Studirzimmer dazu: denn an der einen Wand standen ein Paar offene Schränke mit großen zierlichen Quartanten. „Sie haben," sagte die Freundin, „freilich das ganze Haus gemiethet; aber außer dem untern unbenutzten Saale, und der Wohnstube, enthält es nur noch vier Zimmerchen: zwei bewohnen die Töchter; und in den andern beiden — —." Sie sagte meiner Mutter Etwas in's Ohr, und diese schlug mit einer Art

Schrecken die Hände zusammen, und rief: „Noch immer!“

Das kümmerte mich nicht. Ich befand mich bei der neuen Tante und den neuen Cousinen, so oft ich hinkam, sehr wohl, und freute mich außerordentlich, als meine Mutter, bei ihrer Abreise, einwilligte, mich ein Paar Wochen bei ihnen zu lassen. Alles aber, was sie während dieser Zeit anwandten, mich zu unterhalten, machte keinen solchen Eindruck auf mich, als der alte Mann. Ich sah ihn täglich gleich gekleidet, in denselben Viertelstunden, mit derselben Haltung des Kopfes und derselben Richtung des Blickes, ausgehen und nach Hause kommen, seine Frau beim Gehen und Kommen küssen und „Muschen“ nennen, um drei Viertel auf Zwei das Kaffeehaus besuchen, beim Kaffee in seinen Quartanten lesen, Papchen sein „Zuckerfruh“ sprechen lassen und ihm Zucker geben, dann gleichsam geheimnißvoll in das Oberhaus schleichen; zu derselben Zeit Abends wieder vom Kaffeehause kommen; und jeden Abend mußte Banischen von Tafel blasen. Meiner neunjährigen Phantasie erschien der Mann wie eine sich bewegende Puppe. Ich wandte, sobald er eingetreten war, selten das Auge von ihm ab; und als er

ein Paarmal eine kleine Abweichung in der Reihe seiner Handlungen machte, kam mir das wie eine Unrichtigkeit vor: ich stieß ihn an, und erinnerte ihn an das, was jetzt folgen mußte. Er sah mich einen Augenblick überrascht an, lächelte mit dem linken Mundwinkel und streichelte mir die Wange mit seiner kalten Hand.

Nach sechs oder acht Jahren, da ich also schon ziemlich herangewachsen war, begleitete ich meine Mutter wieder bei einer Reise nach Riga und einem Besuch, den sie der Familie an einem Sonntage machte. Der alte Mann saß eben mit einem Quartanten am Kaffeetisch, aber im Schlafrocke, und wir erfuhren mit Bedauern, daß ihn ein Schnupfenfieber heute gehindert habe, das Kaffeehaus zu besuchen. Uebrigens stand Banischen jetzt zwar ausgestopft in einem Winkel; aber Papchen lebte noch, und sagte „Zuckerfruh." Von den Töchtern war nur noch die jüngste zu Hause; aber gegen Abend kamen die beiden älteren, und brachten — Enkelinnen mit; dann die älteste Tochter mit ihren Töchtern, von denen die älteste ein Paar Urenkelchen an den Lehnsessel des Aeltervaters führte. Alle begrüßte er mit seiner alten kalt- freundlichen Ruhe, dem alten Lächeln: und wie

er da so in seinem Lehnstuhle, in der Mitte von drei ihn ehrenden Generationen, saß, und sein auch nun stark veraltetes „Muschen" bald um ihn, bald mit Enkeln und Urenkeln, beschäftigt war, — schien mir das Ganze ein ächt-patriarchalisches Familiengemälde, das mich rührte. — Ich sprach davon an einem andern Orte. „Ja," sagte man; „doch wenn der Alte stirbt, wird es schlimm aussehen! Er läßt nichts nach."

Ach! Es kam noch schlimmer, als man ahnete!

Meine Aeltern bezogen ein Gut in Esthland; ich wurde verheirathet, und das Andenken jenes Mannes und seiner Familie war ganz bei mir erloschen, als ich, vielleicht zehn Jahre nachher, wieder nach Riga kam. Bei einem Besuche, den ich einer Freundin machte, trat ich an's Fenster, und sahe gegenüber, in einer Wohnung zur Erde, einen Mann, halb abgewandt vom Fenster, lesen. Die Gestaltung seiner Perücke — und Perücken waren schon selten geworden, — weckte bei mir eine dunkele Erinnerung, die bald durch den braunen Quartanten verstärkt wurde, und die Art, wie dieser gehalten, und jedes Blatt vom obern Ende langsam und bedächtig umgeschlagen

wurde. Ein Vorübergehender grüßte; der Mann wandte sich langsam zum Fenster und dankte: — ja, es war dasselbe weißgelbe, ernstruhige Gesicht, das eiskalte Lächeln mit dem linken Mundwinkel, das einst meine Aufmerksamkeit als Kind so sonderbar beschäftigt hatte. „Ist das nicht — —?" Man nannte mir einen viel höhern Titel, und fügte hinzu, er bewohne dort ein Paar Zimmerchen. — „Ein Paar Zimmerchen!" rief ich aus; „mit seiner ganzen Familie!" — Er hat keine, antwortete man mir. Er ist ganz allein. — „Seine Frau?" — Ist schon lange gestorben. — „Seine vier Töchter?" — Nur die älteste vegetirt noch in Dürftigkeit und Schwindsucht. — „Seine drei Enkelinnen, die schon erwachsen waren?" — Zwei sind todt; die dritte, mit einer unheilbaren, schmerzhaften Krankheit behaftet, lebt in einer kleinen Stadt. — „Und der Mann ist, im 70. Jahre vielleicht, wieder einsamer Junggesell!" — Im 79.! verbesserte der alte Vater meiner Freundin. — „Wie hat er die Schläge des Schicksals ertragen können!" rief ich aus, und faltete die Hände. — O, der Mann hat früh und lebenslang lernen müssen, Unglück zu tragen! — antwortete mir der Greis seufzend! und gab mir nun folgende Biographie des Leidträgers

die wohl nur in einzelnen, untergeordneten Umständen unrichtig seyn kann.

Godofredus von Link fing früh seine Laufbahn in Riga beim Cameralhofe an, und stieg, durch Brauchbarkeit, Kenntniß und Fleiß, bald zu höheren Posten bei demselben. Als im siebenjährigen Kriege die Russen das Königreich Preußen besetzt hatten, wurde er, als der Kenntnißreichste in seiner Behörde, hingeschickt, um die staatswirthschaftliche Verwaltung des Landes für Rußland organisiren zu helfen. Bei seiner Rückkehr trat er, mit einem damals sehr viel bedeutenden Titel und einer Geldbelohnung, wieder in seine vorige Behörde, und in ihr, in die er als Jüngling getreten war, blieb er, bis das hohe Greisenalter ihm es zu beschwerlich machte, sein Zimmer zu verlassen, ohne auf seiner langen, immer in denselben Schranken fortdauernden Geschäftsbahn eine andere Unannehmlichkeit gehabt zu haben, als daß, durch die Einführung der Statthalterschaftsordnung, sein hochansehnlicher Titel ein sehr gewöhnlicher und sehr häufiger wurde. Zwar erhielt er einen höhern: aber das war keine Entschädigung dafür, der Einzige gewesen zu seyn.

Dieselbe unzerstörbare Stätigkeit, wie in seinem Geschäftsleben, hatte auch in seinem Privatleben geherrscht. Die Pünktlichkeit in Rücksicht der Minute, in welcher er an jedem Tage Dieses oder Jenes that, die mir während des kurzen Aufenthalts in seinem Hause aufgefallen war, hatte er vielleicht vierzig Jahre so genau beobachtet, daß die Nachbarn nach seinem Hingehen auf's Kaffeehaus und seiner Rückkehr zu berechnen pflegten, was die Uhr sey; und so im Uebrigen.

Ist Ruhe Glück, so sollte man aus dem Gesagten schließen, daß Niemand ein ungestörteres genossen habe, als dieser Mann. Aber man höre, welche Schicksale ihn nach einander trafen, indeß er in seinem Lebensgange die Gleichmäßigkeit eines unzerrüttbaren Uhrwerks behielt.

Er heirathete früh ein Frauenzimmer, das ein kleines Vermögen besaß: doch dies Vermögen verschwand, ohne daß, bei seiner haushälterischen Lebensweise, man sich erklären konnte, wohin es gegangen sey? Er bekam die Schwindsucht, wurde hergestellt, hatte aber seine junge Frau angesteckt, die daran starb, nachdem sie ihm einen Sohn und eine Tochter gegeben. Der Erstere, schon ein munterer Jüngling,

wird bei einem jugendlichen Spiel in einen großen Kleiderschrank versteckt: ein unvermutheter Vorfall lockt die ganze Gesellschaft in einen andern Theil des Hauses; nach einer langen Zeit erinnert man sich des Eingeschlossenen, öffnet den Schrank und findet ihn erstickt. Die Tochter, ein Mädchen von großer Schönheit, wurde an einen jungen Mann verheirathet, den Kaiser Peter der Dritte zum Major unter den sogenannten Holsteinern ernannt hatte, und der für einen Günstling des Monarchen galt. Als Kaiserin Katharina die Holsteiner-Garde entließ, wurde R———, so hieß er, in die Riga'sche Garnison versetzt, verlor über den Glückswechsel den Verstand und starb. Die Witwe lebte seitdem, mit drei Kindern, von einer mühsam erbetenen, sehr kleinen Pension, und der Unterstützung, die ihr Vater ihr konnte zufließen lassen.

Dieser hatte indeß wieder geheirathet, aus einer der reichsten und angesehensten Familien der Stadt. Er hatte ein großes Haus, eine reiche Ausstattung und eine nicht unbeträchtliche Summe baaren Geldes mit bekommen, und machte nach damaliger Art ein ziemlich glänzendes Haus. Doch schon nach zwei Jahren wurden Kutsche und Pferde und Bedienten

wieder abgeschafft. Noch ein Jahr und er verkaufte das Haus; aber es wurde so gut bezahlt, daß er im Stande war, sich ein nicht unbeträchtliches Landgut zu kaufen, wohin er seine Frau mit den Kindern schickte, indeß er in der Stadt, seines Amtes wegen, als Garçon lebte. Diese Einrichtung galt für sparsam: dennoch aber mußte, nach zwei oder drei Jahren, auch das Gut verkauft werden, und ihm war nichts übrig, als sein Gehalt. Er miethete für sich und seine Familie ein kleines Haus, in dem er sehr still lebte. Dies war die Zeit, in der ich zum ersten Male ihn sah; und der Papagei, der Bologneser und der Diener waren noch Ueberbleibsel aus der Zeit des Glanzes. — Bald nachher heiratheten seine beiden ältesten Töchter wider seinen Willen; eben so auch seine beiden ältesten Enkelinnen, und fast Alle sollen nicht glücklich gelebt haben. Er hatte mit Kälte widersprochen, mit Kälte das Unvermeidliche endlich bewilligt, sah mit Kälte die Folgen an, — und — dies war die Zeit, da ich ihm zum zweiten Male nahe kam, und er mir so patriarchalisch erschien. Kurz darauf war seine jüngste Tochter, ein reizendes Mädchen, an der Schwindsucht gestorben; wenig Jahre nachher auch seine älteste Tochter zweiter Ehe,

an der Schwindsucht; dann seine Frau, dann seine zweite Tochter, an der Schwindsucht; dann seine älteste Enkelin, an derselben Krankheit, an deren Vorzeichen auch schon die dritte litt. Er indeß, verschuldet und auf einen Theil seines Gehaltes beschränkt, hatte mit seinen Quartanten die Stübchen bezogen, wo ich ihn das dritte Mal sah. Ich erkundigte mich nach seiner Stimmung: sie war immer noch jene alte, feste Eiseskälte gegen alles Aeußere, deren Erinnerung mir fast eben so grauenhaft und unerklärbar ist, als die furchtbare Reihe von Unglücksfällen, die in einer langen Reihe auf Ein Haupt fallen konnten. —

Einen Theil der Unglücksfälle und auch wohl die an Erstarrung grenzende, endlich zur Natur gewordene Fassung des übrigens sehr achtungswerthen Mannes kann ich mit Einem Worte erklären: er war — ein Goldkocher, und wer einen wahrhaft oder vermeintlich großen Zweck verschwiegen in der Seele trägt, dem sind die Schicksale und Güter des gewöhnlichen Lebens Geringfügigkeiten.

Meine frühesten Jünglingsjahre.

Mit den Begebenheiten meines ersten Schullebens will ich die Leser nicht behelligen; Folgendes indeß scheint mir Lehrern und Jugendbildnern vielleicht zu manchem wichtigen Gedanken Stoff geben zu können. So treffliche Männer die Lehrer besonders der untern Classen in der Domschule waren, stimmte die Methode, die sie beim öffentlichen Unterricht einer beträchtlichen Zahl von Knaben anwenden mußten, so wenig zu jener, die mein Vater bei einem Einzelnen brauchen können, daß sie mir bald zuwider wurde, und ich wahrscheinlich sehr wenig gelernt hätte, ohne ein Verhältniß, das mich immer von Neuem zu angestrengtem Fleiße anregte, aber mich später und noch jetzt oft mit bittern Gefühlen erfüllt.

Zugleich mit mir wurde der jüngste meiner Brüder, der indeß drei Jahr älter war als ich, in die Domschule gebracht. Er war in keiner Rücksicht ein schlechterer Kopf, er hatte sogar ruhigeres Nachdenken vor mir voraus, und außerhalb der Schule alle die Ueberlegenheit, die sein höheres Alter erwarten ließ; aber er hatte nicht das Glück gehabt, von meinem Vater unterrichtet zu werden, und ein weniger

schnelles Gedächtniß. Bei dem Examen, das unserer Aufnahme vorausging, übertraf ich ihn daher so sehr an Kenntnissen, daß wir nicht nur in dieselbe Classe kamen, sondern ich in dieser um zwei oder drei Plätze über ihn gesetzt wurde. — Diese Demüthigung kränkte sein Ehrgefühl, und er strengte sich an, mich zu überbieten. Ich wurde es gewahr und suchte nun eben so eifrig mir den Vorsprung zu erhalten. Es gelang mir wirklich auf der Schulbahn, die wir gemeinschaftlich zurücklegten; aber diese Rivalität brachte zwischen uns allmälig eine bittere Verstimmung hervor, die in manchen Augenblicken in wahren Haß überging, und auch nicht mit unserer Schulzeit ganz verschwand. Nur wo es einen Dienst galt, konnte Jeder von uns auf den Bruder rechnen, aber unser täglicher Umgang war fast nur ein Wechsel von kränkenden Spöttereien. Erst am Grabe meines Gustav, der im 22. Jahre, von Vorgesetzten und Genossen geachtet, an der Schwindsucht starb, und seitdem bei jeder Erinnerung an ihn, fühlte ich, daß ich ihn eigentlich innig geliebt.— Es war gewiß ein großer psychologischer Fehlgriff, daß der erste Lehrer, der uns unsere Plätze gab, nicht zarter auf unser persönliches Verhältniß achtete.

Jeder folgende konnte ihn ohne Ungerechtigkeit nicht bessern. — Nie sollte man den Ehrgeiz der Kinder reizen ohne Rückblick darauf, ob man nicht ein besseres Gefühl gefährde!

Bald nachdem ich mein dreizehntes Jahr zurückgelegt hatte, nahm mein Schicksal eine neue Wendung, die mich wieder in eine ähnliche Einsamkeit versetzte, als jene, in der ich meine Kindheit zugebracht hatte.

Mein Vater starb im December 1782. Sein Tod und das zerrüttete Vermögen meiner Mutter, besonders da nun auch die Pension aufhörte, die er aus seinem ehemaligen Kirchspiele bezogen hatte, erlaubten nicht, daß meine Brüder und ich auf dem bisherigen Bildungswege fortgingen. Wir versammelten uns Alle auf dem Gute, dessen Arrende meine Mutter fortsetzte. Es wurde Familienrath gehalten und, nachdem auch die Meinung der Curatoren meiner Mutter eingeholt worden, beschlossen, daß meine drei Brüder bei der Statthalterschafts-Verfassung, deren Einführung eben im Gange war,

kleine Posten suchen, ich aber auf dem Gute zurückbleiben solle, bis ich auch erwachsen genug dazu wäre. Meine Mutter äußerte dabei die Hoffnung, daß ich indessen meine Schulbücher nicht ganz werde liegen lassen. —

Durch Verwendung eines angesehenen Verwandten in Riga gelang die Anstellung meiner Brüder in den neuen Canzeleien bald. —

Es war beim Anbruch einer schönen Winternacht, daß ich dem Klingeln des bedeckten Schlittens, der meine Brüder nach der zehn Meilen entfernten Stadt brachte, an die Hausthür gelehnt, mit beklommenem Herzen nachlauschte und dann in's Haus ging. Dies war nach der alten Bauart, die sich noch hier und dort in den Ostseeprovinzen vorfindet, durch ein Vorhaus, die Küche und wieder ein Vorhaus, in zwei Hälften getrennt. In der einen hatten meine Mutter und meine Schwester ihr Zimmer und neben und vor diesem waren die Stube der Mägde und ein Paar Vorrathskammern; auch ich hatte hier mit meinem jüngsten Bruder bisher ein Stübchen gehabt. In der andern Hälfte waren das Wohnzimmer der Familie, einige leer stehende Gastzimmer und die Schlaf- und Studirstube meines Vaters. Diese

hatten meine beiden ältesten Brüder jetzt bewohnt, aber aus Pietät war die Ordnung, in der mein Vater sie gelassen, so viel als möglich ungestört geblieben und bei jedem Aufräumen wieder hergestellt worden. Jetzt war sie mir angewiesen worden, und ich war der Einzige in dieser ganzen Hälfte des Hauses.

Als ich hineingetreten war, die Thüre, wie mein Vater immer that, verriegelt hatte und mich nun umsah, ergriff mich ein unsäglicher Schmerz. Dort hing noch an der Wand der graue Hut und das Rohr mit dem Knopf von Perlmutter, deren er sich bei Spaziergängen zu bedienen pflegte. Dort stand sein Schreibepult am gewohnten Orte; umher standen seine Bücherschränke mit Glasthüren oder grünen Gardinen, sein Bett mit den weißen Vorhängen, worin ich jetzt schlafen sollte. — Mit heißströmenden Thränen um ihn, stürzte ich mich hinein und schlief erst spät ein.

Am folgenden Morgen war es mein erstes Geschäft, neben das Pult meines Vaters auch den Tisch wieder hinzustellen, der dort zu stehen pflegte, und die Bücher darauf hinzulegen, die ich gewöhnlich darauf liegen gesehen: einige dicke Bände Collectaneen, die er geschrieben, Bayle's Dictionnaire und einige

andere lateinische und französische Schriften, seine Lieblings-Lectüre. In diesen pflegte er die Stellen, die ihn am meisten angesprochen, am Rande mit kleinen, zuweilen doppelten und dreifachen Reihen von zierlichen Häkchen zu bezeichnen: sie schienen mir belohnende Ehrenzeichen. Ich schlug eines derselben auf bei einem eingelegten Zeichen. Es waren die Epitres diverses des Freiherrn von Bar. Ich fand darin einige Verse mit vierfachen Häkchen ausgezeichnet, von denen die beiden letzten Zeilen mit viel frischerer Dinte hingezeichnet waren, als alle Häkchen im Buche. Es waren die Verse:

Hardi, joyeux, content, je suis ce voyageur
Qui le gousset vuidé, chanteau nés du voleur.
Je vois de loin ma ville: au bout d'un bon quart d'heure,
A jamais tout heureux, je rentre en ma démeure.

Ich mußte nothwendig wissen, was diese Verse heißen. Wort nach Wort suchte ich im Dictionnaire auf und schrieb es nieder, und da ich den Sinn herausgebracht hatte, rührte er mich tief. Ich glaubte darin ein Vorgefühl zu sehen, mit dem mein Vater seine Reise nach der Stadt angetreten, wo er starb.— Der Erfolg dieser ersten Bemühung war, daß ich mit großem Eifer fortfuhr, die Uebersetzung ähnlicher,

bezeichneter Stellen zu unternehmen, und da ich einsam und ohne andere Beschäftigung war, wurde mir diese bald so anziehend, daß ich den ganzen Tag bei ihr hinbrachte. Wohin das führen mußte, läßt sich errathen. An ein Ziel, nach dem zu ringen ich vielleicht nicht Muth und Ausdauer genug gehabt hätte, wenn ich mir es mit Bestimmtheit zum Voraus gesteckt. Nachdem ich einige Zeit hindurch das Spiel ohne Studium der angezeichneten Stellen in vielen Büchern fortgesetzt hatte, bemerkte ich, daß ich dadurch auch andere Stellen ziemlich verstehen gelernt, und nun waren es nicht mehr jene Stellen, sondern die Schriften selbst, die mich anzogen. Die erste, die mir dabei in die Hände fiel, war Voltaire's Zadig; die zweite Boufflers's Aline, Reine de Golconde, die ich in einem sehr sauber gebundenen Recueil pour l'ésprit et le coeur zufällig fand. Mit welchem Genusse dabei meine Anstrengung belohnt wurde, brauch' ich nicht zu sagen, und nun lag ein weites Feld des Studiums und der Freude vor mir eröffnet. Ich durchsuchte die Bibliothek meines Vaters genau und fand — welch' ein Schatz für mich, ob ich ihn gleich noch nicht zu würdigen verstand! — neben den Römischen, alle ältern Classiker

der Französischen, Viele der Italienischen und Einige der Englischen Literatur. Von Deutschen Schriftstellern fand ich nur Wenige, die mich interessirten. Ich erinnere mich nur einiger kleinen Schriften Herder's, mit vielen bezeichneten Stellen, Haller's Gedichte und Musarion. Die letzte herrliche Dichtung las ich mit Entzücken, und ahnete zum ersten Male, daß Deutsche Dichter die fremden überfliegen könnten.

Die neue Welt von Ansichten und Begriffen bemächtigte sich meiner ganz und erweiterte sich, wie ich fortschritt; denn sobald ich durch die Grammatiken und Wörterbücher, die ich vorfand, so weit gekommen war, französische Schriften fertig zu verstehen, suchte ich dieselben Hülfsmittel für das Italienische, dann für's Englische hervor. Noch mehr! Die Collectaneen meines Vaters, voll Gelehrsamkeit und treffender Urtheile, reizten auch mich zum Schreiben. Zuerst übersetzte ich meine Lieblingsgeschichten, dann lockten mich Bayle und Voltaire zu einer Kritik der Bibel, die indeß bei der Schöpfungsgeschichte stehen blieb. Ich fand es sehr tadelhaft, daß sie „Himmel und Erde" neben einander stellte, da der Erste so unermeßlich groß, die Letzte gegen ihn ein Nichts sey; daß das Licht früher

dagewesen seyn, und Tag und Nacht gewechselt haben sollten, ehe die Sonne geschaffen worden; daß der Schöpfer schon am zweiten Tage müßig gegangen; dann die Veste, die er an diesem solle geschaffen haben, existire ja gar nicht u. s. w. Alles dieses rügte ich mit so zornigem Eifer gegen „Betrug und Lügenhaftigkeit", daß ich, als mir die Blätter viele Jahre nachher in die Hände fielen, in das herzlichste Lachen ausbrach und den großen Naturkenner, der sich in jener herrlichen Mythe zu den sinnlichen Vorstellungen eines rohen Volkes mit so viel Weisheit herabließ, laut um Verzeihung bat. — Der Zweite, an den meine muthige Kritik sich wagte, war Buffon. Ich erklärte es für eine Lücke in seinem Phantasie-Gemälde vom Erwachen des ersten Menschen, daß nicht angegeben worden, wie dieser erfuhr, daß er Herr seiner Gliedmaßen sey, daß Hände und Füße seinem Willen gehorchten. Ich nahm an, der Schmerz, den ihn etwa der Biß oder Stich eines Insekts gemacht, habe ihn unwillkührlich die Hand zur Abwehrung hinwerfen lassen, und ersann ähnliche Anlässe mehr.

Von dieser Schriftstellerei schreckte mich zum Glück ein Urtheil ab, das mich eben so sehr erfreute,

als beschämte. Mein ältester Bruder hatte im zweiten Sommer meiner Einsamkeit einen Maler, Namens Reindel, zum Besuch herausgebracht, einen geistvollen, gebildeten Mann, der einen großen Theil von Europa durchreist war und überall, als Freimaurer, in der feinen und gebildeten Welt Zutritt gehabt. Mein Bruder fand meine Blättchen und brachte sie ihm spottlachend. Reindel las sie zwar auch lächelnd, aber aufmerksam durch, und sagte: „Das ist nicht dumm; es ist gescheidt genug, aber — knabenhaft.“ So tief mich dies letzte Wort verletzte, tröstete es mich doch, daß Reindel mich von nun an mit mehr Aufmerksamkeit behandelte, und selbst freundschaftlicher, als meinen acht Jahre älteren Bruder.

Drittehalb Jahr brachte ich in dieser genußreichen Anstrengung und in dem einsamen, mühevoll errungenen Umgange mit großen Geistern besonders des vorigen Jahrhunderts zu; diese Einsamkeit that indeß auch die Wirkung auf mich, die mein Vater vermeiden wollen, da er mich als Kind aus einer durchaus ähnlichen Lage in die Schule schickte. Mein Studium beschäftigte mich so ganz, daß ich mich nicht erinnere, eine der Vergnügungen öfter als ein=

mal gesucht zu haben, zu welchen das Landleben Jünglinge lockt. Spazierengehen zu bestimmten Stunden war Alles, was ich mir erlaubte, oder wozu ich mich gereizt fühlte. Beim Frühstück und bei Tische mußte ich mich erst besinnen, wenn ich es schicklich fand, etwas mit meiner Mutter und Schwester zu sprechen und die freilich seltenen Besuche meiner Brüder belästigten mich: der Gedankenkreis, in dem ich lebte, war ihnen fremd, und mir der Ihrige.

Gewiß ist es, daß diese Zeit die Anlagen meines Geistes ausbildete, die mein Vater in ihm zu erwecken gesucht, und meinem Charakter jene Selbstständigkeit gab, deren ich in folgenden Lebenstagen nur zu oft bedurfte; gewiß auch, daß sie, durch die ich möchte sagen liebende, Bekanntschaft mit so vielen großen Schriftstellern anderer Literaturen, zuerst jenen Maßstab der Kritik, wenn auch noch nicht durch Gründe ausgebildet, in meine Seele legte, den ich nachmals zur Beurtheilung der Deutschen Schriftstellerei anwandte, und der mir um so mehr Feinde erweckte, je weniger seine Richtigkeit in höherm Sinne sich oft widerlegen ließ; eben so gewiß aber, daß sie viel dazu beitrug, in meinem Charakter jene Abgeschlossen-

Bayerische Staatsbibliothek München

heit zu geben, die später in Gesellschaften oft bis zum Anschein der Stupidität ging und mir überall hinderlich war, wo es galt, mir Freunde zu erwerben, oder, wie man sich ausdrückt, mein Glück zu machen. Hundertmal in meinem Leben bot sich mir eine Gelegenheit, oft andringend, dar, und immer wich ich ihm unwillkührlich aus, oder verscherzte es, durch eine nicht zu besiegende Bizarrerie.

Vielleicht hätte jene Lage, so glücklich ich mich in ihr fühlte, noch schlimmere Folgen gehabt, wenn sie länger gedauert; aber sie nahm ein mich tief betrübendes Ende. Meine Mutter, deren Vermögensumstände sie zwangen, aus jeder Hülfsquelle zu schöpfen, die sie entdeckte, glaubte, bei dem hohen Werthe, den mein Vater auf seine Bibliothek gelegt, daß große Summen in ihr steckten. Darin hatte sie gewiß Recht, aber sie irrte sich sehr, als sie es für möglich hielt, sie wieder durch Verkauf herauszuziehen, besonders in einer Handelsstadt, deren wenige Gelehrte sich fast nur für ihr Amtsfach gebildet hatten, meistentheils längst aufgehört, Römische Schriften zu lesen, und Französische vielleicht nie gelesen hatten. Sie fragte ihren gelehrten Curator um Rath; er stimmte ihr bei, die Bücher verauctioniren zu lassen,

und übertrug mir, nach einer kurzen Prüfung meiner Kenntnisse, die Anfertigung des Katalogs. Funfzehn Jahre alt, fühlte ich mich durch diesen Auftrag einer halbgelehrten Arbeit sehr geehrt, bald aber auch zum erstenmale, wie schmerzhaft oft Ehren drücken können.

Ich ging an die Arbeit. Welche Betrübniß, ja welche Wehmuth ergriff mich oft dabei, indem ich meine geliebten Lehrer, die in meinen Augen ganz unbestimmbar werthvollen Schätze, die mir so lange ein Eigenthum geschienen, dazu registriren mußte, daß sie in fremde Hände übergingen! Mein Schmerz glich bei manchen dieser Bücher dem eines Abschiedes von einem Freunde in der Todesstunde. Auf immer sollte ich von Allem getrennt werden, dem ich so viel Genuß, so viel Aufklärung verdankte! Und ich selbst sollte diese Beraubung vorbereiten! — Ich ging langsam genug dabei zu Werke, aber endlich, nach einem Vierteljahre, war die Arbeit doch geendigt. Meine Mutter erlaubte, daß ich mir eine bestimmte Anzahl von Büchern auswählen durfte. Ich war verständig genug, mir meistentheils Wörterbücher und Grammatiken zu wählen, um wenigstens die Werkzeuge zu retten, irgend eine wiederkehrende, günstige Gelegenheit zu neuem Studium zu benutzen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Außerdem nahm ich die Epitres diverses und die Consolations dans l'infortune des Herrn von Bar, weil sie die Lieblinge meines Vaters gewesen, am meisten mit Ehrenhäkchen geschmückt waren; eine alte, schöne Ausgabe des Horaz in Quart, nicht weil ich ihn schon zu würdigen verstand, sondern weil ich dahin zu gelangen hoffte; Milton's Paradise lost und eine so alte Ausgabe von Tasso's Jerusalem, daß sie noch den Titel la Gerusaleme conquistata hieß, und die ich einmal als eine große Seltenheit hatte nennen hören. Dann wurden die Bücher eingepackt und versandt; und zu welchem Loose? Das Einzige, was mich bei meiner trübseligen Mühe in Anfertigung des Verzeichnisses aufgerichtet hatte, war gewesen, daß auch ich die Bücher nach ihrem geistigen Werthe geschätzt, und daher auch geglaubt hatte, ihr Verkauf müßte meiner Mutter eine wichtige Unterstützung gewähren. Wie ward mir aber zu Muthe, als ich im folgenden Winter in Riga ihrer Versteigerung beiwohnte, und meine alten, verehrten Hausgötter für die geringfügigsten Preise losschlagen hörte! Ich fühlte mich halb vernichtet vor Weh und Beschämung. „Aber wie ist das möglich!" rief ich einmal aus, als eine Schrift, aus der

Bayerische Staatsbibliothek München

ich unendlich viel Belehrung und Genuß geschöpft hatte, für wenige Verdinge zugeschlagen wurde. — „Man hat jetzt viel schönere Ausgaben davon“, sagte der neben mir Sitzende, und eröffnete mir mit den wenigen Worten die Ansicht der großen Verschiedenheit des mercantilischen Werthes einer Schrift von ihrem geistigen. Ich besuchte die Auction nicht mehr.

Nach der Entfernung der Bibliothek war mir die Einsamkeit des Landlebens ganz unerträglich; denn über die Vergnügungen, die es geben konnte, und dem Interesse an der Mannichfaltigkeit seiner Geschäfte war ich hinausgereift. Ich drang so oft und so heftig darauf, um auch in die Stadt zurückzukehren, daß meine Mutter es endlich bewilligte, um so mehr, da sie selbst in Kurzem die Pachtung aufgeben und nach Riga ziehen wollte. Es ward beschlossen, daß ich bis dahin bei einem meiner Brüder wohnen und wieder die Schule besuchen sollte. Vorher aber fand meine Mutter für gut, mich, nach einem Provinzial-Ausdrucke, „an Gottes Tisch“ gehen zu lassen.

Meine Confirmation.

Das Gut, auf dem meine Mutter wohnte, war anderthalb Meilen vom Pastorat entfernt, zu dessen Kirchspiel es gehörte. Da sie auf freundschaftlichem Fuße mit dem Prediger lebte, fuhren meine Schwestern und ich also zwei Wochen, Montags frühe, hin und blieben dort bis zum Freitag Abend.

Seit mehr als zwei Jahren hatt' ich kein fremdes Haus besucht; dieser Aufenthalt in einem solchen machte also Epoche für mich. Noch mehr that es die Eigenthümlichkeit des Predigers und seiner liebenswürdig frohen und verständigen Familie, die indeß nur aus seiner jungen Frau und ihrem kleinen Sohne und seiner Mutter und Schwester bestand. Er selbst war eigentlich nicht, was die Schule einen Gelehrten genannt hätte, aber er besaß ein reiches, vielseitiges, zu hellen Ansichten verarbeitetes Wissen, ernsten, praktischen Verstand, oft sarkastischen Humor in der Gesellschaft, und sein ganzes Leben zeugte für einen reinen, festen, edeln Charakter. Vielleicht lebt außer mir kein Mensch mehr, der den ehrwürdigen Pegau als jungen Mann so kannte; als Greis frei-

lich fand ich ihn fast dreißig Jahre später in einem sehr erweiterten Kreise allgemein verehrt.

Folgender Vorgang zwischen uns charakterisirt das geistige Innere dieses Menschen seltener Art vollständiger, als es die weitläufigste Auseinandersetzung vermöchte.

Außer meiner Schwester und mir nahm auch ein junger, blöder, wenig unterrichteter Mensch, der Sohn eines Deutschen auf dem Lande wohnenden Handwerkers, Theil an dem Unterrichte. Pegau trug nach dem Leitfaden des Katechismus und der Bibel, klar und einfach vor. Seine moralischen Lehren hörte ich mit Ehrfurcht an, aber unter den Glaubenssätzen stießen mir manche auf, die mir unglaublich schienen, und Andere, wider die ich Bayle und Voltaire Spott und Gründe hatte vorbringen gesehn. Es kochte in mir, zu widersprechen; die tiefe Hochachtung indeß, die ich für Pegau schon deshalb hegte, weil man steten Werth auf ihn und seine seltenen Besuche gelegt hatte, machte mich stumm. Endlich bemerkte Pegau meine Unruhe und forderte mich auf, zu sprechen. Ich setzte ihm anfangs schüchtern, da er aber aufmerksam zuhörte, immer lebhafter meine Zweifel auseinander, bis er,

ohne eine Widerlegung zu versuchen, mich mit den Worten unterbrach: „Darüber wollen wir hernach sprechen.“ Er setzte unbefangen und ruhig seinen Vortrag fort; aber nach Vollendung desselben schlug er mir einen Spaziergang vor. Auf diesem entlockte er mir durch mancherlei Wendungen des Gesprächs meine religiösen, sehr verwirrten Ansichten und die Quellen derselben, doch immer, ohne zu widerlegen, außer dann und wann durch kurze, scharfsinnige und mir schnell einleuchtende Bemerkungen. Auf dem Rückwege, in einer von ihm angelegten Baumpflanzung, nahe bei dem Hause, blieb er stehen, reichte mir eine Hand, legte mir die Spitzen der andern gleichsam weichend auf die Stirne und sagte mit einiger Rührung: „Junger Freund! Lassen Sie uns fortfahren, zu denken, eifrig fortfahren, selbst zu denken, bis unser Haar grau und unser Kopf schwach wird.“ — „Vieles“, fuhr er fort, indem er seine Hände zurückzog, „was Ihnen jetzt unbegreiflich scheint, wird Ihnen künftig von selbst klar werden.“ „Vieles, was Ihnen jetzt wahr scheint, werden Sie einst für falsch erkennen. — Uebrigens ist mein Geschäft jetzt, Sie und Ihre Mitconfirmanden mit Dem bekannt zu machen, was nach dem Glaubenssysteme

der Lutherischen Christengemeinde als wahr erkannt werden muß. Sie sehen, wie wichtig es ist, das zu kennen: meinen Sie aber wohl, daß es die Andern nicht stören, daß sie unsere Reden begreifen würden, wenn ich mich damit beschäftigte, Ihre Zweifel zu berichtigen?" — Er sah mich lächelnd an. Ich schwieg und schlug die Augen nieder. Er klopfte mich auf die Wange, führte mich, als wir das Haus erreicht hatten, gerade in sein Bücherzimmer, und lud mich ein, mich dort umzusehen. Seine Bibliothek war nicht groß, aber sie enthielt eine Auswahl neuerer, und zwar meistentheils Deutscher Schriften, vorzüglich historischer. Als Pegau die Begierde sah, mit der ich daran haftete, erlaubte er mir nicht nur jetzt den freien Gebrauch, sondern versprach auch mir zu borgen, was ich wünschte. — Der Confirmationsunterricht wurde übrigens vollendet, ohne daß ich wieder ein Bedenken äußerte. Mir fiel nur bisweilen, ich gesteh' es, die junge, hübsche Ketzerin aus „Mutterchens" Schule ein. —

Folgender, um acht und zwanzig Jahre neuerer Vorgang dient wohl, den Werth von Pegau's Denkungsweise zu jener Zeit in noch helleres Licht zu setzen:

Als im Jahre 1812 ein französisches Heer in der Nähe von Riga stand, wurde in der Stadt ein junger, gebildeter Fremder als Spion, mit Recht oder Unrecht, verhaftet und zum Erschießen verurtheilt. Der nun längst verstorbene Prediger der ihn zum Tode begleitete, war mein Schulkamerad gewesen. Zufällig saß er beim Abendessen desselben Tages im Musen-Klubb neben mir und ich erkundigte mich nach den letzten Augenblicken des Unglücklichen. „Stelle dir vor," sagte P—t; „als ich ihn ermahnen wollte, bat er mich, ich möge ihn verschonen, damit er noch an seine Frau und Kinder denken könne. Aber — hier ballte er die Faust; — ich fuhr ihm durch den Sinn. Ich zerknirschte ihn ganz. „P—t, rief ich, indem ich entrüstet aufsprang, bist Du denn ganz des — —, daß Du dem Bedauernswerthen noch die letzten Minuten verbittertest!" — „Es war doch wohl meine Pflicht," antwortete P—t trotzig, „seine Seele zu retten." Ich raunte ihm in's Ohr: „Giebt es eine Hölle, so fährst du selber ganz gewiß dahin!" und ging fort. Er soll mir bange bestürzt und mit Glut auf den pausenden Wangen nachgeschielt haben. Der Arme schielte nämlich mit beiden Augen.

Betrachtungen über die Urreligion werden vielleicht vielen Lesern hier am unrechten Orte scheinen. Ich fordre indeß für diese Schrift die Freiheit, in ihr durchaus meinen zufälligen Gedankengang herrschen zu lassen, und da ich so eben meine erste ernste Beschäftigung mit der Christlichen Religion erzählt habe, glaube ich daran — nicht mein Glaubens-Bekenntniß, das ich Niemand schuldig bin, wohl aber — eine Probe der Resultate knüpfen zu können, zu denen mich mein Nachdenken hier und dort führte, ohne diese Probe für das redliche Ziel meiner Forschungen zu erklären. Man kann wohl die Natur der Urreligion prüfen, ohne der geoffenbarten Religion zu nahe zu treten. —

— Herr Eckermann erzählt in seinen Gesprächen mit Göthe, eine Aeußerung desselben, ungefähr des Inhalts: „Ein recht verständiger, tüchtiger Mann bekümmert sich nicht um das Leben oder die Welt jenseit des Grabes.“ Das ist denn so ein Funken des Uebermuthes, dergleichen dem großen Dichter im Gefühl seines Glückes und Wohlseyns, oft entschlüpften. *) Mir hat es immer jedes recht verständigen

*) Dahin gehört auch der öfter von ihm wiederholte Einfall:

und tüchtigen Mannes, der zugleich ein Denkender ist, gar sehr würdig geschienen, über die ganze Natur seines eigenen Wesens, durch Beobachtungen und Schlüsse wenn auch nicht zur unerreichbaren Gewißheit, doch zur höchsten Wahrscheinlichkeit zu kommen. *) So that ich denn auch in Rücksicht auf die religiösen Lehren, was Pegau mir gerathen, und was ich auch wohl ohne seinen Rath gethan hätte.

Es hatte großen Reiz für mich, so viele Religionssysteme zu studiren, als ich nur kennen lernen konnte. Die Uebereinstimmung aller, des Glaubens der plumpen, elenden Grönländer wie der geistvollen, glücklichen Südsee-Insulaner mit den hochverfeinerten, durchdachten Systemen der uralten Egyptier und

---

„Was man in der Jugend gewünscht, hat man im Alter in Fülle." Unsinn, wenn er nicht wie oft „man" statt „ich" gebraucht hat. Wie konnte er es sonst in eben der Stadt sagen, in der Herder, von unliterarischem Schaarwerk erdrückt, arm und kummervoll starb, Wieland nach dem Verlust seines Vermögens, wieder von seiner kleinen Pension leben mußte und seinen Ruhm von den Schlegeln und Consorten zerlästern sah. Hätte Göthe Recht, so gäbe es gar keine unglücklichen Greise, Camöns starb nicht im Spital, und Napoleon auf St. Helena.

*) Mich dünkt das wohl so viel werth, als der Intermaxillar-Knochen der Arsen mit dem der große Dichter sich jahrelang beschäftigte.

Braminen, und wieder mit den jetzt existirenden Religionen, dem Christenthum, wie dem Mahomedanismus — in Rücksicht der Grundlehren: vom Daseyn Gottes; einer Geisterwelt; der Menschenseele; ihrer Unsterblichkeit; einer Weltregierung u. s. w., führte auch mich bald auf den — freilich zuerst von Jesuiten aufgestellten — Gedanken einer Urreligion, einer gemeinschaftlichen Quelle aller dieser Lehren, in ihrer Nacktheit. Belustigend aber war es mir immer, wenn ich auf gelehrte Hypothesen darüber stieß, wo das Vaterland und welche die Entstehungszeit dieser Urreligion gewesen? Der Quell der Urreligion ist das Bedürfniß und die Natur des menschlichen Geistes; ihre Heimath und ihre Geburtszeit war überall und immer, wo ein sehr eminenter Kopf, — und das waren alle Religionsstifter—, mit großer, wahrer Gelehrsamkeit, das heißt Naturkenntniß, seinem Nachdenken, von der Natur ausgehend, eine metaphysische Richtung giebt. — Man nehme an, alle jene Grundlehren wären noch nicht ausgesprochen, noch nicht gedacht, ein Mann jener Art aber überlegte die lange Folge untergeordneter, lebender, sich wenigstens, wie die Infusorien sogar, des Moments bewußter Wesen, die mit immer steigender Vollkommenheit,

in ununterbrochener Reihe hinauflangt bis zu dem Menschen, — der selbst noch so unvollkommen, so beschränkt ist: wie könnte er sich des Gedankens, ja, der Ueberzeugung erwehren, daß die Wesenleiter nothwendig noch über ihn hinaufgehen, daß es eine weiter steigende Reihe Wesen von viel höherer Kraft und Vollendung geben müsse, wenn auch zu deren Wahrnehmung seine Sinne so unzureichend sind, als die z. B. der Infusorien u. s. w. zur Wahrnehmung der seinigen? Mit diesem Gedanken aber ist, auch für die kalte Vernunft, die Geisterwelt entdeckt: denn, in der ganz nackten Vorstellung verstehen wir darunter höhere Wesen, die unsern Sinnen nicht wahrnehmbar sind. —

— Der menschliche Geist ist durchaus unfähig, sich eine Folge, Reihe, Linie *), ohne Endpunkt zu denken: in seiner Natur also liegt es unabänderlich, sich auch als Schluß der Geisterfolge, einen letzten, höchsten, einen in jeder Eigenschaft vollkommenen, Geist, — Gott zu denken, an ihn zu glauben. — Die Einrichtung der Natur ist unwidersprechlicher,

*) Ein Cirkel ist eine Linie deren Enden, die man auf jedem Punkte annehmen kann, in einander fließen, verbunden sind.

je tiefer wir sie erforschen, die Ausführung Eines Gedankens (wir nennen die Theile desselben, die wir zu errathen vermögen, Gesetze) für dessen unermeßliche Größe, Erhabenheit und Weisheit unserm Fassungsvermögen jeder vollständige Begriff, unserer Sprache das Wort fehlt. Wem kann dieser Gedanke und seine Ausführung beigemessen werden, als dem vollkommensten, dem also auch allmächtigen Geiste? Gott hat die Welt erschaffen, — man verstehe darunter was man will; Ordner eines Chaos, oder ein Hervorbringen aus dem Nichts. — Von dem Gedanken des Erschaffens ist der des Eigenthums, des Besitzes, Beherrschens unzertrennlich:

Gott regiert die Welt.

— Nicht bloß in der Natur, der Fortdauer, und den Gestaltungen des Weltalls offenbart sich ein herrschender Gedanke; auch in den Schicksalen der Völker; dem Lebensgange des einzelnen Menschen, selbst in den Ereignissen die ihm begegnen, entdeckt der Denkende Absichtlichkeit, Zwecke. „Kein Sperling fällt vom Dache, ohne den Willen unsers Vaters im Himmel.“ „Auch die Haare auf unserm Haupte sind gezählt.“ Diesen Gedanken, so erhebenden und wahrlich auch sehr erhabenen Sinnes,

findet man in allen Religionen, der des Kon-fu-tse und Buddha's, des Hermes, des Brahma und Mahomet's auch, obgleich weniger einfach schön ausgedrückt. Es giebt eine Alles leitende Vorsehung. —

— Dem menschlichen Geistesvermögen ist es aber nicht möglich, sich einen nur einigermaßen klaren Begriff von der Thätigkeit Eines, auch des allererhabensten Wesens zu machen, die zugleich die Unermeßlichkeit des Weltalls, und das Geschick einzelner, unbedeutender Wesen umfasse. Die Diener der Gottheit, die Untergottheiten, die feindlichen Divs, die wohlthätigen Schutzgeister, die Geister der Elemente, welche beschränktere Völker vorlängst zur Erklärung unbegreiflicher Naturerscheinungen und Ereignisse ersonnen hatten, wurden in das System der Weisen aufgenommen. — In jedem Menschen lebt, dunkel aber unerschütterlich, das Bewußtsein, daß sein Körper nicht sein eigentliches, denkendes Wesen sei. Noch nie z. B. ist es wohl Jemand eingefallen, wenn er „Ich" sprach, darunter einen Theil seines Körpers, selbst nicht den Kopf, zu verstehn; auch nicht den ganzen Leib. Immer sagt er mein Kopf, meine Brust,

u. s. w. und drückt unbewußt das Gefühl aus, daß sie nur sein Eigenthum sind, seinem wahren, denkenden Wesen gehören, das an den Körper, nur so lange die Tauglichkeit desselben ihm zu dienen währt, gebunden ist. Dies Wesen, da die Sinne es nicht wahrnehmen können, muß unkörperlich, das heißt, ein Geist seyn. Das Bewußtseyn davon ist so allgemein, daß man kein noch so rohes Volk entdeckt hat, das nicht davon erfüllt, überzeugt gewesen ist, der Mensch, den es sterben sah, dessen Körper todt und schnell verwesend daliegt, habe deshalb nicht aufgehört zu leben. Die rohen Gälen sehen die Geister ihrer gefallenen Helden auf den Wolken einherschreiten; die roheren Wilden Amerikas erzählten von einem Lande der Seelen, und selbst der halbthierische Papus glaubt, der Geist seines getödteten Feindes oder Freundes, umschwebe noch lange den Ort seines Sterbens. Dies Bewußtseyn gründete den Glauben an die Existenz der Seele, die nicht mit dem Körper stirbt. Nur von der Eitelkeit erzwungenes Raffinement des Grübelns, hat Zweifel ersonnen. In der Urreligion konnte der Glaube nicht fehlen. —

— Auch bei den unvollkommensten Thierarten finden wir, wie gesagt, Bewußtseyn, wenigstens des

Moments. Selbst das Infusorien-Thierchen, in seinem vor dem Sonnenmikroskop schnell verdunstenden Tropfen, erkennt, flieht oder verfolgt seinen Feind. Andere Thierarten, der Elephant, das Pferd, der Hund, sind offenbar denkende Wesen. Was könnte berechtigen, ihnen Körper, die Verbindung mit einem geistigen Wesen, einer Seele, abzuleugnen? Auch finden wir den Glauben daran bei allen Naturvölkern, und wieder in so hoch verfeinerten Religionssystemen, als der alten Egyptier und Brahmanen. In der Urreligion kann er nicht fehlen. — — Was wird aus den Seelen, wenn sie vom Körper sich trennen? In der ganzen sinnlichen Welt sahen wir, daß jede Umwandlung des Lebenden eine Vervollkommnung ist, bis der Körper anfängt der Zerstörung entgegen zu altern. Geister ohne Körper, können nicht nach den Gesetzen der Körperwelt altern, zerstört werden. Die Seelen können also durch den Tod des Körpers nur vollkommnere Wesen werden. Wie tief auch diese Ueberzeugung in dem menschlichen Bewußtseyn liegt, um es zu erkennen, darf man sich nur erinnern, daß selbst der stumpfste Aberglaube, in jedem Gespenst ein viel mächtigeres Wesen anerkennt, als der Mensch war, in dem es früher wohnte, und

Lebende überhaupt sind. In edlerer Gestalt erscheint sie in der Urreligion, wo ein Weiser den Gedanken aussprach: die Seele wird ein edleres Wesen, wenn sie den Körper verläßt, und ist sie dann noch Verwandlungen unterworfen, so ist jede derselben eine neue Veredlung: „bis der unauslöschliche Funke zum Urfeuer der Gottheit zurückkehrt," wie die Bestandtheile der Körper zu ihren Elementen zurück kehren, „sagt der Brahmaismus, und andere Religionen sprachen denselben Gedanken, in andern Bildern aus. Auch das Jüdische=Eingehen in Abrahams Schooß," und der oft gebrauchte Christliche Ausdruck, die Seele eines Verstorbenen sey „zu Gott gegangen, oder zurückgekehrt," sagt dasselbe; aber der Grundzug des Gedankens liegt schon in der Urreligion, das heißt: gehört zu den Resultaten tiefen Nachdenkens über tiefe Kenntniß der Natur. —

Diese fortschreitende Veredlung durch Verwandlungen, dehnte der Urglaube auch auf die Seelen der Thiere aus, und der Gedanke ist so schön, daß er den Menschen aus der tiefsten Rohheit bis auf die Höhen der philosophischen Speculation begleitet, auch ohne ausgesprochen zu werden. Er war es, der die rohen Skythen und so viele rohe Völker, bewog, die

Lieblingsthiere eines Verstorbenen bei seinem Grabe zu tödten, damit ihre Seelen veredelt, dem selbst Veredelten zu dienen fortführen. Die Nordamerikanischen Wilden glaubten Das sogar von den Geräthschaften und Waffen des Todten, und lehrten, im Lande der Seelen jage er mit den Seelen seines Bogens und seiner Pfeile, die Seelen der Thiere, die er im irdischen Leben erlegte; aber auch der ruhige Weise Pythagoras bekannte, er glaube zur Zeit des Trojanischen Krieges ein Hahn gewesen zu seyn. Auch unter den ausgezeichnetsten Denkern der neuen Zeit gab es Manchen, der an eine solche fortschreitende Veredlung aller Seelen durch Verwandlung, schweigend glaubte. Ich will Keinen nennen, der sich nicht offen dazu bekannte; aber man erinnere sich, daß Lessing in seiner letzten Schrift: „Ueber die Erziehung des Menschengeschlechtes", die Möglichkeit ausspricht, die Seele des Menschen könne wenigstens in den Körper eines Menschen zurückkehren, um Vollkommenheiten zu erwerben, die sie im ersten Leben nicht zu erlangen vermochte. — Dies Fortschreiten zum Höhern, durch den Uebergang in edlere Arten der Wesen, ist die Lehre von der Seelenwanderung in ihrer ursprünglichen Gestalt. Die religiöse Poli-

tik der alten Egyptischen Priester und Brahmanen, suchte den Gedanken für die Moralität, also für die menschliche Gesellschaft fruchtbar zu machen, indem sie auch ein Rückschreiten lehrte, und die Seelen böser Menschen in die Körper verachteter, oder besonders unglücklicher Thierarten verwies. Die Urreligion wußte wahrscheinlich Nichts davon, da die für die Gesellschaft so unendlich wichtige Ansicht — auch jenseit des Grabes dauern die Folgen eines tugendhaften oder verbrecherischen Lebens fort, aus der einfachen Natur nicht hervorgeht. In dieser giebt es nichts Böses und nichts Gutes, sondern Alles ist, und thut wozu seine Organisation es berief. Der Tiger und das Krokodil sind so gute Wesen, als die so geschätzte Schwalbe und Nachtigal, die tausendmal mehr Mitwesen würgen, als jene. Daraus folgt übrigens nicht, daß die Menschen unrecht thun, wenn sie diese freundlich hegen und jene tödten. Man könnte zu Jenen sprechen wie ein Britischer Richter zu einem Straßenräuber, der sich durch schlechte Erziehung und große Noth entschuldigte: „Ich bin nicht berechtigt, dir Vorwürfe zu machen, ich darf dich nur zum Galgen schicken.“

Zum Schluß dieser flüchtigen, vielleicht nur zu

leicht hingeworfenen Skizze, eine sentimental religiöse Betrachtung, die ich irgendwo las, und die mir nicht bloß für das Gefühl bündig schien.

„Wir stehn am Sterbebette eines verehrten und geliebten Wesens und sehn mit tiefer Wehmuth, wie es durch Schmerzen und Zuckungen, oder durch immer tiefer sinkende Stumpfheit und Gefühllosigkeit, der nahen Umwandlung in ekeln Moder entgegen geht, Das also ist die letzte Frucht so vieler Anstrengungen, nach immer höherer Ausbildung? Das der Ausgang und Lohn alles wohlthätigen und weisen Wirkens? Aller Pläne voll Heils für die Welt? Ich trete in ein Hospital: vielleicht Hunderte von Menschen ächzen hier unter ähnlichen Leiden demselben Loose entgegen. — Ich erinnere mich der Schlachtfelder, wo Tausende, so eben noch voll kräftigen, muthigen, hoffenden Lebens, plötzlich zerrissen zu Boden stürzen, vor wüthendem Schmerz in den blutigen Boden beißen und um den Tod zu jedem Nahen empor flehn; der vielleicht ehe er den Liebesdienst leisten kann, in gleichem Zustande neben ihnen liegt. — Ich denke an die Seuchen, die so oft die Erde durchwandeln und mit gefräßiger Eile Millionen aus dem Leben hinwegstürmen. — Und alles das schwindet zur

Geringfügigkeit herab, wenn der Blick über den Planeten hinschweift. Ueberall auf demselben ist das Leben so verschwenderisch ausgestreut, und scheint so geringschätzig Preis gegeben, als sey es seine ganze Bestimmung, vernichtet zu werden. Alles was lebt, ist dem Würgen ausgeliefert. Ganze Wesengattungen im Meere, auf der Erde und in der Luft, deren unermeßliche Zahl der menschliche Forschergeist nie ganz erkennen wird, sind von der Natur selbst aufs Würgen hingewiesen, als die Bedingung ihres eignen Daseyns. In jedem verdampfenden Morast, ja, in jedem verdunstenden Wassertropfen wiederholt sich stündlich an lebenden Wesen dasselbe Loos des Hungertodes und der Pest, die uns so gräßlich sind, wenn sie den Menschen treffen. Die ganze Erde ist bis in ihre verborgensten Winkel ein ungeheurer Folter- und Würgeplatz, auf dem alles Lebende durch kurze Freuden einem schauderhaften Geschick entgegen geheuchelt wird, das diese Freuden selbst noch mehr verbittern, — wenn wirklich der Tod das Ende des Daseyns ist. — Aber ein allmächtiges Wesen kann nur zugleich ein allgütiges seyn:

„So wahr Gott lebt, sind die Seelen unsterblich! So wahr Gott lebt, ist jeder Tod in der

Natur, nur der Uebergang zu einem veredelten Daseyn, und die Leiden der Lebenden sind nur Vorbereitungen zur Veredlung!" —

„Ich sinke auf's Antlitz und bete an." — — Gründe wiegen dann freilich schwerer, als ein aufwallendes Gefühl; aber mich dünkt dem Vorstehenden fehlten auch sie nicht, und ich bedaure, den Verfasser nicht nennen zu können."

Die vorstehende Skizze, so flüchtig sie hingeworfen ist, reicht hin, denk' ich, zu zeigen, warum mir in spätern Jahren jeder Spott, selbst Diderot's und Voltaire's, gegen die Grundlehren der Religion, seicht und frevelhaft erschien. Er ist nur dann gerechtfertigt, wenn die Einkleidung, welche die aufgestellten Sätze erhalten mußten, um bei der im Denken ungeübten Volksmasse Eingang zu finden, von eigennütziger und herrschsüchtiger Arglist gemißbraucht und absurd wird. — —

Zweites Buch.

Meine Jünglingsjahre.

Fortsetzung.

Sehr wohlthätig wurde es mir, in den einsamen Jahren meines Landlebens, viel Gedanken und Ansichten eingesammelt zu haben, ob sie gleich nicht für gründliche und geordnete Kenntnisse gelten konnten. Denn jetzt folgte eine dürre, traurige Zeit, die trübseligste meines Lebens. Dem jungen, sich bildenden Geiste sind indeß dergleichen Zwischenfristen, wenn sie nicht bis zu seiner Ertödtung währen, heilsam, wie der Winter den Bäumen: äußerlich ist kein Fortschritt bemerkbar, aber im Innern erstarkt der weiche Ansatz des vorigen Sommers zu festem Holze, und jede edlere, lebensfähige Faser zu kräftigem Knospenkeime.

In der Domschule, ob man mich gleich in eine höhere Classe setzte, als die aus der ich geschieden war, nach Secunda, fand ich doch nur auf die gewöhnliche Weise gebildete Cameraden, die ihre Grammatiken besser inne hatten, als ich, denen aber die höhere Gedankenwelt in die mich Rousseau, Voltaire, Bayle und Pope eingeführt hatten, völlig fremd war. Ich konnte mich nicht mit ihnen befreunden, und mein Umgang mit den Meisten bestand fast nur in gegenseitigen Neckereien. Die beiden Lehrer der Classe waren ziemlich alte Männer, die den hergebrachten Lectionenkreis vielleicht zum dreißigsten Male durchwanderten, und es daher läßig und ohne Aufregung für uns thaten. Ich erinnere mich nicht, irgend Etwas von ihnen gevortheilt zu haben, wohl aber einer Mystification, die ich mir gegen den Einen erlaubte, und damals sehr belustigend fand, — später beschämt als schlimmen Undank betrachtete.

Der Mann war ein hypochondrischer Hagestolz, floh jede Gesellschaft, vorzüglich jede weibliche, und sprach außer der Classe sehr selten mit Jemand, aber unter einem mit Anstrengung starr gehaltenem Aeußern, verbarg er tiefes, wirklich edles Gefühl. Als Lehrer sprach er viel und lebhaft, aber verirrte sich

fast in jeder Stunde zu Nebensachen die nicht zur Lection gehörten, ihm jedoch sehr wichtig schienen. Er hatte zum Beispiel den Gebrauch, seine Unterrichtsstunde, an einer Art Notenpult stehend, damit anzufangen, daß er ein Capitel aus dem Sirach vorlesen wollte, kam aber dabei selten über ein Paar Verse hinaus, denn er verlor sich sogleich in einen lebhaften, anthropolgischen und moralischen Commentar über das Gelesene. Es war sein redlicher Wille, uns so die Welt kennen zu lehren, die er selber nicht kannte, und uns Weltklugheit einzuflößen, von der er Nichts besaß; aber er machte uns lange Weile, und so ließ ich mir eines Tages einfallen, ihm Einwürfe, zuerst gegen seine moralischen Sätze, und dann gegen seine dogmatischen Lehren zu machen. Der wackre Mann erschrack sichtlich über den Abgrund des Unglaubens, worin ich ihm versunken schien, und suchte mich für heute so gut es ging, abzufertigen; aber am folgenden erschien er mit einem großen Packten Büchern unter dem Arm. Mit Erstaunen sahen wir diese an, und ich wagte Eines aufzuschlagen: es waren mehrere Theile von Lilienthal's bändereicher „geretteten Sache der offenbarten Religion." Mit einer Miene voll Sicherheit des

Sieges, schlug Herr T. einen der Zweifel auf, die ich den Tag vorher geäußert hatte; denn da ich sie von Voltaire entlehnt hatte, und Lilienthal vorzüglich diesen bekämpft, konnten meine Einwürfe nicht in dem Buche fehlen. Herr T. las die widerlegenden Abhandlungen mit ernster Fassung vor. Sie füllten die ganze Stunde an diesem und dem folgenden Tage, und wir — eröffneten indeß auf dem untern, für Bücher bestimmten Brette der Tische, ein Kartenspiel, oder lasen Romane. Endlich war die Vorlesung geendigt und, mit Beschämung gesteh' ich's, ich ließ mich von Mitschülern bereden, neue Zweifel aufzustellen, um neue Vorlesungen zu veranlassen, die auch richtig erfolgten. Ich bin mir indeß das Zeugniß schuldig, daß ich mich nicht bewegen ließ, den Scherz noch einmal zu wiederholen. — Ich begriff den ehrwürdigen Eifer des guten Mannes, meine Seele zu retten, und fühlte daß ich ihm Dank schuldig sey, für seinen gutherzigen Willen.

— Endlich drang meine Mutter, die keine Hofnung hatte mich auf der Universität erhalten zu können, darauf, daß auch ich eine Anstellung suchen solle. Ich war noch nicht 17 Jahr alt; ich schrieb eine kaum leserliche Hand, aber die Verwendung eines

angesehenen Verwandten beseitigte jede Schwierigkeit, ich wurde in die Kanzellei einer gerichtlichen Behörde aufgenommen. Als mein Gönner mir dies anzeigte: ermahnte er mich meine Handschrift auszubilden und versicherte mich, ich sey nun auf der „Bahn zum glänzendsten Glücke." Um mir das zu beweisen, nannte er mir eine große Zahl sehr vornehmer Beamten, die eben so wenig studirt hätten, als ich. Sich selbst, bei dem es auch der Fall war, nannte er nicht. Eine gute Handschrift und ein schlauer Kopf, reichten wirklich damals noch oft hin, in Rußland hoch zu steigen. —

Trotz dieser Aussicht, für die ich keinen Sinn hatte, fühlte ich mich in der Kanzellei noch weniger an meiner Stelle, als in der Schule. In dieser beschäftigte man sich doch wenigstens mit den Anfangsgründen der Wissenschaften; in jener war ich unter stumpfen Schreibern, deren Ideenkreis fast nicht über die Schreibestube hinausging, und mein Geschäft war, schlecht concipirte Actenstücke oder Protocolle zu copiren. Ich fühlte lebhaft, daß ich hier nicht auf dem Wege zu einem glänzenden Glücke, sondern dazu war, ein Dummkopf zu werden. Davon rettete mich ein glücklicher Zufall. Mein Bruder Gustav

hatte auf einer Auction Macchiavelli's Werke gekauft, und da er nicht Italienisch verstand, wollte er sie einem Leihbibliothekar anbieten, der auch Bücher in fremden Sprachen haben solle. Für mich waren sie ein glücklicher Fund, den ich nicht mehr aus den Händen ließ, und der Bücherverleiher, von dem ich nichts gewußt hatte, wurde sogleich aufgesucht. In der That fand ich bei ihm Rousseau's Werke und viele Französische und Englische Schriften. Wie eifrig schwelgte ich darin. Der Mann selbst aber der den Fehlgriff gemacht hatte, sein kleines Vermögen in dem damaligen Riga großentheils an solche Schriften zu wenden, fristete sich als Sprachlehrer noch eine Reihe von Jahren in großer Dürftigkeit hin, und — stürzte sich endlich in die Düna. — Von jetzt an führte ich ein Doppelleben. In der Kanzellei war ich ein unbrauchbarer Tropf; in meinem Zimmer, unter meinen Büchern der Vertraute der glänzendsten Geister. Daß ich in dieser Gesellschaft nicht daran dachte; bessere Buchstaben, und gerade Zeilen schreiben zu lernen, läßt sich erwarten; aber das Bewußtsein, in einer Gedankenwelt einheimisch zu sein, von der ich sehr wohl bemerkte, daß sie nicht nur den Oberofficianten der Kanzellei, die so vornehm auf

meine Unbrauchbarkeit herabsahen, sondern den meisten Gliedern der Behörde zu hoch sey, veranlaßte mich zu einem Benehmen, das sich gar nicht dazu eignete, mir lange Nachsicht für meine schlechten Buchstaben zu verschaffen. Eines Tages übergab ich dem Secretär eine Schrift die ich abgeschrieben hatte, fast ganz unleserlich, aber bat ihn zugleich bescheidentlich um Verzeihung, daß ich ein Paar Sprachfehler die er gemacht, verbessert habe. Roth vor gerechtem Zorn, auch wohl vor Beschämung, warf er das Blatt als unbrauchbar, einem Andern zum Abschreiben hin, doch ohne meine Aenderungen weg zu streichen. Am folgenden Morgen sagte er mir giftig freundlich, ich könnte wahrscheinlich ein großer Gelehrter werden, aber es wäre vergeblich, wenn ich in einer Kanzellei fort zu kommen hoffte. Er riethe mir ab, es länger zu versuchen. Ich verstand ihn, gab um meinen Abschied ein und erhielt ihn sogleich, — und befand mich nun in der drückendsten und gefährlichsten Lage, die sich für einen jungen siebenzehnjährigen Menschen denken läßt. Geistig zu gebildet, um noch bei irgend einem Geschäfte mit erforderlicher Hingebung als Lehrling einzutreten; ohne die geregelten Vorkenntnisse zum Studium eines bestimmten

Faches, ohne Vorliebe für irgend ein Solches, und besonders ohne die pecuniären Hülfsmittel zum Studiren, brachte ich einige Monate in der peinigendsten Unentschlossenheit zu. Nur ein Wunder hätte mich vor einem Fehltritte oder einer Thorheit bewahren können.

Ich beging Eine, und ihre Folgen rissen mich aus der Verlegenheit, und führten mich weiter auf der sonderbaren Bahn, die mir das Schicksal bestimmt hatte.

Carl Ferdinand Daniel Grohmann.

Zufällig hatte ich einer Vorstellung von Schillers Räubern beigewohnt. Trefflich dargestellt von einer hübschen Schauspielerin, hatte Amalie mich entzückt, begeistert. Der Drang ihr nahe zu kommen, beschäftigte mich Tag und Nacht. — Aber welches Mittel stand mir unbedeutendem Jünglinge dazu frei, bei einer Künstlerin, die von den meisten Bedeutenden der Stadt, Alten und Jungen, ausgezeichnet wurde? „Ich fiel auf das Abentheuerlichste. Ich ging zu den Schauspielerdirectoren Meyrer und Koch, und erklärte ihnen meinen Wunsch, Schauspieler zu werden. Nach kurzer Berathung willigten sie ein, mich in ihre

Gesellschaft aufzunehmen. Der gutmüthige Meyrer sezte mir sogar auf der Stelle einen kleinen Gehalt aus, beschloß aber mich zuerst in Mitau auftreten zu lassen, „meiner Familie wegen," sagte er, rieth mir aber bis dahin Herrn Grohmann's Bekanntschaft zu suchen, der mir vorbereitende Rathschläge geben werde. Dieser Grohmann ist derselbe, dem ich in meinem Versuch über Dichtkunst nachrühmte:

Mein Grohmann, stets geschätzt und doch verkannt,
Deß dornigtes Geschick zu sehr beweist,
Gebildetes Talent, ein heller Geist,
Ein biedres Herz sey nicht das Unterpfand
Des Glücks! O könnt Dein Herz die Nachwelt lesen,
Sie zeugte Dir auf Monumenten ein
Du sey'st der Dichter Trefflichster gewesen!

Diese Verse wurden zwar 1794 bald nach der Nachricht von Grohmann's unglücklichem Tode niedergeschrieben, aber ich wüßte noch jetzt kein Wort davon zurück zu nehmen, außer das „Talent" in sofern man darunter irgend eine ausgezeichnete Kunstfähigkeit versteht. Eine solche besaß mein armer Grohmann nicht, obgleich vielleicht schwache Anlagen zu Manchem, und dadurch war denn sein Loos als Schauspieler entschieden. Er hatte in Leipzig

die Rechte studirt, ob mit großem Fleiße weiß ich nicht, aber sein guter Kopf hatte viel Kenntnisse eingesammelt. Seine Denkungsart war hell und rechtlich; sein Gefühl tief, sein Geschmack fein und richtig; sein Benehmen dagegen steif und oft unfein, sein Gesicht so ausdruckslos, daß er sich zuweilen selbst vor dem Spiegel darüber auslachte. Ich fand ihn einmal so, wie er vergebens sich bemühte, einen leidenschaftlichen Ausdruck zu erkünsteln. „Ist es nicht lächerlich," rief er mir entgegen, „was mir die Natur für eine nichtssagende Fratze zum Gesicht gegeben: ein fettiges Blatt, auf dem weder Dinte noch Bleistift haftet." Aber auch in diesem Augenblicke trotz dem Grimme der aus ihm auflachte, sah er so ruhig aus, wie immer. Das Resultat von dem Allen war, daß er jede ihm zugetheilte Rolle mit Verstand, aber ohne alles Gelingen gab, und daher nur untergeordnete Rollen erhielt, aber bei jeder vorkommenden Schwierigkeit von den Directoren zu Rathe gezogen, im Allgemeinen geachtet wurde. Diese Lage mußte ihm sehr unbehaglich seyn, und so trat er öfter von der Gesellschaft ab und wurde, so oft er aus Geldverlegenheit wieder zutreten wollte, sogleich wieder aufgenommen. Eine Anstellung in irgend einem

Posten, um die er sich eifrig bewarb, zu erhalten, gelang ihm nicht. Man ließ seinem Kopfe und seinem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren, aber daß er Schauspieler gewesen, schloß ihn von allen andern Geschäften aus.*) Daß ich ihn als Dichter aufführte,

*) Anm. Wenn Grohmann nicht zu einem seiner wenigen gelehrten Gönner zu Tische gebeten war, nahm er an dem sehr ärmlichen Mittagsessen seines Hauswirthes, eines nicht wohlhabenden Handwerkers, Theil. Eines Tages hatte er seine Thüre nicht dabei verschlossen, und ich fand ihn bei einer Schüssel Mehlklößen in Milch und einem offenbar nicht Holländischen Häringe. Er erzählte mir, er käme so eben von dem Stadthaupte (so hieß der oberste Beamte der Bürger während der Statthalterschaft;) B., den er um eine Anstellung gebeten; aber dieser habe ihn mit den Worten entlassen: „Ich bedaure, Sie nicht dienen zu können.“ Ich ging getröstet weg, sagte Grohmann. Der Schnitzer zeigte mir, daß ich doch über ihm stand. — Ich hatte, und habe wohl noch den Naturfehler, anders weiß ich es nicht zu nennen, daß ich oft laut dachte, und so heraussagte, was Andere verletzte. Auch hier überraschte er mich. „Lieber Grohmann!“ rief ich, „der Unwissende gab heute ein glänzendes Diner; Du aber sitzest bei Mehlklößen und einem schwedischen Häring. B. hat sein großes Vermögen selbst erworben. Sein Wissen ist am Ende mehr werth, als das unsrige.“ Mein Gedanke war gewiß richtig; aber eben so gewiß hätte ich ihn nicht aussprechen sollen.

Dieser B., der sich wirklich aus tiefer Armuth empor gearbeitet hatte, galt viel durch seinen richtigen Verstand und festen Charakter, die er nach meinem Urtheile auch bei folgendem Anlasse bewies. An dem Gewölbe des Altarchors in einer der Stadtkirchen

hatte Grund. Zu seinen mancherlei Halbtalenten gehörte auch das für Poesie. Er hat ein Paar Schauspiele geschrieben, die aber kein Glück machten, und unter dem bescheidnen Titel (denn auch als Dichter ließ er sich schmerzliche Gerechtigkeit wiederfahren: ein Beweis für seinen Verstand!) „Prosaische Gedichte" eine Sammlung kleiner Dichtungen drucken lassen, voll vernünftiger, oft sehr artiger Gedanken, doch leer an wirklicher Poesie: Episteln, satyrische Liederchen, Epigrammen und dergl.

---

stand ein Gemälde, oder vielmehr eine Zeichnung des jüngsten Gerichts. Christus saß auf einer Kanzel, Palme und Schwerdt in den Händen. Rechts knieten eine Menge Seliger mit emporgestreckten Händen, und Engel waren beschäftigt die Zahl derselben aus einer Schaar Auferstandener zu vermehren, links zerrten gräßliche Teufelsgestalten andre Seelen mit Zangen, Haken und Krallen nach einem großen Feuer hin. In der letztern Gruppe kamen viele obscöne Stellungen vor und das Ganze, vielleicht noch aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts herstammend, da Riga noch katholisch war, machte einen störenden, widerlichen Eindruck auf mich, wenn ich als Domschüler im Chore saß. B. mag es, da er Knabe war, auch so gegangen seyn. Als Stadthaupt befahl er, das Gemälde zu übertünchen. Man legte Vorbitten ein für die Antiquität, die einem berühmten Meister zugeschrieben wurde. „Ach was!" antwortete er, „Alt oder neu: es ist garstiges Zeug!" und der Tüncher verwaltete sein Amt. Freilich hätte das Bild vorher copirt werden sollen.

Ein Paar der artigsten Verse, die sich in meinem Gedächtnisse erhalten haben, will ich hier mittheilen. Ein Liedchen auf die Philosophen, schloß er:

„Der größte Weise
— Sagt's Euch in's Ohr! —
Ist, pst! Ganz leise!
Der kleinste Thor!"

Ein „Loblied auf den Magen" schließt:

„Jüngst sprach ein Urtheil zum Erbarmen
Der Richter Ahasverus Dampf.
Verzeiht den dummen Streich dem Armen
Er hatte just den Magenkrampf."

„Wenn Große sich den Magen überladen,
Seufzt oft ein Land sein schweres Ach!
Sie murren dann und stiften Schaden,
Und gehn vergnügt in's Schlafgemach."

„Drum hoff' ich wird es Niemand wagen
Zu tadeln dies mein Resultat:
Das manches großen Herrn Magen
Mehr als sein Kopf zu sagen hat."

Ehe ich die Geschichte meines Umgangs mit Grohmann erzähle, glaub' ich aber die meiner ersten Verliebtheit und meines Theaterlebens, endigen zu müssen. Sie ist nur kurz.

Ich reiste wirklich mit nach Mitau und trat dort in der Verschwörung des Fiesco, als der unbedeutendste der Verschwornen, einmal auf, mehr weil ich den Blick in's Publicum kennen zu lernen wünschte, als weil man mich brauchte; denn der gutherzige Meyrer hatte die größte Gefälligkeit gegen mich. Wichtiges war es mir, das Treiben der Schauspieler unter sich, in der Nähe zu sehn. Sie hatten den ganzen ersten Stock im Morellischen Gasthause inne, und verbrachten den Tag vermischt, in lustiger, zuweilen fast tobender, zuweilen auch zänkischer Gemeinschaft; nur die Schlafgemächer der Frauen und der Männer waren getrennt. Man kann denken, daß ich nicht versäumte, mich meiner Verehrten zu nähern, aber ich machte hier sehr bald eine ähnliche Erfahrung als bei der Versteigerung der Bücher meines Vaters; nämlich über die Verschiedenheit in der Natur des Materials und der geistigen Leistung. Madame M— — war eine wirklich reizende, frohe, neckische Frau, aber sie war nicht — Amalie, die sie so hinreißend spielte. Ich war in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft völlig entzaubert, und bei unserer Rückkehr nach Riga, besuchte ich weder sie, noch das Theater, noch sogar den wackern Meyrer mehr,

der mich übrigens auch wohl nicht vermißt haben wird. Meine Bühnen-Laufbahn war beendigt. Einen sehr wichtigen Vortheil hatte sie mir gewährt: die Freundschaft Grohmann's.

Der Propheten-Clubb.

Als ich Grohmann aufsuchen wollte, wies man mich in ein Kaffeehaus, wo er die Nachmittage und Abende zuzubringen pflegte. Da fand ich ihn am Ofen sitzend, seine Beine auf einen zweiten Stuhl gelegt, den einen Arm mit einer Thonpfeife auf die Lehne eines dritten ruhend, und den andern Arm auf dem Tische. Phlegma und das Sichgehenlassen der Genialitäts-Periode, in die seine Studentenzeit gehörte, ließ er sich nicht sprechender ausdrücken. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, als ich zu ihm trat. Er nahm indeß bei meiner Anrede eine anständigere Stellung und bot mir einen seiner Stühle zum Sitzen an. Nach einigen von seiner Seite versteckt prüfenden Fragen meiner etwas blöden Rede, wurde unser Gespräch bald lebhaft und sogar vertraulich, und als ich wegging, forderte er mich angelegentlich auf, ihn am andern Morgen um eilf

Uhr zu besuchen, da ich einige seiner Freunde kennen lernen solle.

Ich stieg zur bestimmten Stunde zwei enge, unsaubre Treppen hinauf und trat in ein ärmliches Zimmer vielleicht zwölf Schritte lang, aber sicher nicht breiter als vier. Hier fand ich indeß schon vier junge Männer und bald kamen noch einige hinzu, so daß das Zimmerchen bald fast angefüllt war. Grohmann nannte mich ihnen und sie mir. Ich kannte die Meisten dem Namen nach, als ausgezeichnete Köpfe in fast so drückenden Umständen als die meinigen. Es waren meistentheils Ausländer: junge Gelehrte, die hier eine Anstellung suchten, ohne sie noch gefunden zu haben, talentvolle Künstler ohne Arbeit, geschickte Beamte mit zu dürftiger Besoldung, um zu heirathen. Den Vorzug hatten sie indeß alle vor mir, daß die Laufbahn bestimmt war, auf der sie mit schon entwickelten Talenten das Glück wenigstens suchen konnten. Ich hatte weder entwickelte Anlagen, noch eine Bestimmung. So fühlte ich mich anfangs untergeordnet und blöde; aber da sie mich als ihres Gleichen behandelten, fand ich bald Stimme und Stimmung, mich in die Unterhaltung zu mischen. Diese bestand in Nichts als einem Tumult von

witzigen Einfällen, kräftigen Schlagreden, und herzlichem Lachen. Nur Eines misfiel mir: diese Stimmung wurde von Zeit zu Zeit durch ein Glas Liqueur unterstützt, das die Runde machte, an mir aber vorüber gehen mußte, da ich damals einen unüberwindlichen Widerwillen gegen alle geistigen Getränke hatte. Nachdem es zwölf geschlagen hatte, verstummte das geistige Toben allmälig. Einer der Anwesenden nach dem Andern wurde ernsthaft und Alle stiegen sehr gesetzt die Treppen hinunter in die Stadt, wo sie die rauhe Prosa nicht heiterer Lebensverhältnisse erwartete. Es ist sogar möglich, daß Mancher noch ungewiß war, ob und wo er heute ein Mittagsessen finden würde; gewiß aber nahmen die Meisten es mit großer Bescheidenheit an der Tafel eines Gönners ein, der droben in Grohmann's Dachstübchen eine sehr, sehr untergeordnete Rolle gespielt hätte.

Ton und Charakter der ungebundenen Gesellschaft zu schildern, reicht vielleicht ein Vorgang der ersten Stunde hin, die ich in ihr zubrachte. Grohmann hatte mich ihr mit Moliere's Worten vorgestellt: Dignus est intrare in nostro docto corpore! „Wie heißt aber das Corpus?" fragte ich schüchtern. „Es ist wahr, wir müssen einen Namen haben!" riefen

Mehrere. Nach lärmender, froher Debatte kamen folgende Beschlüsse zu Stande, die auch sogleich mit Kreide auf die Thüre geschrieben wurden:

1) Wir bilden einen offenen Clubb.

2) Dieser Clubb heißt der Propheten-Clubb, weil wir, so lange wir beisammen sind, nicht an die Zukunft denken.

3) Auf ewige Zeiten geschlossen, hört der Clubb täglich auf zu existiren, so bald wir auseinander gehn.

4) Alle Gesetze desselben gelten unverbrüchlich für die Zeit seiner Nichtexistenz.

5) Täglich wird beim Auseinandergehen ein Präsident gewählt, dessen Würde aber nur dauert, bis die Gesellschaft anfängt, wieder zusammen zukommen. u. s. w.

Zur Bestätigung der Gesetze wurde ein Extra-Fläschchen Liqueur geholt, und Grohmann bot auch mir das Glas mit der Erklärung: als rechtlicher Prophet müsse ich durchaus wenigstens ein Capitelchen schreiben. Ich weigerte mich, aber er rief: „Auf Brüderschaft!" und ich nippte.

Ich erinnere mich, daß ich die Präsidenten-Würde einmal durch zwei Zeilen errang. Man hatte diese Standeserhöhung als Preis darauf gesetzt, wer die

gründlichste Erörterung der Paradieses Freuden der Juden und Türken, vortragen würde. Strenges Gesetz dabei war, es dürfe kein unanständiges Wort gebraucht werden; in Rücksicht auf Gedanken behielt man die Freiheit, das zu erschöpfen der Deutlichkeit Nöthige anzuwenden. Man kann sich denken, daß am folgenden Tage eine wahre Sündenfluth von Witz Alles überbot, was der Talmud, und Mahomet über den Gegenstand gefabelt. Endlich traf die Reihe mich. Ich stand ernsthaft auf, schlug einen großen Bogen auseinander, räusperte mich und las in zwei vierfüßigen Versen einen frivolen Gedanken vor, den ich, ungeachtet kein unanständiges Wort dabei vorkam, hier nicht wiederholen mag, der aber mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Einstimmig wurde mir der Preis zuerkannt, und zwar ausdrücklich wegen des tiefdringenden Scharfsinns, der reichen Fülle von Gelehrsamkeit und der Ciceronianischen Wohlredenheit, die ich in meiner Abhandlung entfaltet hatte. „Das Decret darüber wurde in die Acten aufgenommen, das heißt, an die Thüre geschrieben, welche übrigens die Magd so bald wir auseinander gegangen waren, regelmäßig abzuwaschen pflegte.

Dieser freilich etwas burschicos joviale Clubb wurde endlich bald nach meiner Entfernung aus Riga, durch die Liqueur=Fläschchen aufgelöst. Kleinstädtische Klätscherei hatte erzählt, Grohmann halte eine Trinkstube, und so war er es sich schuldig, die frohe Versammlung nicht mehr aufzunehmen, was die Bedingung ihres Bestehens war. Für mich war sie wohlthuend gewesen. Sie gab mir nicht nur heiteren Lebensmuth, sondern auch Selbstgefühl und sogar höhere Geltung: denn der vertraute Umgang mit einer Zahl junger Gelehrten, die im Publicum, so oft es auch den Kopf über sie schüttelte, doch für ausgezeichnete Talente anerkannt wurden, lies mich bald selbst für einen Solchen gelten. Man wird sehen, daß dieser Umgang auch die vortheilhafteste Wendung meiner Lage herbeiführte, die zu meiner fernern Ausbildung dienen konnte.

Meine erste Schriftstellerei.

Grohmann hatte mich oft aufgefordert, zur Ausfüllung meiner Zeit und zur Uebung, Aufsätze wie für den Druck zu schreiben; denn an ein wirkliches Drucken war in Riga nicht zu denken. Mir fehlte es nicht an Gegenständen die ich hätte behandeln

mögen, und Gedanken darüber strömten mir in Menge zu, aber ich litt an dem Uebel, keine Anfänge finden zu können. Kaum hatte ich die ersten zwei oder drei Perioden hingeschrieben, so mißfielen sie mir schon, und ich strich sie weg, um Anderes hinzuschreiben, das bald dasselbe Schicksal hatte.*) Grohmann lachte, als ich ihm das klagte nnd meinte, beim Gehenlernen setze man oft die Füße kreuzweise und gelange wo anders hin, als man wolle. Er rieth mir, nicht eher anzufangen, als bis ich in allen Puncten überdacht hätte, was ich eigentlich sprechen wolle, und dann, wo möglich den Schlußperioden zuerst nieder zu schreiben. Der gebe dann das bestimmte Ziel, zu welchem man seinen Gang zu richten habe. Ich befolgte seine Weisung und habe sie vollkommen zweckdienlich gefunden, will sie also auch Andern bei ihrem ersten schriftstellerischen Gehenlernen, hierdurch empfehlen. Folgender Anlaß belehrte mich

*) Engel erzählte mir, eben so sey es dem Philosophen Garve, wenigstens als er noch in Leipzig war, gegangen. Engel habe ihm zuweilen die ersten Zeilen seiner Schriften niederschreiben müssen, dann aber habe Garve seine Gedanken selbst auf vielen Bogen so klar und richtig fortgesponnen, daß seine Manuscripte ganz ohne Correcturen, selbst einzelner Worte, gewesen.

indeß, daß man nur von seinem Gegenstande recht ergriffen, von ihm erfüllt zu sein braucht, um ohne jenes Hülfsmittel schreiben zu können.

Die Theater=Direction hatte ein Exemplar des eben erschienenen Schillerschen Don Carlos erhalten. Es ging rasch, kaum von Einer Hand zugeschlagen, in eine Andere. Auch ich erhielt es von Grohmann auf eine Nacht, die größtentheils dabei durchwacht wurde. Alles war davon entzückt; auch ich. Einem der Gesellschaft aber fiel es ein, zu rufen: „Wie tief steht Voltaire unter Schiller!" und Andre stimmten ihm bei. Das verletzte mich in meinem verehrten Musterbilde. Ich widersprach, recitirte gegen jede schöne Stelle aus dem Don Carlos, eine eben so schöne aus einem Voltaireschen Trauerspiele und wurde immer heftiger. Grohmann, der Anfangs auch für Schiller Partei ergriffen, hörte bald nur schweigend und lächelnd zu. Endlich sagte er zu mir: „Wohin kann der Wortstreit führen, als daß Du uns am Ende Allen Bitterkeiten sagst. Schreibe deine Vertheidigung Voltaire's auf." — „Wenn Du für Schiller schreiben willst!" fiel ich ein. Er versprach es. Es wurde ein Abend festgesetzt, an dem unsre Arbeit verlesen werden, und die Gesellschaft

urtheilen sollte. Mit welchem Eifer ich an die erste schriftstellerische Ausarbeitung ging, die eine Art von Publicum und öffentlicher Beurtheilung erhalten sollte, mit welchem Herzklopfen ich zu der bestimmten Versammlung ging, können die Leser denken.

Da sie in dem Seitenzimmer eines Kaffee-Hauses statt haben sollte, hatten sich auch einige der angesehensten Gäste desselben es erbeten, ihr beizuwohnen: anständige Kaufleute ohne literarische Bildung, in deren Mienen ich las, daß sie etwas drolliges darin fanden, daß ich junger Mensch es wage, einem so anerkannt reifen Kopfe und in Riga geschätzten Schriftsteller, wofür Grohmann Allen galt, bis er einer Dienstleistung bedurfte, gegenüber zu treten. Ihr Urtheil war zum voraus gefällt; aber in den Blicken der Literaten, zu denen sich auch ein Paar mir Unbekannte gesellt hatten, las ich achtendes, freundliches Interesse, das mich ermunterte.

Nach meiner bestimmten Forderung, las Grohmann seinen Aufsatz zuerst. Dieser war leicht, seicht und kurz, offenbar nur Hingeworfen, um den meinigen einzuführen. Dieser — fiel mir dreißig Jahr später von ungefähr wieder in die Hände und, den

jugendlichen Bilderkram und enthusiastischen Flug abgerechnet, fand ich ihn noch recht verständig.

Ein Kunsturtheil über die Werke der beiden Dichter zu fällen, hatt' ich abgelehnt, und mich begnügt mit der Bemerkung, Beide hätten ihre gebildete Nation entzückt, müßten also wohl nach dem Charakter des Zeitalters, sehr Werthvolles geleistet haben, Voltaire in einer langen Reihe von Dichtungen, Schiller in Fiesko und Don Carlos, zu denen die Räuber und Cabale und Liebe nur gleichsam Vorübungen gewesen. Voltaire hätt' es gethan im Zwange, strenge vorgeschriebener Kunstregeln, gleichsam in Fesseln schön getanzt; Schiller mit Beiseitelegung der Regeln, die ihn beengen konnten: es wäre kein Wunder, wenn er kräftigere Sprünge gemacht haben sollte. — Voltaire hätte sein Zeitalter erzogen, die ganze gebildete Welt über tausend Punkte aufgeklärt: ein Leuchtthurm der durch die Finsterniß Klarheit verbreitet. Schiller hätte in seinen Dichtungen einen Reichthum herrlicher Gedanken gespendet, aber ohne andres Ziel als jeden Einzelnen schön auszusprechen: „ein Feuerwerk das überrascht, blendet, erfreut, schnell erlöscht und nur die Hoffnung zurück läßt, bald wiederholt zu werden." — Voltaire habe durch Witz und

Gründe die Ehre des hingerichteten Britischen Admirals Bligh, und des unglücklichen Calas gerettet, eben so den Wohlstand und die Ruhe der Familie des Letztern, Leben und Vermögen der Familie Sirven und das Menschenrecht der Freiheit der funfzehn aus dem Jura nach Frankreich entflohenen Leibeigenen. — Ich schloß: „Schiller — Meine Herren! Was that doch Schiller? —“ Dieser Schluß schien Alle zu überraschen, denn Alle schwiegen eine Minute. Endlich erklärten die Kaufleute „Grohmann habe es doch besser gemacht.“ Die Fremden nickten mir einen sehr freundlichen Gruß zu und entfernten sich. In meiner Spannung vergaß ich zu fragen, wer sie wären. — Die bisherigen Gegner Voltaire's sprachen nicht mehr von ihm. Einer nur murrte noch: Non liquet! Auch das war ein Zugeständniß meines Sieges. Grohmann — das Gesicht meines wahrlich edeln Freundes drückte das lebhafteste Vergnügen aus, und indem er sich die Hände rieb, forderte er mich dringend auf, ihm meinen Aufsatz für einige Tage zu leihen. Ich weigerte mich anfangs, gab aber bald nach, nnd er steckte ihn, was ich mit Vergnügen bemerkte, nicht, wie den seinigen, zerknittert in die Westentasche, sondern sorgfältig schonend in den

Busen. Ich brachte den übrigen Abend und einen Theil der Nacht in einer Art Fieber zu. Es war das freudige Bewußtseyn über ein ungehofftes, erstes Gelingen, und zugleich ein trauriges Gefühl, daß es keine Frucht brächte, oder bringen könnte, durch die meine üble Lage geändert würde. Darin irrte ich mich indeß, wie man bald sehen wird. Vorher aber wurde ich noch einmal zum Schriftstellen hingerissen.

Der Schauspieler Koch (vor wenigen Jahren starb er zu Wien;) hatte sich mit Meyrer veruneinigt, schied aus der Direction und verließ Riga im Jahre 1788. Bald darauf erschien in einer Königsberger Zeitschrift eine Schilderung der Bühne zu Riga, worin Koch sehr erhoben, alle andre Mitglieder aber, Christ und Porsch ausgenommen, die ihm bald folgen sollten, sehr herabwürdigend behandelt wurden. Mein erster Aufsatz mußte bekannter geworden seyn und mehr gefallen haben, als ich wußte. Ich erhielt ingeheim eine Aufforderung von Meyrer, jenen Angriff zu beantworten. Auch Grohmann forderte mich in der Stille dazu auf. Das schien mir sehr ehrenvoll, aber ich lehnte es mit Widerwillen ab. Da begegnete mir eines Tages meine Pseudo-Amalie auf

der Gasse. Der Zauber den sie einst auf mich geübt, war zwar längst verschwunden, aber ich war jezt schon reif genug, in ihr die reizende Frau nicht zu übersehn, und die Schlaue hatte sehr gut bemerkt, was ich für sie gefühlt. Sie redete mich an, was noch nie geschehen war, und fragte mich: „Haben Sie die Königsberger Zeitschrift gelesen?“ Als ich bejahte, sezte sie mit schmerzlichem Tone und Thränen in den schönen Augen hinzu: „auch ich bin darin angegriffen, und wir haben Niemand, der uns vertheidigt!“ „Ich will es versuchen!“ stammelte ich. „Ach, wenn Sie es wollten!“ sagte sie mit einem Seufzer und drückte mir die Hand. „Ich weiß nicht, was ich aus Dankbarkeit thäte!“

Hoch entflammt eilt' ich nach Hause und ging an die Arbeit. In zwei Tagen waren eben so viel enggeschriebene Bogen gefüllt und in's Reine gebracht. Den Schauspielern gefiel das Geschreibsel, weil sie darin vertheidigt und gerächt wurden. Meyrer ließ mehrere Abschriften davon machen und verbreiten. Ich glaube, daß er auch an Koch Eine sandte und an den Herausgeber der Königsberger Zeitschrift. Ich selbst war höchst unzufrieden damit, und bald schämte ich mich desselben so völlig, daß ich es nie mehr habe

lesen mögen. Hier war es nicht eine werthvolle Aufgabe, die ich zu lösen versucht, ein Gegenstand von hohem Interesse, den ich erörtert hätte, sondern ich hatte nur die einzelnen Schmähungen des Gegners, einzeln zu überbieten gesucht, und das erkannte ich bald für so unwürdig, daß ich aus Misvergnügen darüber nicht einmal hinging, mir den Dank der Schlauen abzuholen, die mich zu dem Jugendstreiche verleitet hatte. Auch im Publicum wirkte der Aufsatz mehr nachtheilig, als vortheilhaft. An Koch, der schon fortgegangen war, und an Christ und Porsch die nur den Ablauf ihres Contractes abwarteten, um auch fortzugehn, verlor die Bühne offenbar die glänzendsten Talente ihres männlichen Personals. Christ und Porsch hatte ich zwar nicht angegriffen, aber gegen Koch doch manche Bitterkeit gesagt, und viele der Angesehensten der Stadt waren seine persönlichen Freunde, und erklärten sich heftig über mich. Es wäre undankbar, wenn ich hier nicht des edeln Zuges erwähnen wollte, daß Koch's Bruder, der unter seinem wahren Namen, Eckart, einen Posten bei der Regierung besaß, mich bei jeder Gelegenheit gegen zu harte Aeußerungen mit Wärme vertheidigt, meinen Aufsatz als einen jugendlichen Fehlgriff eines

aufstrebenden Talents entschuldigt haben soll. — Eine unerwartete Wendung meines Schicksals, entzog mich plötzlich dem Gewirre unverdienten Lobes und zu harten Tadels.

Meine erste Hofmeisterstelle.

Einige Tage nachdem meine Vertheidigung der Bühne in's Publicum gekommen war, gab mir Grohmann meinen ersten Aufsatz zurück, und sagte mir nun, wozu er ihn gebraucht. Er hatte ihn Mehrern, denen er Einfluß zutraute, gezeigt, um mir Unterstützung zum Besuche einer Universität zu verschaffen. Einer derselben war der Oberpastor Dingelstädt gewesen, ein Mann der bei einer etwas bizarren Außenseite, mit Recht für gelehrt und einen hellen Kopf galt. Dieser fragte, ob ich mich für irgend ein Fach vorbereitet hätte, und als er hörte, daß das nicht der Fall sey, sagte er: „Hoffentlich liegt Merkel mehr daran zu studiren, als Student zu werden; und so rath' ich, daß er einige Jahre als Hofmeister auf's Land geht, um dort ganz für die Universität reif zu werden; was er wohl noch nicht ist." Kurz darauf hatte man ihn ersucht, eine Hofmeisterstelle im Hause eines wohlhabenden Predigers zu

besetzen und Grohmann kam, mich zu fragen, ob ich sie annehmen wolle?

Eigentlich war dieser Antrag eine ehrenvolle Auszeichnung. Es fehlte nie in Liefland an jungen, von der Universität zurückgekehrten Männern, die Stellen der Art suchten, und ich hatte noch nicht mein neunzehntes Jahr zurückgelegt und nicht einmal den ganzen Cursus eines Gymnasiums durchgemacht. Ich nahm den Vorschlag mit einer Freude an, die mich nicht einmal nach dem Gehalte fragen ließ, der eben nicht sehr glänzend war. Das Schicksal, das mich meine Kindheit ohne Gespielen hatte zubringen lassen, und mich bei meinem Austritt aus dem Knabenalter auf mehr als zwei Jahr allein in die Bibliothek meines Vaters verschloß, führte mich jetzt, da der Jüngling zum Manne reifen sollte, zum dritten Male in ländliche Einsamkeit zurück. Diesmal brachte ich, eine Unterbrechung von wenigen Monaten abgerechnet, über sieben Jahre in ihr zu. — Vor 30 Jahren, in meinen „Briefen an ein Frauenzimmer," ließ ich drucken, der Stand der Landprediger sey in den jetzigen Staatsverhältnissen der Einzige, der etwas Poetisches hätte. Der Gedanke muß nicht ohne Werth seyn. Er blieb in Göthen's Gedächtniß hangen, der

ihn, vielleicht zwanzig Jahr später, als den seinigen vorbrachte. Mein Pastor E. hatte indeß nichts Poetisches. Er war einer der gutmüthigsten, aber auch der bequemsten Menschen, die es geben kann. Er besaß gesunden Verstand und Frohsinn, doch ohne Anhauch von Geist. Er war auf der Universität, auch wohl in seinem eignen Hofmeisterleben, nicht unfleißig gewesen, aber seit er Prediger geworden, bekümmerte er sich um die Wissenschaften nicht viel, besorgte Amt und Landwirthschaft ohne Nachläßigkeit und ohne Anstrengung, und liebte seine Familie sehr ruhig, ohne sich viel mit ihr zu beschäftigen. Seine Deutschen, adligen Eingepfarrten, mit denen er übrigens nicht viel Umgang hatte, besaßen keine ausgezeichnete Achtung für ihn, aber sie waren ihm Alle gewogen, und in der That war es schwer, ihm nur in das volle, jovialische Gesicht zu sehn, ohne ihm wohl zu wollen. Seine Lettische Gemeinde ehrte seine Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit, ohne ihn grade zu lieben. — Seine Frau, die in der Jugendblüthe schön und schlank gewesen, war, als Tochter eines Landpredigers, zu häuslicher Wirthschaftlichkeit erzogen worden, und übte sie jetzt, trotz einer unförmlichen Dicke, mit behender Sorgfalt und Gutherzigkeit, und

war eine so vortreffliche Mutter, als Wirthin. — Meine Zöglinge, waren drei Knaben von so gewinnendem Charakter als ihre Eltern, lebhaft und wohlgezogen, doch noch ohne hervorstechende Anlagen. Leider starb der Aelteste von ihnen, der ausgezeichnetste, in seinem zwölften Jahre, an einer Hirnentzündung, oder vielmehr an der Ungeschicklichkeit des Landarztes, der die Krankheit nicht einmal zu nennen wußte.

Dies war die Familie in die ich trat, zu einem Geschäfte, das mir sehr neu war. Gleich zum Anfange fühlte ich bei demselben lebhaft, daß Dingelstädt's Zweifel gegen die Reife meines Wissens gegründet war. Es war voll Lücken, da meine eigne Schulbildung so unregelmäßig gewesen. Ich bemühte mich indeß sehr eifrig, jene Lücken zu füllen, und vollkommener zu erlernen, was ich lehren sollte. Im ersten Halbjahre wurden fast alle meine freien Stunden dazu angewandt, und erst als ich fand, daß ich mit Zuversicht das Geschäft des Lehrens üben könnte, wandte ich mich zu höherm Studium zurück, zu dem die Bibliothek meines guten Pastors aber keine Hülfsmittel darbot. Sie bestand nur aus drei oder vierhundert Bänden, theologischen und landwirth-

schaftlichen Inhalts. Mein eigner Büchervorrath war klein. Desto lebhafter beschäftigten mich bald eigne Arbeiten, und der weitere gesellschaftliche Lebenszirkel, mit dem ich allmälig, aber sehr langsam, in Berührung kam.

Geselligkeit des Landlebens in Liefland, vor funfzig Jahren.

Der Liefländische Adel stand damals in gesellschaftlicher und staatsbürgerlicher Rücksicht, in einer merkwürdigen Uebergangs-Periode. Er zerfiel, dem ersten Anblick nach, fast nach dem Alter der Einzelnen und ihrer Diplome, in verschiedene Classen. Der erste adliche Gutsbesitzer den ich besuchte, war ein reicher, hochbejahrter Greis, Herr zweier unverschuldeter, einträglicher Güter. Ich fand ihn in einem großen, wunderlichen, von ihm selbst erbauten Hause, das durch eine bedachte Durchfahrt in zwei Hälften getheilt war, und keinen Hofplatz hatte. Hier saß er in einer ärmlich meublirten Stube, in einem altfränkischen Rocke, aus hausgeworkenem Wollenzeuge und las seiner eben so einfach in häusliche Fabricate gekleideten, alten Gattin gegenüber, aus dem „Leben des Simplicissimus" vor. Ich aß

bei ihm zu Mittage. Wir hatten zwei sehr einfache, aber wohlschmeckende Speisen, und tranken gutes Bier dazu. Das Oeffnen einer, mit viel Umständlichkeit aus dem Keller gebrachten Weinflasche verbat ich, da nur neben meinem Couverte ein Glas stand und ich keinen Wein mochte. Der Mann hatte übrigens früher wegen seiner juristischen Gelehrsamkeit gegolten, auch ein bedeutendes vom Adel besetztes Richteramt bekleidet, besaß eine schätzbare Sammlung älterer Werke und interessanter Urkunden, — und was noch mehr werth war, einen äußerst rechtlichen und humanen Charakter. Ich lernte ihn sehr hoch schätzen. Weiterhin werd' ich noch einmal von ihm zu sprechen haben.

Ein zweiter von bedeutend jüngerm Alter und Adel, bewohnte ein nicht unzierliches Landhaus, das aber mit Canapées und Stühlen von Stroh und meistentheils ungebeizten hölzernen Tischen meublirt war, ungeachtet er auch für einen wohlhabenden Mann galt. Seine nähern Bekannten nannten ihn „sehr fromm und sehr pfiffig," zwei Eigenschaften, die sich bekanntlich recht gut mit einander paaren. Er war unverheirathet, aber zwei artige leibeigene Mägde, die in den Zimmern aufwarteten, schienen

viel Vertrauen gegen ihn zu äußern, und in den Gesichtern von ein Paar Knaben, die im Hofe und Hause herumliefen glaubte ich Aehnlichkeit mit ihm zu finden. Er unterhielt uns von Pferden, von der Jagd, seiner Landwirthschaft, am weitläufigsten aber von der Verderbtheit der Welt. Später erfuhr ich, daß er bei seinen Verwandten seiner salbungsvollen Reden halber, der Ritter St. Jörgen hieß.

Der Prediger eines benachbarten Kirchspiels, den ich ein Paar Tage besuchte, forderte mich auf, zu Mittage auf dem Schlosse zu speisen, wohin er eingeladen war und wo man meine Anwesenheit schon wußte. Er schlug mir vor, den Weg zu Fuße zu machen um den Park zu besehen. So wurde nämlich ein zu allerlei Gängen gelichteter Birkenbruch genannt, worin Hütten mit hölzernen Einsiedlern und dergleichen angebracht waren, in dessen Mitte aber ein den Musen durch eine französische Inschrift gewidmetes Tempelchen stand. Indem wir durch die verschlungenen Gänge langsam hingingen, machte der Prediger lächelnd mich auf den Baron aufmerksam, der seitwärts schnell durchs Gebüsch nach dem Tempelchen schlüpfte. Als wir bei demselben ankamen, stand es offen, war aber leer, und auf einem

Lesepult lagen Lavater's physiognomische Fragmente, in der schönsten Ausgabe, aufgeschlagen, bekanntlich ein theures Werk. — Die Tafel des Barons war mit ausgesucht feinen Speisen und Weinen besetzt, und Diener in eleganter Livrée warteten auf. Am Abend wurden wir in einen andern Saal geführt, wo die Capelle des Barons, aus eingelernten Leibeigenen zusammengesetzt, unter Anführung eines Mannes, der Musikdirector genannt wurde, ein Concert aufführten. Der Baron selbst nahm auch ein Instrument. Nur Eins machte bei allen diesen Herrlichkeiten einen störenden Eindruck, die trübe, fast kummervolle Miene seiner kinderlosen Gemahlin. Es hieß, sie sey kränklich; aber ich erfuhr, daß sie sich nur über die theuren Possen grämte, die der Baron von ihrem Vermögen trieb, nach dem er das seinige längst vertändelt.

In dem Hause eines vierten Gutsbesitzers fand ich feinen, frivolen Ton und völlig städtische Lebensweise. Die Damen lasen die neuesten Schauspiele und Romane, spielten Clavier, beurtheilten die Bühne zu Riga, u. s. w. Der Familienvater war dann freilich noch vor wenig Jahren dort Kaufmann gewesen und hatte sich sein Diplom aus Wien verschrieben.

Auf einem fünften Gute des Kirchspiels lebten ein Paar alte Wittwen, Schwestern des Grafen D. dem das Gut gehörte. Die Eine mochte in ihrer Jugend schön gewesen sein, hatte einen gelehrten Gatten gehabt und in städtischen Zirkeln gelebt. Sie hatte ein städtisch feines strufes Benehmen, das sie mir langweilig machte. Die Andre war bucklig, häßlich und hatte sehr ländliche Manieren. Ihr Gatte, ein Baron L., war ein Vetter des berühmten Feldmarschalls dieses Namens gewesen und, nach ihrer Versicherung, auch des durch seine wunderbare Reise bekannten Münchhausen. Das machte mich anfangs aufmerksam auf sie, aber auch später hörte ich sie gern ein halbes Stündchen an, denn in aller Einfalt machte sie in ihren nie endenden Erzählungen Schilderungen, die durch die gutherzige Naivität mit der sie Alles auf's Umständlichste heraussagte, oft sehr piquant wurden, und helle Blicke in das häusliche Leben vieler Landedelleute thun ließen. Auf ihren gleichnamigen Vetter war sie nicht gut zu sprechen: er sey rauh und unmanierlich gegen Damen gewesen, darum habe auch Nichts aus ihm werden können, und er sey als Lieutenant in die weite Welt gegangen und verschwunden. Ich erinnerte sie, daß er sich

doch endlich als ausländischer Feldmarschall wieder gefunden habe; aber aus einem ausländischen Feldmarschall machte sie sich nicht viel. Münchhausen, der wirklich in Liefland Verwandte gehabt und sie besucht haben soll, behauptete sie persönlich gekannt zu haben, und lobte ihn als einen sehr artigen, und doch dabei gesezten, vernünftigen Mann. Ich gab ihr seine Reisen. Sie ließ sich das Büchelchen vorlesen und hörte mit großer Andacht zu, fragte mich aber doch bei der Rückgabe, ob alles darin Erzählte wohl ganz zuverläßig sey? — Diese alte Cousine oder Nichte des Feldmarschalls L. besaß doch ein Talent auf das sie stolz war, und das sie mit einem fast enthusiastischen Eifer übte. Sie buk vortrefflich Waizenbrodt und Kuchen. Die gutmüthige Pastorin pflegte daher, wenn die Baronin sie besuchte, gleich, zu ihrer Unterhaltung, Anstalten zum Backen treffen zu lassen. —

In den Häusern solcher Edelleute die im Auslande Reisen gemacht und studirt hatten und als Beamte einen großen Theil des Jahres in Riga zubrachten, pflegte ein reeller, gebildeter Ton, selbst ein hoher zu herrschen, doch diese gehörten nicht mehr zum Landadel, und zuweilen dauerte der Ton nur

so lange, als ihre Landnachbarn nicht bei ihnen in bedeutender Zahl zusammen trafen. Dann kehrte oft die alte, in vorigen Zeitaltern gebräuchliche Weise zurück. Ich selbst habe in dem Hause eines sehr gebildeten adligen Beamten einer Hochzeit beigewohnt, auf der 60 bis 70 Gäste, und vielleicht eben so viel Pferde, acht Tage beisammen blieben, und die sich in manchen Momenten einer bekannten Schilderung ein wenig näherte, die Russow in seiner Chronik aus dem 16. Jahrhundert gab, nur daß das beseelende Princip hier, nicht auf dem Gute selbst gebrautes Bier oder Meth, sondern theurer Wein war. —

(Als ich 15 Jahr später aus Deutschland nach Liefland zurückkehrte, war die vormals reiche Familie verarmt und ihre Güter waren in fremden Händen, — wegen des Unterschiedes zwischen Bier und Wein und des Uebrigen, was zu beiden gehört.)

Bei dieser großen Mannigfaltigkeit, von der ich nur wenige Züge angeführt habe, läßt sich nicht wohl eine allgemeine Schilderung vom Leben des damaligen Landadels entwerfen. Nur in Einem Punkte stimmten alle Glieder desselben überein, die Edelgesinnten wie die Niedrigdenkenden, Gebildete und Ungebildete, Männer und Damen, nämlich in

der Ueberzeugung, daß die Völker aus deren Elend ihr Wohlseyn herfloß, die Letten und Esthen, völlig rechtlos seyen. Man dachte gar nichts Arges dabei, wenn man sich gegen sie der Willkühr überließ, und hielt jede Beschränkung derselben durch Gesetze, für eine Kränkung der uralten Privilegien des Adels. Das war aus der Herrschaftszeit des Ordens, auf seine Intestat-Erbin, die Ritterschaft, übergegangen, und schien sich so von selbst zu verstehen, daß weder in der Unterwerfungsacte des Heermeisters, noch in dem Privilegio, das König Sigismund August dem ganzen Lande ertheilte, ein Wort von dem Rechte der Bauern gesprochen ist, von dem Adel nur menschlich behandelt zu werden; und alle je zuweiligen Bemühungen Polnischer, Schwedischer und selbst Russischer Regenten waren entweder eludirt, oder schnell wieder vergessen worden. —

Eine Erscheinung fiel nur auf. Bis zur Einführung der Stadthalterschafts-Verfassung waren Titel, Ehrennamen ohne dazu gehöriges Amt, so selten, daß es in Riga so viel ich weiß, zwanzig Jahr hindurch nur Einen gab, einen angesehenen Beamten, der Rath hieß, und deshalb auf mancherlei Aufmerksamkeiten und Rechte Anspruch machen konnte,

und sie erhielt. Hier auf dem Lande gab es viele höhere, besonders Hoftitel, als Kammerherr u. s. w. und noch mehr militärische, deren Besitzer aber weder amtliche, noch höfische, noch militärische Bildung zeigten. Von den militärisch Betitelten trugen die Aelteren nie Uniform, die Jüngeren aber bei jedem Besuche. Ich erfuhr: die Civil-Titel waren theils in Deutschland, theils in Pohlen, die höhern Militär-Titel aber alle in Pohlen erkauft, wo man für hundert Ducaten General heißen konnte. Die jüngern Pseudo-Militärs in Uniform, stammten aus einem in Rußland selbst einheimischen Mißbrauche her. Es stand nämlich jedem Edelmann frei, seine Söhne in der Kindheit, für Geld als Unterofficiere in irgend eins der Kaiserlichen Garderegimenter einschreiben zu lassen. Die Absicht der Erlaubniß war vermuthlich, damit die Eingeschriebenen gleich von kleinauf zum Kriegsdienst gebildet werden sollten; die Sorge dafür überließ man verständigen Eltern. Die Einrichtung gefiel so sehr, daß eine Garde von 3000 Mann, 12000 Uuterofficiere gehabt haben soll; daß aber die Armee dabei gewann bezweifle ich. Die Knaben erhielten zu Hause eine alltägliche Erziehung und wuchsen in ländlicher Sitte auf, bis sie acht

oder zwölf Jahre in der Regimentsliste gestanden hatten; dann bewirkte ein neues Geldopfer ihre Auslassung zur Armee, als Lieutenants, Capitäne auch wohl Majore, da der Dienst in der Garde einen viel höheren Rang in der Armee gab. Die Reichern oder Bequemern nahmen zugleich ihren Abschied, spielten zeitlebens in den Gesellschaften den Militär, und nahmen oft sehr strenge, die Rechte eines Solchen in Anspruch; die Andern wurden in die Regimenter vertheilt und raubten, ohne den Dienst zu versehen, alten erfahrnen Officiers die Beförderung. Die Besten mögen sich ernstlich bemüht haben, die Lükken ihrer Militärbildung durch eifriges Erlernen auszufüllen. — Kaiser Paul hob das ganze Unwesen auf. So viel ich weiß, verabschiedete der Monarch alle nicht dienstthuenden Unterofficiere der Garde mit einem Male als Solche, und diesen Titel werden sie wohl nicht in den Gesellschaften zur Schau getragen haben. Ob von jenen Titulär-Offizieren noch Manche leben, weiß ich nicht. Ich kenne Keinen. Gewiß ist es, daß die verschiedenen Cadetten Corps der Armee jetzt unendlich mehr Vortheil bringen, als jene Einrichtung. —

Das gesellschaftliche Leben in den Prediger-Häusern war wenig von dem in den adligen verschieden, und eben so mannigfach nuancirt, nach der größern oder geringern Einträglichkeit der Pfarren, dem Alter und der Bildung des Predigers. Von Wissenschaft, Literatur und Kunst war fast nirgend die Rede, — außer unter den Hofmeistern, großentheils jungen Ausländern, die so eben von einer Universität, folglich aus dem Auslande kamen und dort wegen ausgezeichneten Wissens und Bildungsgrades gewählt und empfohlen worden; aber auch bei diesen nur mit einiger Lebhaftigkeit, bis sie sich eingelebt hatten, das heißt in den nicht literarischen Interessen untergegangen waren. Das mußte um so schneller geschehn, da es fast gar keinen literarischen Verkehr zwischen Liefland und Deutschland, also noch weniger mit andern Ländern gab, Rußland aber so gut als keine Literatur hatte. Die einzige Buchhandlung der Provinz, zu Riga, lieferte Alles sehr spät, und nur zu enormen Preisen; noch theurer aber war die Post mit den wenigen gelehrten Blättern, die damals in Deutschland erschienen. Andere als gelehrte gab es damals noch nicht und diese waren meistentheils mit stockgelehrten Recensionen gefüllt, die jüngere

Geister nur anziehen konnten, so lange sie selbst mitten im gelehrten Treiben weilten.

Diese Bemerkungen machte ich größtentheils erst im dritten und vierten Jahre meines Landlebens, da mich eine Verbindung, deren ich später erwähnen werde, mehr in die Gesellschaft führte. Die ersten beiden Jahre verbrachte ich sehr einsam. Pastor El. hatte wenig Umgang mit seinen Eingepfarrten, und erhielt fast nur von seinen Verwandten, Kaufleuten zu Riga, die etwa Festtage zu einer Reise von zehn Meilen anwenden wollten, Besuche. Im ganzen Kirchspiele gab es nur einen Hofmeister, einen jungen Mann von Geist und Gelehrsamkeit, der aber sehr hypochondrisch war. Unter den Eingepfarrten hatte nur der zuerst genannte achtzigjährige Greis Interesse für mich, wegen seines originell gutmüthigen Charakters, und seiner literarischen Reminiscenzen, die aber fast nur die Liefländische Geschichte betrafen; dann aber auch wegen seines sichtlichen Wohlwollens gegen mich. Dies hatte ich mir, mehr noch als durch meine aufmerksame Lernbegier wenn er sprach, durch folgenden Vorgang erworben, der mir sehr charakteristisch scheint.

Bei einem Ritte, den ich im Spätherbst, als der erste gefallene Schnee noch zu dünn für die Schlittenfahrt war, zu ihm machte, hatte ich an einer Stelle des dichten Waldes durch den der Weg ging, ein sonderbares Brummen gehört. Ich erzählte es und erfuhr, daß dort ein Bär sein Lager hätte. Als ich zur Rückkehr auf's Pferd steigen wollte, bestand mein alter Gönner darauf, mir einen Knecht mit zugeben. Ich fragte: „Wird Jannis mich beschützen können, wenn der Bär mich anfällt?" „Das nicht; vielleicht aber fällt er nicht Sie an, und man hat doch mehr Muth, wenn man nicht allein ist." — „Aber Jannis wird doch allein zurück reiten müssen." — Nun, der Bauerkerl! — „Ich würde mich schämen, rief ich, daß Jannis mehr Muth haben sollte, als ich!" und galoppirte davon. Als ich den Alten wieder besuchte, (der Bär war indessen erlegt,) lobte er meine Herzhaftigkeit und fragte, — ob meine Familie nicht eigentlich von Adel sey? — — Ich erinnerte ihn sehr ernsthaft, daß er von dem Bauern Jannis noch mehr Muth erwartet. „Ach, der muß wohl, wenn ich's befehle!" antwortete er. — —

Um den Vorgang in sein wahres Licht zu stellen, muß ich hinzusetzen, wir wußten Beide, daß der Bär

selten ungereizt Menschen anfällt, und wenn er in's Lager gegangen, oft sehr schwer aus ihm hervor zu treiben ist, und daß ich oder Jannis Das nicht versuchen würde, verstand sich.

Meine poetische Zeit.

Seit ich im Jahre 1800 zuerst — nicht Herr Wolfgang Menzel; — und zwar durch meine „Briefe an ein Frauenzimmer," dem kritischen Pedantismus in Deutschland — eben nicht die Feder aus der Hand genommen, aber doch gezeigt hatte, daß man Kritik auch auf eine — andre Weise üben könne, waren die Literatur-Zeitungen übel auf mich zu sprechen. Die damalige Jenaische gab also, beinahe ein Jahr nachdem mein „Wanema Ymanta" (1802) erschienen war, eine Beurtheilung davon, die mancherlei daran aussezte, aber doch auch hinzufügte: „Ich besäße unstreitig dichterisches Talent." Die Wahrheit zu sagen, hab' ich selber das immer geglaubt; ob mit Recht, werden die Leser nach diesem Abschnitte beurtheilen können, und zugleich sehen warum ich demungeachtet nicht suchte, mich unter den Versificatoren Deutschlands bemerkt zu machen.

— Die Einsamkeit in der ich auf P. lebte und der Mangel an neuen Schriften, erregte meinen eignen Productions-Trieb mit größerer Lebendigkeit, als er vielleicht sonst erwacht wäre. Ich schrieb vielerlei, fast täglich Etwas, verbesserte es, feilte, schrieb es um, und warf es dann bei Seite, ohne daß es Jemand gelesen hätte. Ich wußte Niemand, dem ich es mittheilen könne, auch wenn meine Autor-Verschämtheit es erlaubt hätte; aber ich bemerkte, daß ich bei diesen Arbeiten täglich mehr Leichtigkeit und Gewandheit im Vortrage meiner Gedanken erwarb, von denen ich bald zum Streben nach der lichtvollsten und eindringlichsten Ordnung derselben, und nach Correctheit des Styls überging. Diese Zeit war meine eigentliche Vorschule zur Schriftstellerei. Worüber ich schrieb? Ueber jeden Gegenstand, jeden Gedanken der mir interessant wurde, und ich that es um so kühner, da ich der einzige Leser und, in der Regel, der rücksichtloseste strenge Beurtheiler davon seyn wollte.

Eines Tages hörte ich zum Beispiel über das gefabelte Daseyn einer weiblichen Freimaurerei, die Mozsenloge, sprechen. Ich dachte mich zum Secretär derselben gewählt, und arbeitete eine Aufnahmsrede

dazu aus, die mir viel Unterhaltung gewährte und zweimal umgearbeitet wurde. Der Gegenstand derselben war eine dringende Aufforderung der Frauenwelt, ihre gerechten Ansprüche auf ausschließende Ausübung in allen Fächern des geistigen und wissenschaftlichen Wirkens, geltend zu machen. Meine Argumente dafür waren schlagend. Ich erinnerte daran, daß oft der wortreichste Kanzelredner, wenn er nach Hause käme, von seiner Frau viel eindringendere Ermahnungen erhielte, als er vorzubringen vermocht, und folgerte daraus, daß er doch wohl pflichtgemäß handeln würde, ihr die moralische Besserung der Gemeinde abzutreten. Ich berief mich darauf, daß der gewandteste Advocat, dem kein männlicher Gegner abzugewinnen vermöchte, doch in der Regel gegen seine Gattin den Kürzeren zöge. In Rücksicht der Medicin führte ich an, daß den Frauen nicht nur von Natur, so bald sie alt würden, ohne alles Studium, gleichsam durch Offenbarung, eine Menge von Arzneimitteln kund würden, welche die männlichen Aerzte nur anzustaunen, nicht zu begreifen vermöchten; sondern daß schon aus den Diensten, welche die selige Frau Gräfin von Abisag Sr. Majestät dem Könige David geleistet unwidersprechlich hervorginge, die Frauen

seyen dazu berufen, Arzt und Arznei zugleich zu seyn. Für die Schriftstellerei käme es nur darauf an, ihre von Natur so gelenkigen Finger an die Fertigkeit ihrer Zungen zu gewöhnen, um jeden Meßkatalog auf das Dreifache anschwellen zu lassen, u. s. w.

Ich schrieb, schon mit entschiedener Hinneigung zum Poetischen, unter dem Titel: „Lieflands Parnaß," eine mit Versen untermischte Satyre auf die Hochzeitdichter, deren es damals in Riga sehr viele und sehr abgeschmackte gab, und auf ihre Gönner. Der Hauptgedanke derselben ist zu dem „Feierblatte" in meinen „Briefen" benutzt, das ich in den „Kritischen Antiken" wieder abdrucken ließ. Ich schrieb ferner eine „Altlivische Sage" aus der Zeit der Unterjochung Lieflands durch die Deutschen. Diese Sage machte die Grundlage des „Wanema Ymanta" den ich zwölf Jahre später ausarbeitete, um ihn dem Kaiser Alexander zu dediciren, und den Monarchen zur Herstellung der Bauernfreiheit zu bewegen.

Mein erstes regelmäßiges Gedicht gehörte dem Gefühle an, das seit meiner Kindheit mich am meisten und lebhaftesten beschäftigte, dem der hohen Ungerechtigkeit in der Behandlung der Bauern. Es war ein Lied mit der Ueberschrift: „Klageruf des

leibeignen Letten ꝛc." und muß nach der ersten Strophe, deren allein ich mich erinnere, kräftige Stellen enthalten haben. Sie hieß:

Weh mir! Was soll ich auf Erden?
Schufst du zu Qualen mich nur
Vater der großen Natur?

Eh' ich noch war, was verbrach ich,
Daß ich den gräßlichen Pfad
Durch's Seyn zur Vernichtung betrat? —

Zum ein und achtzigsten Geburtstage des alten Nachbars, schrieb ich einen Glückwunsch — oder was man will, — der das Erste war, was von meiner Feder gedruckt wurde. Auch von diesem weiß ich nur noch ein Fragment, den Schluß; und die Leser sind vielleicht damit zufrieden, daß es nicht mehr ist, da ich glaube ihn mittheilen zu dürfen, zur Charakteristik meiner Poeterei. Er hieß:

„Rein von Ehrsucht drängte nicht,
Wie die Motte zu dem Licht,
Je zu Fürsten sich der Weise!
Wenn ihm keine Zeitung dankt,
Segnet ihn der Arme leise;
Wenn er nicht in Marmor prangt,
Und kein wohlgerathen Morden

Ihn versah mit Glanz und Orden,
Lohnt Bewußtseyn ihn und Gott!
Lieblich sey sein Abendroth!
Fern — und sanft wie Cynthiens Schein,
Müsse sein Erlöschen seyn!"

Froher gerathen war eine Jagdromanze aus eben der Zeit. Der Ritter Sanct George hatte mich und zwei junge Edelleute, von denen der Eine gewöhnlich Fabian genannt wurde, zur Jagd eingeladen. Ich ritt ein Stündchen mit, ohne daß mich das Toben vergnügte; dann sezte ich mich auf die mit Vorrath zum Frühstücken gefüllte Droschka (char à banc,) die der Jagd folgte, aß einige Bissen, trank ein Glas Wein und schrieb mit Beibehaltung der Jägerausdrücke, so viel ich ihrer wußte.

Krebsroth der Osten zu glühen begann [1])
Die Lerchen ihr Morgenlied sangen,
Als Ritter Veit, Görgen und Pavian
Zu Gaule sich muthiglich schwangen.
„Ha! Schmach euch, entartete Weichlinge, Schmach!
Wir jagen vor Tage den Hasen nach!"

---

1) Ein Vers des Hudibras.

Ihwaß! Melangus, greif aus! Greif aus!
Ha, Rammler, dein Tocht ist verglommen!
Bereite dein Seelchen, bestelle dein Haus!
Dein seliges Stündlein ist kommen!
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Da bricht die Jagd aus den Büschen.
Und Pav vom springenden Renner herab,
Blitzt Tod und Verderben dazwischen: —
„Brav!" riefen die Ritter, da sie das sah'n,
„Sic itur ad astra, Herr Pavian!"

Doch als sie jauchzend [2]) jetzt näher ziehn,
Wie hängen sie Ohren und Nase!
Denn wohlgemuth schränket [3]) der Ramler dahin,
Melangus liegt schweißend [4]) im Grase,
Und Ritter Pav raufet sein flachsgelbes Haar!
„O daß ich zum Unglück geboren war!"

Der Ritter ergießt sich in bittern Klagen, die — ich vergessen habe und schließt mit dem wehmüthigen Wunsche der jammernden Dido: [5]).

---

2) Jagdausdruck für jubeln;
3) für laufen
4) für blutend.
5) Si quis mihi parvulus aulâ
Luderet Aeneas, qui te tamen ore referret.

„Ach, daß nicht zum mindesten dein ähnliches Bild,
Ein kleiner Melangus im Hofe mir spielt!“

Da streicht sich voll Salbung Sanct Görgen den
Bauch,
Und ruft mit Räuspern und Blasen,
Die Hände gefaltet nach frommen Gebrauch:
„Nach droben richtet die Nasen,
Und schweiget den Schmerz! Vollkommner als hier
Kläfft er im himmlischen Jagdrevier!“

Daß ich auch diese Romanze weder meinen Jagdgenossen, noch meinem guten Pastor vorlesen durfte, versteht sich.

Am liebsten schrieb ich kleine phantastische üppige Dichtungen in denen Prosa und Verse abwechselten. Meine Muster dabei waren die „Reise von Lachapelle und Bachaumont“ und Voltaire's „Tempel des Geschmacks.“ Erst später, da ich die Deutsche Literatur näher kennen lernte, fand ich, daß sie aus den frühern Jahren Wielands, Jakobi's und Gerstenbergs, Tändeleien der Art besaß, die jene an Anmuth weit hinter sich ließen, wenn auch nicht an Witz. Mich wundert, daß diese Dichtungsart nicht häufiger geübt worden, da sie so reich an Genuß für den Dichter selber ist. Die Bequemlichkeit dabei, was dem Sinne

nach prosaisch ist, in Prosa zu sagen und so bald Gefühl oder Phantasie einen Aufschwung nehmen, ihren Flügelschlag frei in jeder Versart nach zu singen, den sie gleichsam selbst aus dem Gegenstande hervor tönen lassen, hat unbeschreiblich viel Reiz für den Dichtenden selbst. Sie läßt wirklich mit Leichtigkeit Schönes hervorgehn, wenn er anders Genie, zum Dichten, nicht bloß Talent zum Versificator hat.

Von meinen Dichtungen der Art, von denen Keine dem Publicum vor die Augen gekommen ist, schwebt mir nur noch Eines fragmentarisch im Gedächtniß. Es hieß: „Triumph der Liebe über die Empfindsamkeit.“ Zwei sehr verschiedene Amors kämpften darin um ein liebendes Paar, durch Wunder die ich nicht nacherzählen mag. Der Eine derselben:

Auf veilchenblauem Wolkenwagen
Ward langsam er herbei getragen.
„Ihn zog ein Turteltauben-Paar,
Das Rauschen ihrer Flügel war
Wie wenn ein Nönnchen Sehnsucht girrt.

„Des Gottes Arme hingen laß;
Die bleichen Wangen waren naß;
Es seufzten laue Abendwinde

Leiſ' in den Schleifen ſeiner Binde
Die nicht um's Aug', als Schürze niederhing.

Statt der Amoretten hatte ich ihm ein Gefolge von Undinen mit Vertugaden von Jasminblüthen, gegeben; zuletzt aber:

Mit den Piſtolen in der Hand
Kam Werther hinter drein gerannt.
Noch floß aus der durchbohrten Stirne
Sein dickes Blut und dünn Gehirne
Ihm auf den gelben Bruſtlatz hin.

Der andre Amor dagegen kommt

Leicht wie ein Roſenblatt wo Zephyr gaukelt, bebt.
Auf purpurfarbner Muſchel hergeſchwebt,
Wie Wieland und Anakreon ihn ſah'n.
Ihn zogen ein ſtattlicher Hahn,
Ein Maulwurfspärchen und zwei Spatze,
Altvater Ovid und eine Spaniſche Katze.

Um ihn iſt Luft und Erde voll Scherz und Toben.

Ihn umgaukeln und umgreuln
Glühend von genialiſchem Feuer,
Schmetterling und Ungeheuer.

Unter den Leztern

Taumelt ein grämlicher Bär
Gleich trunkenen Faunen daher.
Der starren Heimath Reif
Blitzt noch in den schwärzlichen Zoten
Und panzert mit Eis den unförmlichen Leib.
Liebreich umhalsen die kralligten Pfoten
Sein zärtlich brummendes Weib.

Daß dieser Amor singt, ist natürlich, indeß der Andre
In Thränen die er selbst vergießt,
Und Bisamduft zerfließt.

— Dryden's Alexander's feast und Popen's Ode on Cecilia's day machten mich auf die Geheimnisse und höhern Schönheiten der Versification aufmerksam, und muthig eiferte ich ihnen nach in einer „Ode für Musik" auf den Russischen Krieg mit den Türken. Wie es mir gelang? Wenigstens die beiden ersten Abschnitte, oder wie man sie nennen will mögen hier Platz finden. Die Leser werden ihnen um so eher Nachsicht schenken da das Ganze, von dem nur noch eine halberloschene Abschrift da ist, ihnen wohl nie vor die Augen kommen wird.

I.

Kathrinens Scepter segnet
Ein Heer von Nationen,

Und Heil und Bildung winkt es
Herab auf ganze Zonen.
In seinem Schatten küssen sich
Tartar und Russe brüderlich. —
Seht! die Zwietracht schüttelt ihr Haar,
Schüttelt ihre Fackel!
Dumpfes Murren, Glut umbraust
Mahmud's Tabernakel!
Es kreischt die Trompete, stöhnt
Heischer und rauh! Es dröhnt
Wirbelnd die tosende Trommel und dehnt
Den Busen der brandgelben Männer mit Wut.
Es zuckt den blinkenden Säbel
Der Emir, der tobende Pöbel
Und heult nach Blut.
Umsonst daß Weib und Säugling vor ihm liegt
Und flehend sich um Hals und Knie schmiegt.
Er stößt mit wildem, blutgierigem Blick
Die Armen zurück!
Mordlust schwellet sein Herz,
Wie seine Wehren von Erz; —
Und der Mufti weissagt Glück!

II.

Glück auf! Glück auf, Ruthenia!
Schützt Dich die große Mutter nicht?
An deren Götter-Sinn der Feind
Wie der Orkan am Felsen bricht.

Schon donnern ihre Rächerblitze hin,
Die hohe, sieggewohnte Schaar!
Die Erde dröhnt! Oczakow, seht!
Wird ihres Muthes Hochaltar.
    Bebet, Moslem, bebet!
    Rußlands Adler schwebet
    Schwebet die Felsen hinan!
    Ob euch Mahmud schütze
    Vor Kathrinens Blitze
    Nun ihr Strafgericht begann!
    Hört, wie mit Posaunentönen
    Rußlands Schutzgeist seinen Söhnen
        Sieg verbürgt!
    Seht sie Heere morden
    Wie der Hauch aus Norden
        Mücken würgt!

Zerschellt sind die Mauern, die Gräben gefüllt!
Mit Schrecken gewappnet, in Grausen gehüllt
Kerbet sich Meyendorf blutige Pfade
    Durch Eis und Schnee
    Zur felsigen Höh —
Schon winseln die Feinde um Gnade! —
    Weine, Rußland, weine!
    Deine Helden, Deine
    Söhne —
Schon hat sie Potemkin gerächt
An Mahmud's Verräther Geschlecht!

Er schüttelt zu Graus die felsige Veste!
Begossen mit Strömen Osmanischen Blutes
Sey sie ein Denkmal des Russischen Muthes, —
Diene sie Eulen zum Neste!

Diese Ode die, besonders in der Schilderung einer Siegerschlacht des Fürsten Repnin, Züge enthielt, die mir noch jetzt gelungen scheinen, und fast alle Russische Heerführer namentlich feierte, hätte in andern Verhältnissen ihrem Verfasser vielleicht eine glänzende Laufbahn eröffnen können. Sie blieb mein ausschließliches Geheimniß und war in meinen Augen bald nur eine Spielerei, für die in Riga Niemand Sinn gehabt hätte. Auch ist die Tonmalerei, wo man sie als Hauptsache behandelt, im Grunde nicht viel mehr als Künstelei.

Mich hatte sie indeß geübt und vergnügt, und ich beschloß sie in einer größeren Arbeit anzuwenden. Ich that es in einer freien Uebersetzung von Popen's „Lockenraub" die 1798 zu Leipzig gedruckt wurde, bei wem? weiß ich nicht mehr, da ich von ihr, wie von den meisten meiner Schriften, kein Exemplar besitze. Sie wurde nicht ganz übersehn, aber nie hab' ich von Jemand, gedruckt oder mündlich, ein Wort über die Kunst in dem Wechsel der Verse gehört.

Vielleicht hielt Mancher für Fehler der Nachläßlichkeit, was ich mühsam erkünstelt hatte.

Von diesem Spielen ging ich über zur Kritik, über die eine glückliche neue Bekanntschaft, deren ich gleich erwähnen werde, mir die wichtigsten Schriftsteller in mehrern Sprachen, in die Hände gab. Ich studirte sie mit eben dem Eifer, mit dem ich die großen Dichter selbst studirt hatte, aber bald mit größerm Nutzen. Indeß diese mich nur erfreut, oft entzückt hatten, bereicherte die Kritik meinen Verstand mit hellen, mir neuen Begriffen, und bald griff ich in meinen Mußestunden öfter zum Longin, als zum Homer, zum Home als zum Milton. Horazens Epistel de Arte poetica und Popen's Essay on Criticism wurden meine Lieblingsgedichte. Die Frucht dieses Studiums war der „Versuch über Dichtkunst" den ich 1794 zu Riga, und 1837 in meinen „Kritischen Antiken" drucken ließ. Der Dichter Kind nannte ihn in einer Anzeige davon, ein Fragment. Er hat Recht. Dem ursprünglichen Plane nach, sollte dieser Versuch aus fünf Gesängen oder Büchern bestehn und ich wollte die Regeln aller Dichtungsgattungen abhandeln, aber ein andrer Gegenstand, der mir wichtiger schien, als alle Poesie, bemächtigte

sich jetzt meines Geistes so völlig, daß ich den Plan unausgeführt ließ.

Die Versart die ich zu diesem Versuche gewählt, scheint leicht und ihre Regeln sind sehr einfach, aber das Muster das ich dabei vor Augen hatte, machte sie mühsam. Bei Pope sind meistentheils je zwei Zeilen ein epigrammatisch abgeschlossener Gedanke, dessen Pointe am häufigsten im Reimwort liegt. Das macht die höchste Kürze, also strenge Wahl der Worte nothwendig, besonders wenn der Gedanke doch klar, ungezwungen, leicht, vielleicht sogar mit einiger Grazie ausgedrückt werden soll. An manchem Verspaare in diesem Versuche, habe ich tagelang gemodelt und gebessert, und fand das mir Genügende doch oft erst, wenn ich nach einigen Tagen wieder zu ihm zurückkehrte. Ganze Lieder, ja Sonette, hätten mir nicht halb so viel Mühe gekostet. Die Romanze die ich früher anführte, war in einer Stunde hingeschrieben. Dagegen muß ich gestehen, daß meine spätere Prosa diesem Versuche viel verdankt. Hatte man Recht, wenn man sie zuweilen kräftig, klar, gedrängt und gewandt nannte, so ist es wohl jene Vorübung gewesen, die ihr hier und dort diese Eigenschaften gegeben.

Mit diesem „Versuche über Dichtkunst" schloß ich meine poetischen Bestrebungen ab. Man hat oft gesagt, die Kritik tödte, oder lähme doch die Poesie. Das ist nur dann wahr, wenn der Dichter selbst Kritiker ist, aber nicht genug Dichter, um beim Schaffen die Kritik zu vergessen. Wer bei dem Erguß seiner poetischen Gefühle, bei dem dichterischen Aufschwunge seiner Phantasie, sich gleich der Regeln erinnert und sie ängstlich zu befolgen strebt, dem werden jene bald versiegen und er wird nicht hoch fliegen: denn die Kritik lehrt nicht schaffen, sondern nur das Geschaffene zweckgemäß ordnen und schränken. Wer sie so anwendet, wird sich beim Dichten durch sie eher ermuthigt und gestärkt fühlen, als gelähmt. Mir wenigstens hat sie das Dichten nicht verleidet; meine allgemeine Ansicht der Poesie und der Poeten, der schönen Künste und der Künstler, brachte mich zu dem Entschlusse, kein Solcher seyn zu wollen. Das Talent es zu werden, traute ich mir zu; den Beruf fühlte ich nicht. Es ist vielleicht nicht überflüssig, mich näher zu erklären.

Die schönen Künste sind ohne Widerrede der höchste Schmuck, die Genüsse die sie geben können, sind die edelste Würze des gesellschaftlichen Lebens, und

die Poesie ist die vortrefflichste, erhabenste schöne Kunst, aber man wird zugestehen, daß das Geschmückte und Gewürzte doch wohl einen höhern Werth haben muß, als der Schmuck und das Gewürz. Daß das Haus einen sichern Grund, ein festes Dach und dichte Mauern habe, ist wichtiger, als wie es ausgemalt werde. Daraus folgt nicht, daß Baumeister und Maurer genievollere Leute sind, als der Maler, wohl aber daß ihre Leistungen reeller sind. Sagte Campe, daß der Erfinder des Spinnrades ein größeres Genie gewesen als Klopstock, so war das abgeschmackt; aber einen größern Dienst hat er seiner Nation und der menschlichen Gesellschaft gewiß geleistet, als die Messiade ist, — und Männer wie Penn und Franklin stehn sehr hoch über allen Dichtern. Es ist wahr, die Wirkung und die Dauer einer wahrhaft schönen Dichtung sind viel ausgebreiteter, als die Verbesserung eines einzelnen Staates, oder seiner Gründung, aber weil der Geruch des Moschus sehr viel weiter sich verbreitet und unzerstörbarer ist, als der von frischgebackenem Brodte: wird man ihn deshalb für ein besseres Nahrungsmittel, überhaupt für werthvoller halten, als Brodt? Es ist wahr, wer solche Ansichten hat, dem könnten die schönen Künste zu-

rufen, was jene Französin ihrem Liebhaber zurief: Vous raisonnéz: vous ne m'aiméz donc plus! Doch ist es wohl besser zu räsonniren, als zu radotiren, und der Enthusiasmus für Kunst ist eben so oft Radotage, als jener der Verliebtheit, und noch dazu oft blos erkünstelt, weil man damit prunken will.

Aber auch der wahrste Enthusiasmus, dacht' ich damals: wozu macht er den Künstler? Es war mir unbegreiflich, wie ein Mann es zu seinem höchsten Lebenszweck wählen könne, aus einer durchlöcherten Röhre oder einem hohlen, mit Saiten bezogenen Kästchen wohlklingende Töne hervor zu locken, oder gefallende Bilder mit Farben oder aus Stein zu machen, oder seinen Körper graziös zu bewegen, — oder auch Aufgaben zu ersinnen, welche Jene ausführen sollen; — oder auch in sorgfältig abgezählter und geordneter Sylbenfolge, ersonnene Ereignisse und erkünstelte Gefühle vorzutragen. Mir schien, das Talent zu solchen Leistungen sey eine herrliche Zugabe zu dem Vermögen und Bestreben, Höheres zu leisten; aber allein schienen solche Leistungen mir nicht fähig und — nicht würdig genug, die ganze Bestimmung eines Mannes zu seyn, oder sein Geistesbe-

dürfniß zu befriedigen, sein Leben zu füllen. Was ich von dem staatsbürgerlichen Verhältnisse, den gesellschaftlichen Charakter und der Lebensweise vieler Künstler (wozu ich immer auch die Dichter rechne, wie sich von selbst versteht;) hörte und selbst sah, bestärkte mich in meiner Ansicht von dem Ungenügenden der Ausübung schöner Künste, als einzigem Lebenszweck. Ich gestehe, daß ich mich selbst manchen großen Dichtern, Mimen und andern Künstlern nur mit einer geheimen Geringschätzung näherte, so sehr mich ihre Leistungen entzückten. Denn man glaube nicht, daß eine solche Ansicht der Künstler und der Kunst, die Fähigkeit raube, ihren Werken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Wirkung that sie indeß doch, daß öfter, wenn ich mich an einer Kunstschöpfung recht innig ergötzt hatte, und man mir vorschlug, mich mit dem Meister bekannt zu machen, der sie hervorbrachte, ich es ablehnte, wohl mit der Bemerkung: „die Blume ist herrlich! Werd' ich das noch lebhafter fühlen, wenn ich ihre Wurzel und ihren Boden beschauet habe?“ —

Uebrigens bitte ich alle Leser, die das Vorstehende vielleicht verletzt haben möchte, es dem sehr jungen Manne der so dachte, zu verzeihen und menschen-

freundlichst zu vermuthen, daß ich jezt, als Greis, ganz anders fühle, denke und urtheile. —

Friedrich von Meck.

Was mich zur ernstern Ansicht meines Dichtens, zur Kritik führte und mich endlich dem Versemachen ganz entfremdete, war eines jener Ereignisse, deren unvorbereitetes Eintreten grade zur passendsten Zeit, Greise die ihren Lebensgang überdachten, zuerst dazu veranlaßt haben mag, auch in den Schicksalen Einzelner eine höhere Leitung zu ahnen, besonders wenn sie vernünftig genug sind, nicht für den Zweck dieser Leitung anzusehn, daß sie Ehre, Freuden, Glück erwerben, sondern daß sie befähigt und in die Lage gesetzt werden, etwas Allgemeines zu wirken oder zu schaffen. Mein Leben ist reich an Ereignissen der Art gewesen, die mich zu einem solchen Glauben führen konnten. Ich rechne dahin, daß mich das Schicksal während meiner jugendlichen Bildungszeit, aus jedem Verhältniß, in dem ich mich einheimeln zu müssen schien, fortriß, so bald es für meinen Geist und Charakter gewirkt hatte, was es konnte, und ich dafür in ein höher bildendes geführt wurde. Jetzt

zum Beispiel war ich auf dem Wege, ein vielleicht nur mittelmäßiger „Dichter" zu werden; aber ich wurde durch Nachstehendes davor bewahrt. —

— Das Hauptgut des Kirchspiels bewohnte eine alte Dame mit ihrer halberwachsenen Tochter. Sie war Enkelin des Feldmarschalls Münnich und des Preußischen Generals Winterfeldt, und besaß zwei bedeutende Güter. Ihr Haus war ein großes, schloßartiges steinernes Gebäude, mit einem weiten, reichen aber vernachläßigten Garten. Der ganze Hof und das Innere des Hauses trugen die Anlagen zu einem großartigen Leben, das ihr verstorbener Gatte wirklich geführt hatte; sie selbst aber lebte nur allzu häuslich und einfach, in einem nicht weniger als eleganten Aeußern, bloß mit der Wirthschaft beschäftigt. Ich fand sie öfter unter den Bildnissen jener großen Feldherrn, in der Mitte spinnender Mägde sitzend, und sich an den Einfällen und den Klatschereien derselben ergötzend. Sie erklärte, sie lebe so einfach weil ihre beiden Söhne viel brauchten und die Güter nicht ganz schuldenfrei seyen; die Nachbarschaft aber schob es auf einen gewissen fehlerhaften Geschmack, ob sie gleich für eine Frau von Geist und Bildung galt, und es wirklich war.

Der Jüngere ihrer Söhne war in einem Cadettencorps erzogen und eben als Offizier aus demselben entlassen worden. Er sollte in Petersburg ein ziemlich lockeres Leben führen. Den Aelteren erwarteten Mutter und Schwester mit großen Hoffnungen, die Nachbaren mit noch größerer Scheu, von der Universität zurück.

Friedrich von Meck war von geschickten Hofmeistern zur Universität vorbereitet und dann, nach damaliger Sitte, von dem officiellen Hauptgelehrten des Kirchspiels, dem Prediger (dem Vorgänger des Pastor C.) examinirt worden. Er hatte diesen durch sein Wissen in Erstaunen gesetzt und so bei seiner Ausreise den Ruf eines sehr geschickten Jünglings zurück gelassen, aber auch den eines „bösen Krautes." Er hatte eine glückliche Gabe, das Lächerliche beim ersten Blicke aufzufassen, und alle alte Tanten und Landjunker murrten noch über die herben Einfälle, wozu ihn das bewogen hatte; aber leise. Wenn sie sie laut klagend wiederholten, wiederholte sich auch immer das verhaßte, herzliche Lachen, das sie bei ihrer ersten Aeußerung veranlaßt hatten; so treffend waren sie. Jetzt da er die Welt gesehn, da er, man wußte es, mit Auszeichnung auf zwei Universitäten

studirt hatte: wer sich nicht ganz heil in seiner Haut wußte, schauderte bei dem Gedanken an das erste Zusammentreffen mit ihm. Selbst meinem guten Pastor schien dabei nicht ganz wohl zu Muthe.

Er kam endlich an, aber ganz in der Stille, so daß man erst nach mehrern Tagen davon erfuhr, und in Umständen, die eher Bedauern als Furcht einflößen konnten: mit einer Duell-Wunde im Arm und erschöpften Nerven. Er hatte sich in Jena und Königsberg durch seinen eminenten Verstand und seine Kenntnisse so ausgezeichnet, daß er mit dem Philosophen Reinhold zu Jena, mit Kraus in Königsberg und selbst mit Kant noch ein Paar Jahre nach seiner Heimkehr, in Briefwechsel blieb, und ihre Schreiben, von denen ich mehrere gelesen habe, neben den philosophischen Erörterungen, die ihren Hauptinhalt ausmachten, sehr achtungsvolle Aeußerungen über seinen Scharfsinn enthielten. Außerdem aber hatte er mit vollem Beutel sich Vergnügungen hingegeben, für die sein Nervensystem zu zart war. Die erste Maßregel die seine Mutter für ihn traf, bestand darin, daß sie einen Arzt in's Haus nahm.

Der Pastor machte dem künftigen Patron seines Kirchspiels einen Bewillkommnungsbesuch, den dieser

bald erwiderte. Ich sah eine jugendliche, hübsche, aber offenbar erschöpfte Gestalt, deren Auge indeß, so wie das Gespräch sich belebte, von geistigem Feuer blitzte, und deren Reden bald voll sprudelnden Witzes waren. Wir, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, tasteten eine Stunde geistig an uns herum und — waren Freunde. Beim Abschiede forderte er mich auf, ihn bald zu besuchen. Als ich es ein Paar Tage nachher thun wollte, glaubte mich mein gutmüthiger Pastor warnen zu müssen, indem er mir verdeckt zu verstehen gab, dem Umgange mit diesem ausgezeichneten, gelehrten Kopfe möchte ich doch wohl nicht gewachsen sein. „Es gilt den Versuch!" antwortete ich, und in Kurzem war meine Verbindung mit Meck so genaue Freundschaft, daß ich jeden freien Tag bei ihm zubrachte und Vorwürfe von ihm erhielt, wenn ich es einmal nicht gethan. Endlich brachte ich eine Reihe von Tagen bei ihm zu und galt in der Familie für einen Hausgenossen; ja, als er nach Riga ging, um einen Richterposten anzutreten, gab ich meine Hofmeisterstelle bald auf, und ging auch nach der Stadt zurück, um mich nicht von ihm zu trennen.

Seine Bekanntschaft war die wichtigste für meine Bildung die ich seit meiner Kindheit gemacht, und

fiel grade in die Periode meiner Geistesentwickelung, wo ich reif genug war, von ihr Vortheil zuziehn. Ich hatte die ältere Literatur mehrerer Sprachen nach Maßgabe meiner Hülfsmittel und meiner Kraft, gut benuzt; aber die neuern und die neuste Deutschlands kannte ich nicht. Meck stand in vielen Rücksichten auf der Höhe derselben. Mitten im Scherzen und Lachen, nahm unser Umgang die Gestaltung an, daß ich ihm nachzuklimmen suchte und er mir dabei helfend die Hand reichte. Er gab mir zuerst Kant's „Kritik der reinen Vernunft," aber ich brachte sie ihm bald zurück, mit der Erklärung, die Anatomie der Begriffe, wie die Schulphilosophen sie trieben, hätte keinen Reiz für mich. Er vertheidigte sie und setzte mir die Wichtigkeit auseinander, welche dieses Grübeln für die Entwickelung des Denkvermögens hätte; aber da ärgerte ich ihn zuerst damit, daß ich die Schulphilosophie eine vortreffliche Gymnastik des Geistes nannte, deren Kunststücke durchzumachen, ich nicht mehr jugendliche Gewandheit des Geistes hätte. (Im Jahr 1800., so viel ich mich erinnere, ließ ich denselben Gedanken drucken, und wurde dafür hart und höhnend angegriffen. Zwanzig Jahre später sprach Ancillon, ein geweihter Kantianer ihn aus,

und erndtete Bewunderung dafür: er war Minister.) Wir gingen also in unsern Unterhaltungen und gemeinschaftlichen Studien zu andern Wissenschaften über. Meck hatte eine nicht sehr zahlreiche, aber trefflich gewählte Sammlung der neuesten Schriften aus mehreren Fächern, mitgebracht, und bald machte ich die Entdeckung, daß auch eine schätzbare Bibliothek etwas älterer Werke sich im Hause befand, die Meck's Vater, ein vielseitiger und geistvoller Jurist, zusammen gebracht hatte. Eifrig bestrebte ich mich, diese Schätze auszubeuten, und Meck bot mir dabei die Hand wo ich es wünschte.

Ein zweiter unschätzbarer Vortheil den mir Meck's Umgang gewährte, war ein Gesellschafszirkel ihm ähnlicher Geister. Mehrere der besten seiner akademischen Freunde waren zugleich mit ihm nach Liefland gekommen, und zum Theil als Hofmeister in obige Häuser getreten. In den Ferien der Weihnacht- und der Osterzeit versammelten sich gewöhnlich Einige von ihnen bei Meck, und ich fand den „Propheten-Clubb" wieder in weit veredelter Gestalt. An die Stelle der Liqueurfläschchen traten hier frohe, oft auserlesene Mahlzeiten, bei denen Laune und Witz einen

eben so hohen Flug nahmen, aber in feinerem Charakter und mit mehr Gehalt.

Etwa anderthalb Jahr nach seiner Heimkehr wurde Meck vom Adelsstande zum Mitgliede des Rigaischen Kreisgerichts gewählt. Er war der jüngste Assessor, der That nach aber bald das Haupt des Gerichts. Der Präsident, Graf Mellin, der Verfertiger des Atlas von Liefland, und der ältere Assessor waren ehemalige Militärs und so, nach den Begriffen die in andern Ländern herrschen, durch Nichts zu ihren Richterstellen befähigt, als durch die öffentliche Achtung, deren ihr Charakter genoß und durch ihren Adel. Meck war ein gründlicher Jurist, und nun hörte der Secretär, obgleich auch ein Gelehrter, bald auf, eigentlich allein die anhängigen Processe zu entscheiden. Nach einem Jahre wurde Meck in eine höhere Behörde versezt. Leider war seine amtliche Laufbahn nur kurz. Er arbeitete mit großer Anstrengung, und erholte sich davon in einem Gasthauszirkel, der gegen die Nacht oft sehr — lebhaft zu werden pflegte, wie es hieß. Er starb etwa 25 Jahr alt, auch an einer Hirnentzündung, wie mein erster Zögling, — und diese Krankheit habe ich seitdem lange nur mit Schaudern nennen hören.

Statt einer Charakteristik von ihm, in sofern sie nicht schon aus dem Vorstehenden hervorgeht, will ich hersetzen, was ich in der Schrift „die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts“ (Leipzig 1796.) über ihn sagte, ungeachtet jenes Buch in einer Stimmung geschrieben wurde, die nicht zum Lobreden auf Liefländische Erbherrn geeignet war. Sie steht Seite 58. der ersten Ausgabe, wo von der Johannisfeier gesprochen wird, welche wohlwollendere Gutsherrn ihren Leibeigenen auf dem Hofe zu bereiten pflegten.

„Ich kannte einen Edelmann — Unvergeßlich theuer sey das Andenken meines edeln Freundes jedem Guten, der ihn kannte! — der bei solchen Gelegenheiten fast die ganze Nacht zubrachte, in dem frohen Getümmel seiner Unterthanen zu lustwandeln. Geschenke — oft ansehnliche — und freundliche Reden öffneten ihm ihr Herz. Zutraulich erzählte ihm der Greis seine Erfahrungen, der Mann die Verfassung seines Hauses, der Jüngling die Angelegenheiten seines Herzens und seine Wünsche. Selbst die Kinder drängten sich zu, den freundlichen Großherrn (der Lettische Titel des Erbherren) der wie ihres Gleichen sprach, anzustaunen und ihn liebzukosen.

Jeder Bedrängte suchte und fand Hülfe bei ihm, ob er gleich noch nicht die völlige Disposition seiner Güter hatte. — Er ist dahin! Bei dem vortrefflichsten Herzen, großen Talenten und sehr ausgebreiteten Kenntnissen, welkte er im fünf und zwanzigsten Jahre in's Grab! Alle Hoffnungen seines Vaterlandes von ihm, alle frohen Pläne seiner Familie, die Aussichten seiner Unterthanen, die Erwartungen des Cosmopoliten, Alles ist vernichtet, und ich — ich bitte meine Leser um Verzeihung, daß ich es meinem Herzen nicht versagen konnte, wenigstens einen Zug seines herrlichen Charakters als ein vergängliches Denkmal hier aufzustellen."

Freilich war es der einst innige und selber noch junge Freund, der hier über den Verstorbenen sprach; freilich geschah es schon etwa anderthalb Jahre nach dessen Tode, aber ich kann noch jetzt im weißen Haare das Zeugniß aussprechen, daß jeder Zug der aufgestellten Schilderung, wahr und treu ist. In der Nacht aus der sie geschöpft ist, wandelte ich beständig an seiner Seite in der fröhlich tobenden Menge umher; und der Eifer der mich hinriß bald nachher als der Sachwalter zweier unglücklichen Völker

gegen Meck's Standesgenossen aufzutreten, flammte schon in meinem Herzen.

Der Dichter Traugott Andreä: — Der Maler und Dichter Carl Groß.

Es ist ein gewöhnliches, im Grunde körperlich begründetes Gebrechen sehr reizbarer Menschen wie ich war, bei ihrem Lebensgange mehr Gefühlen und Ideen zu folgen, als dem Gebrauch und kluger Berechnung. Die Folge davon ist in der Regel, daß sie zuletzt zwar Mancherlei geschaffen und gewirkt, aber für sich Nichts erlangt haben; indeß Andre, denen es nie beifallen konnte, sich mit ihnen an Kraft, Thätigkeit, auch wohl an Verdiensten zu vergleichen, Würden, Titel, Vermögen u. s. w. gemächlich erwarben. Diese Vortheile sind gleichsam Merkzeichen auf der Heerstraße, die der ruhig und bedachtsam Fortschreitende in aller Bequemlichkeit erreicht und zurücklegt. Wer einen eignen Pfad einschlägt, wohl gar durchs Dickigt bricht, stößt nicht auf sie, erreicht höchstens ein ehrendes Denkmaal von der Nachwelt. Ob ich ein solches hoffen darf, weiß ich nicht; aber Fehler aus Reizbarkeit habe ich häufig begangen.

— Als ich zu Anfange 1793. nach Riga zurückgekehrt war, bemerkte ich bald, daß ich unbesonnen darin gehandelt hatte. Ich hatte das Haus meines guten Pastors verlassen, bloß weil ich fühlte, daß der Aufenthalt darin meinen Fortschritten nicht mehr entsprach, und war in die Stadt gezogen, um Meck nahe zu seyn. Hier brauchte ich nur irgend einen meiner Jugendbekannten anzutreffen, ja nur ans Fenster zu treten, um mich schmerzhaft berührt zu fühlen. Jeder Vorübereilende wurde von einem Zwecke, einem Geschäfte getrieben: und ich? Von meinen ehemaligen Gefährten standen Viele schon in Aemtern und Wirksamkeit; Andre wurden so eben von der Universität zurückerwartet, um in Stellen oder Geschäfte zu treten, die sorgsame Verwandten für sie gewählt und aufbehalten hatten. Und ich? — Meck und ich sannen zwar manchen Plan aus, aber jeder schlug fehl. Er beredete mich sogar einmal, in dem Gerichte dessen Mitglied er geworden, zu auscultiren. Ich erhielt durch ihn, ein Pult nahe beym Gerichtstische, setzte mich ein Paar Wochen hindurch Vormittags daran, langweilte mich und fühlte mich bald so sehr am unrechten Orte, daß ich nicht wieder kam. Bald wurde mir Meck auch allmälig entfremdet,

da er in Verwandten- und Gesellschafts-Zirkeln leben mußte, die mir unzugänglich blieben, und ich versank in Mismuth und Hypochondrie. Als mir daher Sonntag den Antrag machte, wieder eine Hofmeisterstelle, und zwar in einem angesehenen adligen Hause auf dem Lande, an zu nehmen, ging ich sogleich darauf ein und trat sie im Herbste an.

Auf die neun Monate, die ich in Riga zugebracht hatte, sah ich zurück wie auf eine verlorne Zeit. Das waren sie indeß nicht. Die trübe, selbst kummervolle Lage in der sie mir verflossen, hatte meinen Charakter gekräftigt, wie es in der Jugend zu geschehen pflegt, und ich hatte manche interessante Bekanntschaft gemacht.

Die anziehendsten für mich waren die der Dichter Andreä und Groß. Der erstere war der bei dem entschiedensten Talent, als Dichter verunglückte Verfasser von „Ryno und Jeannette, oder der goldne Rosenzweig.“ Sohn eines evangelischen, also armen Predigers im katholischen Lithauen, ein Jahr älter als ich, war er, von seinem Vater in den Elementar-Kenntnissen gut ausgestattet, als Lehrling in eine Seidenhandlung gekommen. Sein Lehrherr bemerkte bald, daß der junge Mensch mit mehr Eifer las,

als Zeuge maß, und selbst so gebildet, daß er einst zu den nächsten hiesigen Freunden Herders gehört hatte, schickte er Andreä erst in ein Gymnasium, und dann auf eine Universität, um Theologie zu studiren. Diese Bestimmung pflegten die nicht gelehrten Mäcene ihren Schützlingen am liebsten zu geben; vielleicht in der Hofnung, sich künftig recht oft an ihrer guten Handlung zu erbauen.

Mit Vorliebe mag Andreä dies Studium eben nicht getrieben haben, denn er las den Ariost viel lieber, als den Lilienthal oder Semmler; er war indeß fleißig gewesen und im Candidaten-Examen gut und orthodox bestanden. Als ich ihn kennen lernte, lebte er als Erzieher in einem der ersten Handelshäuser zu Riga, und machte nebenher nicht Predigten, sondern Verse. Man lobte mehrere kleine Gedichte von ihm, als sehr artig; ich habe indeß keines derselben gelesen, und er, in seinem ganzen Benehmen fast finster und verschlossen, hat mir nie ein Solches mitgeschickt. Es gab indeß so viele andre Berührungspunkte zwischen uns, daß ich ihn sehr gerne sah. Eines Abends da von Kritik die Rede war; sagte ich ihm eine Stelle aus meinem damals noch ungedruckten Lehrgedichte her. Sie gefiel ihm

und er erwiderte mein Vertrauen durch die Mittheilung, daß er täglich die ersten Exemplare eines romantischen Epos, nämlich des ersten Theils des Ryno, erwarte, das in Deutschland gedruckt worden. Er hatte das bisher als Geheimniß behandelt. Eine Stelle daraus, die er recitirte, eine allegorische Darstellung der Revolution, fand ich sinnvoll und schön. Ich pries sie mit Wärme, und wir schieden zum erstenmale mit einem herzlichen Händedruck, — und sprachen uns nie wieder. Als ich ihn einige Tage später wieder besuchen wollte, hatte er das Haus und die Stadt plötzlich verlassen. Die Ursache hab' ich nie erfahren; wenn es nicht diese war, daß in diesen Tagen die verspätete Sendung seines Gedichts, und zugleich eine ungerecht wegwerfende Beurtheilung desselben in der „Allgemeinen Literatur Zeitung," zu Riga eintrafen. Andreä hatte zu reizbares Ehrgefühl, um das im Kreise seiner Bekannten zu ertragen.

Meine Theilnahme ließ mich damals die Apostrophe an ihn, meinem Lehrgedichte beifügen:

Auf, junger Adler! Tauch in Sonnenschein
Den Fittig; der Kamönen Kranz ist Dein; *)

*) In Oberon.

Denn Deine Tuba tönt Unsterblichkeit.
Wenn kleiner Fehle dich der Mückenseiger zeiht,
Wird deines Lied's Begeisterung dein Rächer.
Sie glühet wie des Elfenkönigs Becher,
In jedes frechen Kritikasters Hand.
Vollend' den Heldenflug! Dir jauchzt das Vaterland.
Vollende Deinen Flug, mein Ariost=Andreä,
Daß neben Roland künftig Ryno stehe!

Er vollendete wirklich den Flug; aber mit gebrochenem Fittig. Die lezten sechs Gesänge seines kleinen Epos scheinen wirklich nur geschrieben, um den Contract mit dem Buchhändler zu erfüllen.

Als ich vierzehn Jahr später durch Narva reisete, hörte ich einen dortigen Pastor Andreä nennen, vermuthete meinen alten Freund in ihm und benuzte die Verzögerung der Postpferde, ihn aufzusuchen. Er war es wirklich, aber ging so eben in einer hoch frisirten, schneeweiß gepuderten Perrücke auf und ab in einem Kreise junger Frauenzimmer, die er zur Confirmation bereitete. Ich wollte ihn in seinem katechetischen Eifer nicht unterbrechen, winkte ihm meinen Gruß zu, und da ich bei meiner Rückkehr ins Posthaus die Pferde angespannt fand, reiste ich weiter, der Rückweg aber führte mich nicht durch

Narva. Andreä starb dort 1823 als Pastor primarius, Präses des Ober=Consistorii, Scholarch und ich weiß nicht, was sonst noch.

Andreä's Metamorphose verdroß mich anfangs, verlor aber bald ihr Verletzendes in meinen Augen, ja, erfreute mich. Wer das Treiben und Wandeln des belletristischen Marktes einmal in der Nähe sah, ohne selbst davon betäubt zu werden, kann nicht umhin, die Preise die auf ihm zu gewinnen sind, des mühsamen Erstrebens unwerth zu halten. Sie aber, wie es die Weise des Genie's ist, als unbestreitbares gleichsam angestammtes Eigenthum an sich zu nehmen, dazu fehlte es dem wackern Andreä offenbar an poetischem Nerv und Muth. Die gaya sciencia des Dichtens, zu eignem oder gesellschaftlichem Genuß in der Stille fortgeübt hat er gewiß.

Groß und sein Schicksal waren das grade Widerspiel von dem über Andreä berichteten. Er besaß offenbar ein viel reicheres Dichter= und dazu Maler=Talent, einen liebenswürdigern, offenern Charakter und einen hellen, scharfen Verstand, aber noch mehr krankhafte Reizbarkeit als Andreä. Diese gab seinem Urtheile und seinem Verfahren so viel Schwankendes, daß er fast unzuverläßig wurde: nur nicht wo es

Recht und Menschlichkeit galt. Da war er unerschütterlich. Sein Geistesblick war eindringend und richtig; aber er sah immer nur eine Seite des Gegenstandes auf einmal, und enthusiasmirte sich für diese so sehr, daß er die andern Seiten desselben vergaß. Am Abende sah er vielleicht die entgegengesezte, als am Morgen, und fühlte für sie eben so lebhaft, urtheilte und handelte also auch ganz entgegengesetzt.

Er war, wie ich, Sohn eines Liefländischen Landpredigers. Unsre Väter lebten nicht sehr entfernt von einander, aber ihre geistige und gesellschaftliche Bildung war so sehr verschieden, daß sie keinen Umgang mit einander hatten. Wir hatten uns in unsrer Kindheit nicht gesehn, aber wohl einander loben gehört; das machte, daß wir uns fast als alte Bekannte begrüßten, als wir uns jetzt kennen lernten. Er stand übrigens damals den äußern Verhältnissen nach weit über mir. Nur zwei Jahr älter als ich, hatte er schon vor mehrern Jahren sein theologisches Studium vollendet, hatte einen großen Theil Deutschlands und die Schweiz durchwandert, konnte sich der Freundschaft Schillers rühmen, genoß in Riga Achtung als Kanzelredner, Dichter und Maler und hatte sich durch Unterricht im Zeichnen und Malen, da er sehr

einfach lebte, ein kleines unabhängiges Vermögen von vielleicht 2000 Ducaten gesammelt. Wie verschieden war meine Lage von der seinigen, als wir uns persönlich kennen lernten. Wir wurden indeß offene und aufrichtige Freunde, nach einer Unterredung von einer halben Stunde und setzten unsre Verbindung viele Jahre im In- und Auslande durch Briefe fort.

Es steht eine gut geschriebene Biographie in „Livona's Blumenkranz," einem Taschenbuch auf 1818; aber sie hat mir nicht ganz frei geschienen von dem, was man wohl sonst schon solchen Denkmalen von Freundes Hand vorgerückt hat; nämlich von der Aehnlichkeit mit den Chinesischen Gemälden, daß sie keinen Schatten haben. Hier, wo es nicht gilt, den Verstorbenen zu feiern, sondern ihn zu schildern, kann wohl gestanden werden, daß der wackre Groß, ein edler, trefflicher Mensch, zwar keine moralische Flecken hatte, aber große Schwächen. Im Grunde entsprangen sie alle aus der schon erwähnten krankhaften Reizbarkeit. Er nahm im Leben die Einzelnheiten, das Detail, mit leidenschaftlicher Uebertreibung zu schwer, und that daher die großen Würfe, die entscheidenden Schritte mit Uebereilung, die dem Leicht-

sinn sehr ähnlich sah, ohn' es zu seyn. Ich werde gleich ein Beispiel davon zu erzählen haben.

Eben so sind seine Dichtungen und Gemälde fast nur Landschaften, voll glücklicher einzelner Züge, aber man vermißt das Hervorheben eines Grund- und Hauptgedanken. Er hatte einen solchen als er zum Schaffen ging, aber bei der Ausführung verlor er sich unter den vielen guten Nebengedanken, die dem Künstler einfielen, und er nicht unterdrücken wollte.

Am glücklichsten als Dichter und als Maler, war er in idyllischen Naturschilderungen. Die gelungensten seiner Dichtungen die ich gedruckt oder im Manuscript gelesen habe, sind: „der Rheinfall", den Schiller anonym in die „Rheinische Thalia" rückte, und worin man Schiller selbst zu erkennen glaubte, und ein Besuch in einer Sennenhütte der Schweiz, dessen Titel ich vergessen habe, und dessen Beschreibung nicht gedruckt wurde. Unter seinen Gemälden stehen vier idealisirte Sicilische Landschaften oben an, die er in dem alten Castello die Brolo malte, und voll Sehnsucht nach der Heimath, dazu bestimmte, sein Andenken in Riga zu verewigen. Jedes derselben ist eine gelungene Poesie; aber um es dafür zu erkennen, muß man das leitende Motiv des Künstlers

herausstudiren, was etwas mühsam ist. König Murat sah sie in Rom und bot eine ansehnliche Summe auf sie, aber Groß überließ sie für ein Fünftel des Gebotenen, einem reichen Rigaer Kaufmanne, weil dieser sich verpflichtete, sie der Vaterstadt zu schenken oder zu vermachen. Daß ist geschehen. Ich habe eine Stunde vor ihnen gestanden und sie mit reichem Genuß studirt, aber zugleich den gefühlvollen Irrthum meines wackern Groß beseufzt. In der geschäftigen, aber eben nicht kunstliebenden Handelsstadt wußte man nicht einmal eine Prunkstelle für sie auf zufinden, oder wünschte es nicht. Sie wurden in dem feuchten, kalten Local der Stadtbibliothek mit sehr wenig günstiger Beleuchtung aufgehängt, wo der älteste Freund von Groß, der hochachtungswerthe Bibliothekar, selbst lyrischer Dichter von Talent, jahrelang der Einzige seyn mag, der zuweilen mit Nachdenken zu ihnen hinaufsieht. Der Kaufmann der sie in Rom erstand, handelte anders, als es ihm darauf ankam, auch ein Denkmal aufzustellen. Mit einem kleinen Vermögen, das ihm seine Gattin zugebracht, hatte er ein sehr großes erworben. Aus Dankbarkeit ließ er nach ihrem Tode eine, ich weiß nicht ob Marmor- oder Kupfer-Platte mit

ihrem Namen in die Gassenwand seines Haupt- — Speichers einsetzen, und diese hat ohne Widerrede zehnmal mehr Aufmerksamkeit erregt, als die Meisterstücke von Groß. —

Am Charakteristischen für die schwankende Laune meines theuren Freundes und die Wichtigkeit die er auf die Eingebungen derselben legte, scheinen mir die lezten Vorgänge die ich mit ihm erlebte. Als ich 1796 nach Riga kam, hatte er so eben die Berufung zu einer sehr vortheilhaften Pfarre erhalten. Ich freute mich fast eben so sehr darüber, als er, dem das Ereigniß sehr willkommen schien. Wir beschäftigten uns lange und angelegentlich mit mannigfaltigen Plänen für seine Einrichtungen und seine Wirksamkeit; doch als ich am Abende vor meiner Einschiffung nach Deutschland, Abschied von ihm nehmen wollte, wünschte er mir Glück zur Reise mit dem Beifügen, er würde mir bald folgen. „Und ihre Pfarre?" rief ich voll Erstaunen. Ich habe sie noch nicht angenommen und werd' es auch nicht thun, sagte er — „Aber warum?" — Es reizt mich mehr, ganz der Kunst zu leben. Ich will in die Schweiz und dann nach Italien. Geld um mich dort anzusiedeln, als Künstler, hab' ich beisammen.

Bei meiner Ansicht seiner Talente und seines Charakters, schien mir das der grade Weg ins Unglück für ihn. Was bot ich nicht auf, ihn von dem Plane abzubringen. Er bestand indeß darauf und endlich — gestand er die Ursache. Er hatte sich in die Gesellschafterin der Gattin des Kirchspiels-Patrons verliebt, um sie angehalten einen Korb bekommen, und mochte nun auch die Pfarre nicht, weil Constanze nicht Frau Pfarrerin seyn wollte. Mir, der ich in meinem 19. Jahre zwar „Werthers Leiden" mit höchster Theilnahme, selbst Erschütterung gelesen, aber schon eine halbe Stunde nachher behauptet hatte, das Buch sey ein Mißbrauch des Genies zum Aufputzen einer Krankengeschichte, mir schien es so absurd, einen vernünftigen Lebensplan wegen des Mislingens einer Liebelei aufgeben zu wollen, daß ich ernstlich böse wurde. Glücklicher Weise wußte ich von dem liebenswürdigen Mädchen. — So viel ich weiß, lebt das Frauenzimmer noch, als sehr geliebtes und achtungswerthes Großmütterchen; — nichts Nachtheiliges. Ich hätte wohl den bloßen Anschein eines Fehlers zu etwas sehr Schlimmen gemacht. Dagegen spottete ich, so giftig ich konnte, gegen die Ueberspanntheit, daß ein Mann — Groß war 29 Jahr

alt; — seinem Berufe, seinen Pflichten und allen Annehmlichkeiten des amtlichen und häuslichen Lebens entsagen wolle, weil ihm eine, sehr wohl zuersetzende, Annehmlichkeit versagt bleiben solle. Ich erinnerte ihn an die Erwartungen die sein sehr alter Vater — der schon einige Monate später starb, seine Mutter und seine Schwestern von ihm hegten, für den Fall, daß sein Vater stürbe; ich erinnerte ihn sogar daran, daß er keine beßere Genugthuung von seiner Spröden erhalten könne, als wenn er gleichmüthig die Pfarre und unter den Augen der Grausamen, eine Andre zur Frau nähme. Groß vertheidigte sich bald heftig, bald ruhig, bald lachend, aber am Ende gab er mir mit entschiedenem Ernst sein Wort, am folgenden Morgen den Annahme-Brief abgehen zu lassen.

Ich schied von ihm mit großer Bewegung, da es sehr wahrscheinlich war, daß wir uns nie wiedersehen würden; aber kaum war ich einige Wochen in Leipzig, als ich ein Billet von ihm erhielt, worin er mich herzlich begrüßte und bedauerte, es nicht mündlich thun zu können, da er sehr eilig vorüber reise. Woher er schriebe, stand nicht darin; später erfuhr ich, daß es aus dem Posthörnchen in der Grimmaschen

Gasse geschehen war, neben dem ich wohnte. Wahrscheinlich hatte er sich seines Wankelmuthes geschämt, und mich deshalb nicht besucht. Er meldete mir zugleich, daß er die Pfarre angenommen habe, aber mit der Bedingung, vor dem Antritt derselben noch eine Reise in die Schweiz machen zu dürfen. Man hatte es ihm zugestanden, aber von Zürich aus entsagte er der Vocation und kehrte nie ins Vaterland zurück. Seine Verehrte heirathete bald nachher einen jüngern, hübschern Mann, der die ihm bestimmte Pfarre erhielt.

Was Groß zu dem neuen Wechsel seines Entschlusses bewogen haben soll, war ein Gespräch mit dem bekannten Schriftsteller Christian August Fischer. Dieser hielt sich grade auf einige Zeit in Riga auf, ich weiß nicht warum; aber er brannte vor Begierde, seine später beschriebene Reise nach Spanien zu machen. Das Wohlwollen eines reichen Rigaischen Kaufmannes gab ihm die Mittel dazu, und ein Anderer schickte ihm diejenigen nach, die er brauchte, um sich aus dem bewunderten, aber für den mittellosen Fremdling sehr ungastlichen Süden, wieder nach dem lieberalern Norden zu flüchten, in dem sich durch Geistesthätigkeit auch das für den Körper Nöthige

erwerben läßt. Er entflammte durch seinen Enthusiasmus die Phantasie meines Freundes so sehr, daß er nicht anders konnte: er mußte auch nach dem Süden.

Seine ferneren Schicksale? Er brachte einige Jahre in der Schweiz zu, besonders in Graubündten bei der Familie des Freiherrn von Salis, des Dichters, ging dann auf einige Monate nach Paris, dann nach Italien; er durchwanderte Sicilien und Neapel, siedelte sich aber vorzüglich in Rom an, dichtete, malte, schriftstellerte, vorzüglich für Cotta und Zschocke, heirathete eine Römische Wittwe, die ihm einen Sohn gab und starb 1814, im 47. Jahre, durch einen unglücklichen Fall, der ihn auf der Stelle tödtete. Immer sehnte er sich nach Liefland zurück, aus dem er 18 Jahr abwesend war. Er hatte sogar kurz vor seinem Tode die Absicht, heim zu kehren, was ich ihm aber ernstlich abrieth. Sein Riga und Liefland existirten nicht mehr, und die Verbesserungen in Beiden hätten ihn, den so tief Fühlenden, nicht für das Vermißte entschädigt.

Man tadelte und bedauerte Groß über seinen excentrischen Entschluß, sich für immer in die Fremde, und in eine nicht auf Amtsberuf basirte Lebens-

weise zu werfen. Auch ich that Beides; aber wir hatten Unrecht. Wir Alle gleichen mehr oder weniger der Baronin L. die den ausgewanderten Vetter Lieutenant zeitlebens als verschollen ansah, ob er gleich in der Fremde Feldmarschall geworden war: das rechte, echte Leben scheint uns nur in unsern Umgebungen möglich. Es ist gewiß, daß Groß sich in Italien, unter den jährlich ab und zu wandernden jungen Künstlern, bald vorgekommen seyn muß, wie ein verjährter Student auf der Universität, der es nicht zu einem Amte bringen kann; aber als Liefländischer Landprediger hätte er sich bald noch viel unglücklicher gefühlt. Denn sein Charakter war nicht für den ruhigen, gleichförmigen Schlich durchs Leben, sondern für die freie Künstlerlaufbahn geeignet, die freilich oft zu bittern Entbehrungen führt, aber auch durch ganz eigenthümliche Genüsse entschädigt.

Es ist eine Mitgabe des hohen Alters, die Schicksale verstorbener Freunde und genauer Bekannten, wie einen abgeschlossenen Roman zu übersehn und zu beurtheilen, und das führt zu ziemlich sichern Resultaten. Eins derselben ist: alles menschliche Glück besteht aus Illusionen, und am besten befindet sich, wer solchen nachstrebt, zu denen die Natur seines

Geistes hinneigt. Groß hatte das gethan: wohl ihm, denn er hätte es niemals besser gehabt.

Meine zweite Hofmeisterei

führte mich zum vierten Male in ländliche Einsamkeit, und zwar in die abgeschlossenste. Der Edelmann in dessen Haus ich kam, galt mit Recht für einen guten Kopf und hatte selbst wissenschaftliche Bildung, aber war von einem so trocknen Geiste und so verschlossenen Charakter, daß man ihn zu scheuen schien. Sein Benehmen war steif und förmlich. Alles dies galt auch von seiner Gemahlin, und so hatten sie fast gar keinen Umgang und die einzigen seltnen Besuche, die sie erhielten, waren von ihren nächsten Verwandten, deren Kreis nur klein war, da der Mann seine Cousine geheirathet hatte. Den Prediger des Kirchspiels, freilich ein alter Mann ohne gesellschaftliche Bildung, hab' ich nie im Hause gesehn. In der ganzen Gegend gab es nur einen Hofmeister, und zwar in einem andern Kirchspiele. Dieser war nie zubewegen, nach A. zu kommen, aus Widerwillen gegen den Ton der dort herschte, ich konnte ihn also auch nur selten besuchen, der Familie aber blieb ich in den drittehalb Jahren, die ich

bei ihr lebte, so fremd wie am ersten Tage. Meine Schüler, Zöglinge kann ich sie nicht nennen, waren ein etwa neunjähriger Knabe, von vortheilhaften Anlagen, aber ohne Frohsinn, da sein Geist unter der förmlichen Behandlung von Seiten des Vaters, keinen Aufschwung zu nehmen vermochte, und zwei liebenswürdigen Mädchen von 11 und 13 Jahren, auch schon an steife Abgemessenheit gewöhnt. Ich sah sie nur in den Unterrichtsstunden, was um so eher möglich war, da ich ein abgesondertes Haus bewohnte.

Wieder, wie in meiner Kindheit, am Ausgange meines Knabenalters und als Jüngling, war ich als junger Mann auf mich selbst zurückgewiesen: ein sonderbares Geschick, dem ich alle meine bessern Eigenschaften, wie meine Schwächen zuschreiben muß.

Ich suchte, wie früher, Hülfe im Studium des Homer's und in eigner Production, aber für die leztere wählte ich nicht mehr dichterische Gegenstände. Um meine poetische Periode gleichsam abzuschließen und doch eine Art Denkmal derselben aufzustellen, ließ ich 1794 mein kleines Lehrgedicht anonym drucken, und bekümmerte mich nicht weiter darum. Eine sehr davon verschiedene Idee, ein Gedanke füllte

meine ganze Seele, überwältigte mich ganz. Er entsprang ursprünglich aus einem tiefen Eindrucke den ich schon in meiner Kindheit empfangen hatte, und der bei jedem neuen Aufenthalte auf dem Lande erneuert und verschärft, mich jetzt unwiderstehlich zur That trieb. Ich muß ihn erzählen.

— Im Begriff mit meinem Vater unsern Abendspaziergang zu machen, wurde ich und dann auch er, auf das Wehgeschrei einer bekannten Stimme aufmerksam. Wir gingen in das Gesindezimmer woher es erklang, und fanden einen alten, abgelebten Bauer der Länge nach auf den Boden hingestreckt, indeß ein Knecht auf seinen Füßen, ein andrer auf seinen Schultern saß, und ein dritter die breite glatte Knutpeitsche auf seinen magern Rücken fallen ließ. Ergriffen von dem scheußlichen Anblicke, rief mein Vater dem Herrn, der mit erhizten, zornigen Gesichte dabei stand zu: „Herr Pastor! Sind Sie ein Mensch, sind Sie ein Christ, sind Sie ein Prediger, daß Sie einen armen Greis so mishandeln lassen!" Die Execution hörte sogleich auf, denn Pastor L. hatte eine Art Ehrfurcht gegen meinen Vater. Nach einigem Besinnen sagte er zu dem Erlösten, der übrigens Nichts begangen hatte, sondern nur verdächtig war,

um einen Diebstahl gewußt zu haben: „Auf die Vorbitte des alten Herrn mag es diesmal genug seyn! Aber hüte Dich!" — Meine Schwester, die uns gefolgt war, behauptete nachher, während der Apostrophe unsers Vaters, hätte ich mich mit der linken Hand an seinen Schlafrock gehalten, aber die rechte, zum Fäustchen geballt, weinend gegen den Barbaren geschüttelt. Gewiß ist es, daß das Schicksal des armen Christian mich sehr erschütterte. Das Benehmen des guten Alten war sehr anständig und immer sehr gefällig gegen uns Kinder. Er schien sich zu freuen, wenn er uns eine Freude machte.

Wiewohl tief bewegt, machten mein Vater und ich den beabsichtigten Spaziergang. Diesmal führte er uns zufällig zu der nahen Schloßruine. Sey es nun dieser Anblick, oder eine meiner Fragen gewesen, mein Vater erzählte mir hier die Geschichte der Unterjochung der Eigenthümer des Landes durch die einbrechenden Mönche und Ordensbrüder. Er schien dabei zu vergessen, wer sein Hörer war, denn er malte mit Feuerzügen, die mich so erschütterten, daß ich laut aufschrie und mit den Füßen stampfte. Dies machte ihn aufmerksam. Er sah mich betroffen an und brach seine Erzählung ab. Den Rückweg

machten wir fast schweigend, und zwei Tage nachher erklärte mein Vater seinen Entschluß, mich unter andre Kinder zu schicken.

Die Erinnerung an den armen Christian wurde durch meine Entfernung nicht verwischt und in meinem Knabenalter während der Jahre, die ich mit der Bibliothek meines Vaters auf dem Lande zubrachte, durch alles das geschärft, was man von einem benachbarten Gute erzählte. Der verschuldete Besitzer erpreßte durch jeden ersinnlichen Druck von seiner Bauerschaft Wohlhabenheit, ohne sich dadurch stören zu lassen, daß die Hälfte derselben nach Kurland entlief: damals ihre einzige Hülfe in der höchsten Noth. Mit Schrecken hörte man, daß derselbe systematische Bedrücker die Disposition eines andern Gutes erhalten hatte, weil er „die Revenuen so klug zu erhöhen wisse.“ Mit tiefem Schmerze erfuhren wir, ich vorzüglich, daß auch das Gut auf dem wir bisher gelebt, nachdem meine Mutter es abgetreten, ihm übergeben wurde. Bauern von demselben suchten noch oft ihre alte, milde Herrschaft in der Stadt auf, und klagten mit Thränen ihre jetzige Bedrängniß.

— Im Kirchspiele des Pastors E. hörte man Nichts von ungewöhnlichen Mishandlungen und

Bedrückungen, aber meine Ansichten und Begriffe waren jezt so aufgehellt, vorzüglich durch Rousseau und Raynal, daß auch die gewöhnliche, auf Gesetze aus barbarischen Zeitaltern begründete, mich empörte. — Während meines neunmonatlichen Aufenthalts in Riga waren Vorfälle der scheußlichsten Art, die bis zur Tödtung durch Folterqualen gegangen waren, Gegenstand des häufigsten Gesprächs und — von Criminal-Processen. Man behauptete, ähnliche und selbst noch ärgere Greuel seyen früher verübt, aber nicht zur Untersuchung gelangt. Eine edlere, bessere Gesinnung hatte aber allmälig Platz gefunden: man fühlte die Pflicht, Gerechtigkeit zu üben. Selbst unter dem Adel wurde laute Mißbilligung des Mißbrauchs der Erbherrnrechte oft gehört. Am lebhaftesten waren die Aeußerungen dagegen in dem Zirkel junger Gelehrten, in den Groß mich einführte. Die Meisten waren Ausländer, aber als Hofmeister auf dem Lande oft Zeugen von empörenden Scenen gewesen. Groß selbst, auf dem Lande erzogen, war am reichsten an dergleichen, und trug sie am lebendigsten vor. (Er gab mir später eine ganze Sammlung von Schaudergeschichten, niedergeschrieben zur etwanigen Fortsetzung der „Letten," wenn ein Wider-

spruch sie nöthig machen sollte. Sie wurd' es indeß nicht, und bloßen Scandal wollt' ich nicht stiften.) Eines Abends da das Gefühl aller Versammelten sich heftig äußerte, fragte ich: „Aber warum wird das nicht bekannt gemacht? Warum findet sich Niemand dazu? Solche Dinge brauchten nur publik zu werden, um aufzuhören!" Alle verstummten betroffen, und Manche zuckten die Achseln. Ich fühlte, hier sey von einem Selbstopfern die Rede, das sich von Niemand fordern ließe; und von Niemand erwarten, dem sein eigner Geist nicht unwiderstehlich dazu drängte. In diesem Augenblicke faßte ich den Entschluß, selbst das gefährliche Geschäft zu übernehmen; nicht den Ankläger Einzelner zu machen, sondern des ganzen Verhältnisses, durch das solche Abscheulichkeiten und das allgemeine Elend zweier Völker möglich wurde. —

Meine zweite Hofmeisterstelle eignete sich ganz dazu, mich in diesem Plane zu befestigen und mir die etwa noch Fehlenden Mittel zu seiner Ausführung zu geben. Von dem Edelmanne selbst in dessen Hause ich lebte, weiß ich keine Grausamkeit an zuführen, aber auch er handelte in seinen Forderungen von der Bauerschaft, nach der damals unter seinen

Standesgenossen herrschenden Ansicht von dem unbeschränkten Rechte des Erbherrn über seine Leibeigene. Er war indeß zu klug, nicht einzusehen, daß die völlige Verarmung seiner Bauerschaft endlich auch seine eigne herbei führen müsse. Desto schlimmer sah es auf einem anstoßenden, zu einem andern Kirchspiele gehörenden Gute aus. Hier waren die Bauern einst sehr wohlhabend gewesen, aber von dem jetzigen Herrn in so tiefes Elend herabgedrückt, daß auch hier mehr als die Hälfte über die Landesgränze entflohen war. Und grade auf diesem Gute lebte der einzige Hofmeister der Gegend, den ich besuchte, ein lebhafter Franzose, wie wohl in Deutschland geboren; und der dem Hofe ganz nahe wohnende Prediger, war einst der Prediger und würdige Vertraute des edeln Baron Schoulz von Asteraden gewesen. Man sieht, ich hätte keinen bessern Umgang wählen können für meinen Plan, zu dessen Ausführung ich jezt eifrig Materialien und Ideen sammlete. So oft mir eine Lücke darin über einen Gegenstand desselben aufstieß, fuhr ich nach J. und wußte, ohne meinen Zweck zu verrathen die Unterhaltung darauf zu lenken. Wir erzählten, deballirten, prüften unermüdlich, und oft brachte ich die

Hälfte der folgenden Nacht damit zu, meine Ausbeute zu Buch zu tragen, und zu verarbeiten.

Ueber jede Materie machte ich einen besondern, für sich so vollendeten Aufsatz, als ich vermochte, und als ich alle Seiten meines Gegenstandes erschöpft hatte, arbeitete ich die vielen einzelnen Aufsätze zu einem zusammenhängenden Ganzen um, das in zwei oder drei Abschriften umgestaltet und geglättet wurde. Mit den Hauptstellen war ich nicht eher zufrieden, bis sie mir in den verschiedensten Stimmungen, weder zu heftig noch zu zahm schienen.

Die meiste Schwierigkeit machte es mir, den rechten Ton zu treffen und fest zu halten. Ich wollte Ueberzeugung erzwingen und sie durch Aufregung des Gefühls zur Thätigkeit hinreißen, und so wirken, Großes wirken. Ich mußte also mit so viel Thatsachen als möglich gerüstet, so gründlich sprechen, als ich vermochte, aber in dem leidenschaftlichsten Tone der sich anstimmen ließ, ohne Jemand grade zu verletzen.

Das war die Aufgabe die ich als Kritiker mir machte, an deren Lösung ich aber selbst oft zweifelte. Um mir wenigstens das Streben darnach immer gegenwärtig zu erhalten, schrieb ich auf ein Blatt das

ich über meinem Pulte aufheftete, die Worte des Erasmus Rotterodamus: die ich auch als Motto meiner Einleitung vorsezte:

Admonere voluimus, non mordere; prodesse, non laedere; consulere moribus hominum, non officere.

In diesem Sinne spricht auch der Schluß der Einleitung:

„Unter den Edelleuten welche ihre Bauern tyrannisiren, unter denen Predigern, welche ihre Pflichten vernachläßigen und den Wolf in ihrer Heerde spielen, giebt es Viele die zärtliche Gatten, liebevolle sorgsame Väter, edle und treue Freunde, in vielfacher Rücksicht hochachtungswerth sind. Was macht es denn, daß sie ihren Grundsätzen untreu werden, sobald es die Letten gilt? Was macht sie nur gegen Diese grausam, habsüchtig, hinterlistig? Nichts, als die Gewohnheit das Böse zu sehn und die unselige gesetzliche Leichtigkeit, es thun zu können, sobald Eigennutz oder irgend eine Leidenschaft es fordert. Diese schreckliche Leichtigkeit, diese Misbräuche, die, ein Schandpfahl der Vorzeit, noch immer fortdauern und das Herz der Nachwelt verwunden, sie sind es, und sie allein, die ich angreife. Schonung dem

Fehlenden und Hochachtung, wenn er sie anderweitig verdient; aber Vernichtung, Vernichtung dem Uebel!"

Dies waren die Veranlassungen und die Entstehungsgeschichte der ersten Schrift, mit der ich in die deutsche literarische Welt trat.

„Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts." Ein Beitrag ꝛc. von G. Merkel. Non ignarus mali, miseris succurrere opto. Leipzig, 1796."

Sie hat so viel Aufsehen gemacht und, was natürlich unendlich mehr werth ist, so glückliche Folgen gehabt; man hat über ihren Ursprung und ihre Zwecke so viel gefabelt, mir sogar zuweilen ihre Abfassung bestreiten *) wollen: daher glaubte ich umständlich darüber sprechen zu dürfen. Sie war das Product

*) Mein Aeußeres und mein vielleicht schüchternes Benehmen, muß in auffallendem Widerspruch mit dem Eindrucke gestanden haben, den die Schrift gemacht. Im Sommer 1797 reiste die berühmte Frau von der Recke durch Weimar und verlangte, mich kennen zu lernen. Ich willigte ein, mich ihr im Park durch Böttiger vorstellen zu lassen. Bei meinem Anblicke rief sie mit Kopf-

eines jungen für Recht und Wahrheit leidenschaftlich fühlenden Mannes, der aber vorher Kritik studirt und sich mannigfach schriftstellerisch geübt hatte. Jünglingen kann ihre Geschichte vielleicht nützlich seyn, wenn auch Psychologen und Literatoren sie nicht wichtig finden.

Hatte ich vormals meine poetische Tändeleien aus Verschämtheit geheim gehalten, so gebot mir jetzt die Klugheit, dasselbe mit meinem Plane und Manuscripte. Es wäre wirklich Gefahr zu fürchten gewesen, wenn Etwas über sie bekannt geworden. Gleichwohl beging ich die Unklugheit, jetzt weniger verschloßen zu seyn. Bei einem Besuche den ich in Riga machte, fragte mich Sonntag, was ich arbeite. Ich sagte es ihm und er warf den Wunsch hin, Et-

---

schütteln aus: „So jung!" Böttiger sagte verlegen: „Aber er hat alte Bücher gelesen! Ich hatte Selbstgefühl genug hinzu zu setzen: Bonaparte, der so viel Siege erfochten hat, ist nur zwei Monate älter als ich. — Als ich 1798 zu Hamburg Leonhard, Wächter, Veit Weber, kennen lernte, rief er aus: „So klein! Ich glaubte der Verfasser der Letten müßte so hoch seyn wie der Ofen." Im Gespräche erzählte er bald nachher eine Greuelgeschichte aus Meklenburg, die mich so ergriff, daß ich mit funkelnden Augen aufsprang. „Nun glaub' ich, rief er, daß Sie die Letten geschrieben haben."

was von meinem Manuscripte zu sehn. Ich schickte ihm die Einleitung und schrieb ihm dabei: „Ganz darf ich Ihnen meinen Versuch nicht schicken, da ich entschlossen bin, allen unangenehmen, doch immer möglichen Ereignissen allein entgegen zu gehn.“

Mein Brief, den Sonntag mir 28 Jahr später für meine Sammlung zurück gab, war vom 11. November 1795. Kurz darauf wurde zu Riga ein adliger Landtag versammelt. Sonntag hatte die Eröffnungs-Predigt gehalten und darin mit aller Kraft der Kanzelberedsamkeit für die Bauern gesprochen. Der Adel hatte nicht nur den Druck derselben verlangt, sondern dem Redner auch eine goldne — ich weiß nicht ob Uhr oder Dose votirt. Auch ich hatte die Predigt mit Bewunderung gelesen, selbst manche Anklänge aus meiner Einleitung darin zu finden geglaubt. Desto schwerer fiel es mir aufs Herz, daß ich keine Antwort von Sonntag erhielt. Sollte er meinen Styl zu schlecht gefunden haben? Oder sollte meine Sendung, oder seine Antwort in unrechte Hände gefallen, und unterschlagen seyn? Das Leztere schien früher schon mit mehrern Briefen geschehen zu seyn, in denen mit mir über eine sehr vortheilhafte Hofmeisterstelle unterhandelt wurde. — Diese

Vermuthungen schlugen mich so nieder, daß ich mehrere Wochen alles Fortarbeiten ruhen ließ. Ein Zufall erhob mich wieder.

Bei meinem Besuche den ich wieder dem benachbarten Prediger machte, traf ich, nach einer langen Reihe von Jahren zum erstenmal, mit meinem ehrwürdigen Religionslehrer, Pegau, zusammen. Ich begrüßte ihn fast mit einem Freudenschrei. Auch er äußerte sich mit großer Herzlichkeit. In dem nachfolgenden Gespräche schien er durch mancherlei Wendungen zu prüfen, was wohl aus seinem ketzerischen Confirmanden, dem er so wohl wollte, geworden sey? — bald aber ging es auf den gewöhnlichen Gegenstand über, auf den Zustand der Bauern. Er sprach mit Einsicht und Wärme. Zur Nacht bekamen wir ein gemeinschaftliches Schlafzimmer, und hier theilte ich ihm meinen Plan mit. Er erkundigte sich genau nach dem Charakter meiner Schrift, lobte, was ich ihm davon sagte und die Absicht, ging aber dann zu Besorgnissen für mein Loos in den mir so fremden Deutschland über. Sein Lob hatte mich zu sehr erfreut, als daß ich auf seine Sorge großes Gewicht gelegt hätte. Fata inveniant viam! rief ich, und wir schliefen ein. — Am folgenden Morgen fuhr er

frühe weg und es fand sich keine Gelegenheit mehr, über den Gegenstand zu sprechen, aber beim Abschiede flüsterte er mir mit festem Händedruck zu: I bonis avibus! I pede fausto! — Fünf und zwanzig Jahr später, hielt ich mich für sehr glücklich, daß der verehrte alte Freund ein Paar Tage in meinem Hause verbrachte, jener „Nacht des Vertrauens" ward oft gedacht.

Mein Zusammentreffen mit Pegau hatte meinen Muth wieder zum Fortarbeiten belebt und seine Erwähnung Deutschlands bewog mich nur folgende Apostrophe nieder zu schreiben, die das eigentliche Werk schließt.

— „Ihr Edleren aus jedem Volk! Ihr, die ihr die wahre Menschheit ausmacht! Erhebt eure Stimme mit mir! Sucht nicht mehr Gegenstände eures Mitleidens jenseit des Oceans! Seht hier, in Europa, in eurer Nachbarschaft Nationen, die in ihrem eignem Lande unglücklicher sind als der Afrikaner, den die Habsucht nach Amerika schleppte. Philosophie und Menschenliebe sprachen für diesen, und sein Loos ward milder. Wohlan, Philosophen, Menschenfreunde! Vereinigt euch, auch den Europäischen Tyrannen zu sagen, daß ihr Verfahren verabscheuungs-

werth ist. Sagt es laut, werdet nicht müde, es zu wiederholen, daß der Herabwürdiger seines Bruders, selbst tief unter dem bösartigsten Thiere steht. Beweist es der verblendeten Habsucht, daß ihr eigner Nutzen, ihre und ihrer Kinder Sicherheit es fordert, menschlich zu seyn. Endlich muß man euch hören und der Tyrannensinn voll glühender Schaam zur Hölle zurückfliehn." —

„Sey die Katastrophe, die das Schicksal der Letten entscheiden wird, welche sie wolle! Ich lege es nieder dies Werk, vor die Augen der Menschheit, als ein Actenstück zu dem schrecklichen Processe, den früh oder spät die Zukunft gegen die Unterdrücker meines Vaterlandes beginnen wird. Sie richte! — Sie richtet dereinst! Zittert Tyrannen eurer Brüder! Fürchterlich richtet sie — bald!"

Mein Aufruf wurde nicht überhört und — Ehre dem ehrwürdigen Paulus! — seine Stimme war die erste, die sich in Deutschland für die Sache erhob. — Ich kehre zurück zur geheimen Geschichte meines Manuscripts.

Fortsetzung.

Endlich, am 9. Januar 1796, antwortete Sonntag und sein Brief vermied durch einen sichern Umweg, den für meine Correspondenz gefährlichen Punkt. Sonntag entschuldigte sein langes Schweigen mit einer angewöhnten Saumseligkeit; aber der Inhalt verrieth mir eine andre Ursache. Es war dem reinen, graden Sinne des edeln Mannes schwer gewesen, eine Wendung zu finden, durch die er mir seine wahre Meinung mittheilen konnte, ohne sie auszusprechen, und ohne auf irgend eine Weise, bei einem möglichen Falle compromittirt zu werden, was in seinen Verhältnissen sehr gefährlich gewesen wäre, ohne der Sache die er billigte, zu nützen. Er schrieb ausdrücklich:

„Zuvörderst, gel. Fr., danke ich Ihnen für Ihre freundschaftliche Delicatesse, mich durch — Collaboratur an Ihrem Werke nicht compromittiren zu wollen. Allerdings würde die Hinsicht auf meine bürgerlichen Verhältnisse mich in einige Verlegenheit gesezt haben. — — — Was anerkannt guter Zweck, darauf muß Jeder hinwirken; aber Jeder darf, ja soll es auf seine Weise und nach seiner Lage.

Und da sehen Sie ohne mein Erinnern, wie mir mein Standpunkt Manches verbeut, was der Ihrige mehr als bloß begünstigt."

Ich hatte ihn nur um eine strenge Kritik des Vortrags gebeten: das Ablehnen der Theilnahme war also offenbar nur eine Vorsichtsmaßregel, in Rücksicht auf das Schicksal des Briefes, die ich nur billigen konnte. Er fuhr fort:

„Ihr Buch ist geschrieben. Soll es ohne Weiteres unterdrückt werden? Möchte Das sagen, wer da wollte: Sie würden sich nicht darnach richten und ich würde vor mir selbst erröthen, wenn ich den muthigen Versuch eines sich aufopfern wollenden Menschenfreundes mit einem solchen Rathe zurück zu weisen fähig wäre. „Also gedruckt?" Vielleicht — wahrscheinlich wird es das — mit oder ohne meine Zustimmung. Es läßt sich dawider, es läßt sich dafür sprechen."

Sonntag meldete mir nun, daß im nächsten Sommer ein Ritterschafts-Convent Statt haben würde, um die Bauern-Angelegenheit, die schon auf dem Landtage mit Theilnahme berathen worden, zu ordnen, und schlug mir vor, diesem Convente mein Manuscript zu zustellen, — anonym versteht sich; —

„mit der Versicherung etwa, daß wenn nicht thätige Maaßregeln zur Abhelfung dieser Beschwerden der Menschheit genommen würden, dann vor ganz Europa" u. s. w.

„Daß sie den Predigerstand mit aufs Sündenbänkchen setzen wollen, verdenke ich Ihnen, so weit ich die Sache aus der Ferne her sehe, — gar nicht. Nur hätte der Staat nicht das Interesse des Predigers auf so mannigfache Weise mit dem Interesse des Edelmanns verschlingen sollen. Doch wer nur will als Mensch, kann immer auch als Bürger viel."

„Der Styl der Einleitung gefällt mir außerordentlich. Er vereinigt männliche Würde der Gedanken mit Jugendkraft der Darstellung. Nur die erste Seite ist Declamation und — muß das seyn, weil u. s. w.

Ich strich die Stelle des Manuscripts weg, noch ehe ich weiter las: Sonntag's Urtheil galt mir sehr viel.

Wer den bis zur Heftigkeit offnen, reinen, graden, edlen Charakter des Unvergeßlichen kannte, wird leicht begreifen wie viel Mühe und Anstrengung ihm dies künstlich berechnete Schreiben gekostet haben mag. Mich betrübte es sehr, und machte mich auf viele

Stunden uneins mit mir selbst. Ueber seinen wahren Sinn und darüber, daß der gemachte Vorschlag nicht ernstlich gemeint seyn konnte, war ich keinen Augenblick ungewiß, aber die sorgsame Vorsicht Sonntags flößte mir, ich gesteh'es, auch Besorgnisse ein, die ich vorher nicht hatte. Ich ging im Geiste alle die Opfer durch, die ich zur Ausführung meines Planes bringen mußte. Die Ungewißheit seines Gelingens, und nun auch meiner eignen Zukunft in Deutschland, schien mir plötzlich so schreckend; — Ich brachte den Abend bis Mitternacht mit mir selber kämpfend zu. In der Nacht schlief ich indeß ruhig und fest, und als ich am Morgen wieder gestärkt erwachte, war mein erster Gedanke: Was wäre der Mensch, der die erste Möglichkeit seines persönlichen Misgeschickes, in die Waage legte gegen die Wahrscheinlichkeit, das Elend von Millionen zu mildern? — Mit diesem Gedanken sprang ich aus dem Bette, schrieb Hn. v. T. mein Aufkündigungs-Billet, und schickte es sogleich ab.

Was mich vorzüglich zu dieser Eile bestimmte, war Sonntag's Nachricht vom bevorstehenden Adels-Convente. Ich wünschte schon auf diesen zu wirken. Mir unbewußt, ging zugleich über meinem Haupte eine

wahre Schicksalsstunde hin. Jezt war es mir möglich im Frühjahre nach Deutschland zu gehn, und meine Schrift erschien im Sommer, und wirkte in Liefland weit über meine Erwartung. Wenige Monate nach ihrem Erscheinen, starb Katharina die Große. Ein dem Ihrigen entgegengeseztes Regierungs-System wurde herrschend. Es wurde den Rußischen Unterthanen verboten, ins Ausland zu reisen, die dort befindlichen wurden zurück berufen und eine strenge Censur wurde gegen alle einkommende Schriften eingesetzt. Hätte ich meinen frühern Vorsatz ausgeführt, erst im Frühlinge meine Stelle aufzukündigen und im Spätsommer hinaus zugehn: meine Schrift wäre entweder gar nicht gedruckt worden, oder sie hätte nicht mehr nach Liefland gelangen können, um früh zu wirken.

— Nach meinem jetzigen Entschlusse ging ich zu Anfange Aprils nach Riga. Hier sprach ich mit Niemand über den Zweck meiner bevorstehenden Weiterreise, selbst mit Sonntag nicht, der ihn wohl erkannte, aber eben deshalb auch nicht davon redete. Nur Groß theilte ich ihn mit, als ich am Abend vor meiner Abreise mein Manuscript, das ich versiegelt bei ihm niedergelegt hatte, in Empfang nahm. Ich

mußte es aufbrechen und ihm die Einleitung vorlesen. Die Wirkung die sie auf ihm machte, wahr sehr Charakteristisch für seine Ueberreizbarkeit. Nachdem er mich einmal über das andre umarmt hatte, riß er mich fort, trotz dem garstigen Schlackwetter und der Dunkelheit, einen Spazierlauf mit ihm durch die damals sehr schmutzige Vorstadt zu machen, wobei nur von meinem Plane lebhaft gesprochen wurde. Menschen seiner Art ist es Bedürfniß, bei jeder hohen Aufreizung des Gemüthes, auch dem Körper heftige Bewegung zu geben.

Mit dem ersten Schiffe das im Frühjahre von Riga nach Deutschland abging, reiste ich dorthin; wo also die Schilderungen meines zweiten Bandes dieser Schrift geschöpft seyn werden.

— Für die meisten Leser in Liefland glaub' ich zu weitläuftig über ein Buch gesprochen zu haben, daß nach meinem Tode wohl nebst seinen Wirkungen, in der Geschichte der Ostsee-Provinzen nicht vergessen werden möchte; aber in Deutschland ist es anders. Dort können die hochfahrendsten, allwissendsten Kritiker sie nicht, da die Quelle ihrer Allwissenheit, das Conversations Lexikon in seiner neuesten Ausgabe, von mir und meinen Schriften nicht

sprechen soll! — Ein halbes Wunder wär' es, wenn sich das jetzige lesende Publicum nach allen den ungeheuern Schickungen, die über Deutschland schalteten, noch der etwanigen Wichtigkeit einer vor beinahe einem halben Jahrhundert erschienenen Schrift erinnerte, die zwar zur deutschen Literatur gehört, aber für ein, Deutschland fremdes Interesse geschrieben wurde. Es ist also wohl nicht überflüßig, zwei Thatsachen darüber anzuführen.

Im Jahre 1804, also acht Jahr nach dem Erscheinen des Buchs „Die Letten, vorzüglich in Liefland," und nur zwei nachdem mein Wannem Ymanta, im Begriff in den Todeskampf für sein Volk zu gehn, zum prophetischen Traumbilde Kaisers Alexander emporrief: „Retter, ich glaube an Dich!" unterzeichnete der menschenfreundliche Monarch eine Bauerverordnung für Liefland, worin die Vorschläge meiner Schrift, zu Landesgesetzen wurden, als Vorbereitung zur Bauerfreiheit, die, auch nach dem Vorschlage in jener Schrift, nach zehn Jahren eintreten sollte, und vom Jahre 1816 an verhandelt, im Jahre 1819 in allen drei Provinzen de jure in Kraft trat, und es jährlich mehr auch de facto thut. Vollendet werden kann eine solche Umwandlung erst mit

der zweiten oder dritten Generation in der Freiheit geborner Staatsbürger.

— Ferner: Im Jahre 1838, also 42 Jahr nach Erscheinung der „Letten,“ ließ eines der Häupter der Liefländischen Ritterschaft selbst, Herr Landrath Samson von Himmelsstiern, Kais. Staatsrath und Ritter, Präsident der Provincial-Gesetz-Commission für Liefland und Mitredacteur der Liefländischen Bauerverordnung von 1819, welche die Freilassung der Bauern aussprach, — hochgeachtet als juristischer Schriftsteller und geliebt als Dichter, ein Mann von mehr als 60 Jahren, — kein persönlicher Bekannter von mir, — „einen historischen Versuch über die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen,“ drucken und sagt darin:

„Wir erinnern uns noch — mit einer in der That gemischten Empfindung des Eindruckes, welchen in neuern Zeiten die Schriften auf uns machten, die aus der Feder manches Menschenfreundes flossen, der sich die Lage des Bauernstandes in den Ostseeprovinzen, zu Herzen nahm. Einige dieser Schriften wurden überhört und übersehen; andern begegnete man von Anfange her mit einer Feindseligkeit, die weder Mißkennen der Absicht des Verfassers, noch

Geringschätzung seines Schriftsteller-Talents, sondern, aufrichtig gesagt, das beschämende Gefühl der Wahrheit dessen, was er im Feuereifer gedacht und geschrieben hatte, bezeichnete."

„Es fällt in die Augen, daß ich unter dem Lezten nicht einige hämische, geistlose Scribler, die nur sich selbst in ihren Zerrbildern gefielen, — sondern den Herrn Dr. Merkel meine."

„Die Zeit der Anklagen und Fehden ist vorüber und Niemand wird mehr verdächtigt wegen seiner politischen oder patriotischen Ansicht des Hn. Dr. Merkel. Man hat, so viel ich weiß, keinen Tadel zu fürchten, wenn man — abgesehn von etwanigen Widerspruch — unverholen bekennt, daß der Hr. Dr. Merkel ein großes Verdienst um die erfreuliche Umgestaltung der Dinge in Betreff der Bauern habe. Er sprach mit Leidenschaft, aber mit Wahrheit. Die Leidenschaft war Eifer für die gute Sache, und ist daher nicht allein zu entschuldigen, sondern auch vollkommen zu rechtfertigen. Die Wahrheit dagegen, — wie oft verstimmt sie nicht nur, sondern wie oft verlezt sie auch so empfindlich, daß man den Eindruck nothwendig überträgt auf den, der sie wohlmeinend zu Tage fördert."

„Hätte der Hr. Dr. Merkel nicht mit der Leidenschaft gesprochen, welche seine Sprache eben so begeisterte, als sie sein Herz erwärmt hatte: so würde er gewiß mit seinen Vorgängern gleiches Schicksal gehabt haben. Man hätte ihn überhört und übersehn, gleich ihnen. u. s. w."

Ein solches Zeugniß von solchem Manne ist in der That ein hoher Lohn, werth, daß man sich dessen rühme, — und wird hoffentlich bei Lesern in Deutschland entschuldigen, was vorzüglich für Liefländische geschrieben wurde.

Ende des ersten Bandes.

Erster Anhang.

Charaktere und Schilderungen aus Preussen, im Jahre 1805.

Mit einer Art Erstaunen hab' ich die Wichtigkeit gesehen, die man in Deutschland auf das Tagebuch zu legen scheint, das der bekannte Schriftsteller Fr. von Gentz, kurz vor der Schlacht bei Jena im Preußischen Hauptquartiere geführt haben will, und das in England zuerst Publicität erlangte. Ich sehe darin nichts als den Bericht eines Spions gegen sein eignes Vaterland, an zwei Mächte in deren Sold er stand und deren Unterstützung, auf die Preußen rechnete, vielleicht grade durch diesen Bericht gelähmt wurde. Neues von historischem Werthe enthält die Schrift durchaus nicht. Die Charaktere die er aufstellt stehen gerade ebenso gezeichnet in zwanzig

Schriften, die bald nach der Unglücks-Epoche erschienen. Ueber die Unfähigkeit des veralteten Herzogs von Braunschweig, das Obercommando zu führen, die Charakter-Schwäche des Grafen Haugwitz, das für hochverrätherisch gehaltene Verfahren Lombard's, die eigensüchtige Doppelseitigkeit des geschmeidigen Lucchesini u. s. w. kann seit einem Menschenalter nur Derjenige in Ungewißheit sein, der die Geschichte jener Zeit nie aufmerksam beachtete. Auch in dem wenigen Detail der Begebenheiten in der Schrift, hab' ich durchaus nichts Neues gefunden, als daß das Manifest, das Lombard schmiedete und von Gentz übersetzen ließ, um ihn hernach für den Verfasser gelten zu lassen, vor dem Druck und der Publication weder dem Könige vorgelegt worden, noch die Zustimmung eines Ministers erhalten hatte. Die empörende Charakterlosigkeit der Compilation ist dadurch vollkommen erklärt; aber man glaubte längst, daß sie mehr darauf berechnet gewesen, Preußen herab zu würdigen, als es zu vertheidigen und ihm Freunde zu gewinnen. Wird alles dieses abgezogen, was bleibt übrig? Nichts als die Nachrichten von der auszeichnenden Weise, mit der Gentz von zwei Ministern und mehrern Generalen behandelt worden zu seyn

versichert, und die Raisonnements, die er gemacht haben will, die aber schon damals zu spät kamen, um zu wirken, und deren Mittheilung jetzt, nach 33 Jahren, bis zum Läppischen nichts sagend wären, wenn sie nicht zum Tagebuche gehörten. Die Behandlung, die Gentz im Hauptquartier bei den Vornehmen fand, darf übrigens nicht der Achtung zugeschrieben werden, die sie für ihn hatten. Bekannt war er mit den Meisten von ihnen längst, da er das ansehnliche Eingebrachte seiner Frau zwei oder dreifach in vornehmen Zirkeln verschwelgt hatte; aber seine übertriebene Leckerhaftigkeit und Ueppigkeit hatten ihn in Berlin zum Mährchen der Stadt gemacht, und die Weise, wie er Mittel zur Fortsetzung seiner Lebensart suchte, als er weder Vermögen noch Credit mehr besaß, hatte ihm eine so allgemeine Geringschätzung zugezogen, daß diese und seine Gläubiger es eigentlich waren, was ihn aus Preußen vertrieb. Er war indeß als talentvoller Kopf anerkannt und die Preußischen Vornehmen setzten Ehre darin, für Gönner guter Köpfe zu gelten und sie selbst als Freunde zu behandeln. Er war ins Hauptquartier berufen, ohne daß man wußte, wozu: es schien als wenn ihm eine wichtige Rolle zugetheilt worden, er großen Einfluß

schon besitze oder bald erhalten werde. Nehme man die lange Weile eines unthätigen Lagers hinzu, in dem nur zwei oder drei Politiker eigentlich Geschäfte hatten, und Alles ist erklärt.

Eine Seite dieser Schrift macht es bedenklich, sie auf sich beruhen zu lassen. Gegen die Wahrheit dessen, was sie erzählt, weiß ich nichts einzuwenden; aber sie sagt die Wahrheit nur halb, und das führt leicht zu einer falschen Ansicht der Geschichte. Ich halte es für einen Act der Pietät gegen Preußen, wo ich acht Jahre lebte, das ich als mein zweites Vaterland und wo man mich als einen Eingebornen betrachtete, aus meiner Chronika mitzutheilen, was mir zum Theil in einem sehr hochachtungswerthen, dem Hofe nahe stehenden Zirkel vertraut wurde, und was ich theils als Zeitgenosse selber sah.

Nach dem Urtheile der Einsichtsvollsten, die ich darüber zu Berlin sprach, war das Unglück Preußens noch eine Frucht der vorhergehenden Regierung. Diese hatte den Schatz Friedrichs des Zweiten in wenig Jahren geleert, verschwendete das laufende Einkommen des Staates und ließ dem Nachfolger

eine sehr bedeutende Schuldenlast zurück. Der junge Monarch sah es für eine Ehrenpflicht an, sie zu tilgen, so schnell es sich thun ließ: bei diesem rechtlichen, hausväterlichen Bestreben aber konnte sich, trotz der verhältnißmäßigen Einfachheit des Hoflebens, nur sehr langsam wieder ein Schatz bilden, und ein reicher war noch nach acht Jahren nicht vorhanden. Diesem Umstand vorzüglich muß der Gang zugeschrieben werden, den die Preußische Politik nahm und den man ihr oft so bitter vorgeworfen hat. Sie konnte keinen andern einschlagen, als: die Rolle einer Macht ersten Ranges, die Friedrich der Zweite dem eigentlich armen und kleinen Staate auferlegt hatte, nur durch Unterhandlungen und Tractate fortzuführen, von denen man zurücktreten mußte, sobald sie durch einen Aufwand bethätigt werden sollten, den man nicht zu machen vermochte. Das große Heer wurde dabei eine unnütze Last, die man gleichwohl nicht erleichtern durfte, so sehr sie, bei der engsten Sparsamkeit, *) drückte. Die Beschränktheit

*) Es hatte Jemand einmal berechnet, daß man ein paarmal hunderttausend Ellen Leinwand ersparen würde, wenn die Westen der Soldaten ohne Rückentheil an die Röcke angenäht würden, und es geschah bei der ganzen Armee.

des Schatzes galt bei Männern, die genau unterrichtet sein konnten, für die Hauptursache, aus der Preußen bis 1805 Oesterreich seine Kämpfe gegen Frankreich allein bestehen ließ, und als es in diesem Jahre eine vergebliche Anstrengung gemacht hatte, veranlaßte wiederum die Ebbe in den Geldgewölben die schnelle Rückkehr zum Friedensfuße im Heer, indeß der Frieden doch nur durch einen Tractat gesichert schien, dessen Arglist man durchschaute und den man für herabsetzend erkannte. Englische Subsidien hätten zum Theil aushelfen können, aber das gerechte Selbstgefühl verbot dem Könige, sich von dergleichen abhängig zu machen, so lange es sich vermeiden ließ, und im Jahre 1806 hatte Napoleons Arglist Preußen mit England in Krieg verwickelt.

Ein zweites, noch schlimmeres Erbtheil, als die Leerheit und Verschuldung des Schatzes, war ein Gewimmel von hinterlistigen Heuchlern, Ausschweiflingen von schwachem Charakter und schmutzigen Habsüchtigen die, nach dem Urtheil des Publicums, selbst keinen Verrath scheuten, der bezahlt wurde. Die Häupter dieser bisher um den Thron gelagerten Harpyien fühlten wohl, daß ihre Rolle ausgespielt sein würde, sobald der neue Monarch die Regierung

ergriffe, aber sie strebten darnach, wenigstens einen Freund bleibend in seine Nähe zu bringen. Der bisherige Cabinetsrath des Prinzen, ein Mann von schlichtem, sehr ehrenwerthen Charakter, war so kränklich, daß seine Stelle bald erledigt werden mußte. Die verworfene Clique beschloß den Versuch, Einen aus ihrem Mittel an seine Stelle zu bringen.

Die Intrigue durch die es geschehen sollte, hatte indeß besondere Schwierigkeit. Der ernste, streng moralische Charakter des künftigen Monarchen bot keine der gewöhnlichen Schwächen zur Benutzung dar. Ein hochachtungswerther Zug seiner Gesinnung sollte dazu dienen. Engel hatte zum Beschluß der moralischen und politischen Vorlesungen, die er dem Kronprinzen gehalten und als bleibende Recapitulation derselben, seinen „Fürstenspiegel" geschrieben. Nächst seiner „Theorie der Dichtungsarten" ist diese Schrift wol das Schwächste, was aus der Feder des geistvollen Gelehrten geflossen ist; aber der Prinz achtete seinen alten Lehrer hoch und war ihm gewogen, nahm die Schrift mit Vergnügen an, las und lobte sie. „Das also, dachte die Clique; Das!" und der talentvollste Genosse, wenn auch nicht ihrer bisherigen fanatischen und politischen Frevel und Intriguen,

doch ihrer Orgien, erhielt den Auftrag, sich recht weise und moralisch zu masquiren. Gentz fertigte sein bekanntes Sendschreiben an. Es wurde Engeln, wie ich aus dessen Munde weiß, zur Durchsicht mitgetheilt, um recht gewiß zu sein, daß sein Charakter treu nachgeahmt worden. Engel sah darin nur eine gedrängte, wohlklingende Wiederholung seiner Rathschläge, und wollte seinem ehemaligen Schüler wohl: *) er billigte das Schreiben, und — am Abende nach dem Regierungsantritte, fand der König es auf seinem Nachttische. Die Grundsätze und Ansichten darin machten Anfangs einen guten Eindruck auf ihn, und der Cabinetsrath Mencken selbst empfahl es dem

*) Engel dachte indeß wenigstens später eben nicht vortheilhaft von ihm. Einst wurde sein Schriftsteller-Talent, vorzüglich sein Styl und sein Argumentiren gepriesen. Engel schwieg lange; endlich aber brach er mit einiger Heftigkeit los: „Nach meiner Schätzung, sagte er, sind Zweck und Absicht die Seele jeder Schrift; die Gedanken, die man dazu vorträgt, sind der Körper; der Styl mit allen seinen Theilen ist das Gewand, worin man diesen hüllt. Herr Gentz hat seine Zeuge zu diesem immer gut gewählt, gut zugeschnitten, gut gefaltet; aber wenn ich seine neuesten politischen Schriften betrachte, scheint es mir oft, es stecke, wenn auch ein wohlgewachsener, doch kein rechtlicher Mann im schönen Rocke.

Könige als beachtungswerth; doch sobald man den Verfasser entdeckte, durchschauete man auch den Plan, der es hervorgebracht hatte, und warf es bei Seite. Daß ein Gentz Tugend und Weisheit lehren wollte, war in der That auch allzu komisch und — unverschämt.

Dies ist die Geschichte des famösen Sendschreibens, wie sie mir im Vertrauen mitgetheilt wurde, als ich zwei Jahre später nach Berlin kam. Merkwürdig ist es nur durch seinen geheimen Zweck und durch den Widerspruch in dem sein recht verständiger, aber alltäglicher Inhalt mit den spätern Grundsätzen und dem Treiben des Verfassers steht. Er, späterhin der ärgste offen und geheim wirkende Feind der Preßfreiheit, sagt zum Beispiele im Sendschreiben:

„Von Allem was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck der diesen trifft, ist nicht bloß schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch weil er unmittelbar das Böse befördert.“ Nachdem er diese Wahrheit recht gut dargethan hat, ruft er dem Könige zu: „darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung.“ —

Man sagt in einer seiner Schriftensammlungen, Gentz habe in seinen spätern Jahren an dies Sendschreiben gar nicht erinnert werden mögen. Das begreift sich leicht. Er konnte die Larve der Rechtlichkeit und der Wahrheitsliebe, die er vorgelegt, nicht betrachten, ohne vor der Häßlichkeit seines wahren moralischen Gesichts zu erschrecken.

Was mit Gentz mißglückt war, gelang indeß auf einem andern Wege, wenn auch nicht zum Vortheil der von allen Ständen verabscheueten Genossenschaft. Die Häupter derselben, die Gräfin Lichtenau ꝛc., traf unter der neuen Regiernng ihr verdientes Schicksal; nur in zu milder Gestaltung, sagte die öffentliche Meinung. Zwei ihrer untergeordneten Glieder blieben zurück in dem Cabinet, und sie reichten hin, dem Staate den Untergang zu bereiten: Graf Haugwitz uud der damalige Cabinets-Secretär Lombard. Beide galten dafür, nur gelegentliche Werkzeuge gewesen zu seyn; eigne strafwürdige Handlungen warf man ihnen nicht vor, und so hielt es der edelsinnige Monarch wahrscheinlich für ungerecht, sie aus ihrer Carriere zu entfernen. Den Erstern empfahl außerdem zur Schonung, sein gewandter, von einigen Halbta-

lenten und gefälligem Geist unterstützter Höflings-Charakter, und seine vornehme Geburt; den Andern das Fürwort des Predigers und Professors, später Geheime Rath Erman, der, so viel ich weiß, der Beichtvater des königlichen Paares war; — und außerdem seine hohe Brauchbarkeit für die französische Correspondence. Der dritte, aber entfernt lebende Mann zu ihnen, war der Marchese Lucchesini. Er war einst Vorleser und Nebengesellschafter Friedrichs des Zweiten gewesen: schon das erklärt ihn für einen Mann von hohen Gaben und hoher Bildung. Friedrich hatte, aus Mißtrauen, sagt man, ihn indeß nie zu etwas Bedeutenderm gebraucht, aber nach dessen Tode achtete man ihn doch zu sehr, um ihn bloß mit einer Pension bei Seite zu schicken. Man hatte ihn zu Gesandschaften gebraucht, und auch ihn ließ der junge Monarch in dieser Laufbahn. Als das Unglücksjahr Preußens eintrat, war Lucchesini schon seit geraumer Zeit Gesandter zu Paris, und sandte von dort, versicherte man, Berichte ein, nicht mit der Wahrheit die das Interesse seines Hofes forderte, sondern so gefärbt und beleuchtet, wie es seinem eigenen entsprach: denn er wünschte seine angenehme Situation so lange ununterbrochen fortdauern zu

sehen, als möglich.*) Uebrigens blickte der eigensüchtige Italiener auf den deutschen Hof, dem er diente, nur mit der kältesten Gleichgültigkeit auch wol mit Ironie hin. Diese drei unterstützten sich gegenseitig durch Intriguen, und schoben einander vorwärts, und als die Schicksalsstunde für Preußen herannahte, war sein hochherziger Monarch so vollkommen getäuscht, daß der politische Gang des Staates völlig von den Händen eines charakterlosen Höflings, eines Halbfranzosen, der Stolz darin setzte für einen ganzen zu gelten, und eines ränkevollen italienischen Glücksritters gelenkt wurde, dem nichts wichtig war, als sein eignes Wohlsein.

Dem Grafen Haugwitz hab' ich nie etwas Anderes schuld geben gehört, als Schwäche des Charakters, die in dringenden Verhältnissen auch Schwäche des Verstandes wird, und ihn zum leichtbethörten Werkzeuge für fremde Pläne machte. Anders urtheilte man über Lombard, der ihn unterjocht hatte, ohne eigentlich ihm an Geist überlegen zu seyn.

---

*) Auch das Gentzische Tagebuch bestätigt dies, schreibt aber seiner Gattin die Schuld zu, daß er falsche Berichte einsandte.

Der Cabinetsrath Lombard war der Sohn eines Friseurs in der französischen Colonie zu Berlin, die ihrer Sprache und mancherlei bei ihrer Ansiedlung ihr zugestandenen, und von Friedrich dem Zweiten erhöhten Begünstigungen wegen, sich für vornehmer hielt, als die deutsche Bevölkerung und nicht selten auch so behandelt wurde. Sie hatten ihre besondere bürgerliche Verfassung, besondere Kirchen, Gerichte und Gesetze, und mancher eingerissene Mißbrauch galt für ein ihr gehörendes Vorrecht. *) Sie bildete gleichsam einen Staat im Staate und ihre Glieder verband ein Gemeingeist, durch den Jeder es für Pflicht hielt, das Gedeihen jedes andern Gliedes, gegen die deutsche Einwohnerschaft zu befördern. Die Colonie war ein Gast, der den Herrn vom Hause hinter die Thüre zustellen suchte und ziemlich oft dahin gelangte.

*) So wurde zum Beispiel lange die Akademie der Wissenschaften als ein ihr eigenthümliches Institut behandelt. Alle Französische Prediger der Stadt waren Mitglieder derselben, oder glaubten ein Anrecht darauf zu haben, und auch die Fremden, die man aufnahm, mußten Franzosen sein. Daß Engel aufgenommen worden, galt ihnen für einen Bruch ihrer Privilegien, der indeß bald erweitert wurde.

Als Knabe zeigte Lombard in der Schule frühzeitig einen lebendigen Geist und mancherlei Anlagen. Er zog die Aufmerksamkeit des alten Erman auf sich, den die Colonie bewog ihn zum Studiren zu unterstützen, ihm dann eine Anstellung beim Cabinet zur Zeit der Lichtenau verschaffte, und ihm diese Laufbahn erhielt, als die Lichtenausche und Bischofswerdersche Herrschaft gestürzt war: Alles, sagte man, um der Vortheile willen, die man für die Colonie von ihm hoffte.

Lombard hatte indeß nicht nur vielseitige Fähigkeiten, sondern auch sehr lebhafte Begierden. Er war im Geheim einer der ärgsten Wüstlinge Berlin's und seitdem seine Nerven dadurch ruinirt waren, ein wütender Spieler, — sagte die öffentliche Meinung, deren Urtheile ich hier überall mittheile, ohne mein eignes aussprechen zu wollen. Jenen Lastern schrieb man es zu, daß er immer dürftig war, womit er gelegentlich gern pralte, als mit einem Beweise seiner Redlichkeit. Hätte der König seine Lebensart gekannt, so wären ihm Einfluß und Amt wahrscheinlich schnell verwirkt gewesen; aber er hatte in der Nähe des Monarchen einen vielgeltenden Vertreter: einen Mann, der an Charakter hoch über ihm stand,

und dem ich nie Etwas vorwerfen hörte, als seine Schwachheit für Lombard, die man einer häuslichen Gefälligkeit des Letztern zuschrieb, und seinen Zwist mit Hardenberg, den Lombard durch seine Intriguen entflammt haben und nähren sollte. Intriguen waren es, wodurch sich Lombard erhielt, und sich die Mittel zu seiner Lebensart verschaffte. Für das wirksamste Werkzeug dabei galt sein Bruder, den er bei dem Grafen Haugwitz als Privatsecretär anzustellen gewußt. Durch diesen bekam er den Minister ganz in seine Gewalt. Alle Fehlgriffe die dieser that, schrieb man auf Lombard's Rechnung, bei dessen geheimen Plänen Haugwitz nur Vollstrecker und Schuldträger sey, wenn sie mislangen.

Daß Lombard im französischen Interesse handelte, galt für ausgemacht. Im Grunde schien die ganze französische Colonie mehr für Napoleon als für Preußen gestimmt; aber sie enthielt viele sehr rechtliche und hochachtungswerthe Männer, die auch nicht der entfernteste Argwohn eines Verraths treffen konnte; nur gegen Lombard sprach er sich laut aus. Man nannte die Summe, mit der er bei seiner Sendung nach Brüssel, zu Napoleon, von diesem beschenkt, d. h. bestochen worden. (So viel ich mich erinnere,

6000 N.d'or.) Man schrieb seinen Ränken die schwankende Unentschlossenheit des Cabinets zu, in den Jahren 1805 und 1806. Daß Haugwitzens Politik über die männliche, feste Staatsklugheit Hardenbergs die Oberhand behielt, war ganz gewiß sein Werk, denn jene war ja die seinige. Ihm schrieb man daher das späte Ausrücken der Preußischen Armee im Jahre 1805 zu; ihre Rückkehr ohne Etwas gethan zu haben; den Wiener Tractat; die Verspätung der Rüstungen 1806 und der Russischen Hülfe, kurz alles Nachtheilige, wodurch Preußens Unglück herbeigeführt wurde. Daß die Verspätung des Manifestes, die tadelhafte Beschaffenheit und dann die übereilte Bekanntmachung desselben, ohne daß der König es gelesen, nur Lombard zugeschrieben werden kann, geht aus dem Tagebuche von Gentz schon hervor.

Der keckste und ärgste Streich seines Hochverraths wäre, wenn wahr, folgender Vorfall, den man als ganz bestimmt erzählte. Der König beschloß schon in der Mitte Septembers, Rußlands Hülfe aufzurufen, und um die Aufforderung recht sicher und schnell nach Petersburg gelangen zu lassen, wurde der Oberstlieutenant Krusemark mit ihrer Ueberbringung beauftragt. Lombard empfahl diesem

einen gewandten Menschen, der des Französischen vollkommen mächtig war, zum Reisediener und er wurde angenommen. Erst später erfuhr man, daß dieser Mensch, der zur Colonie gehörte, ein Vetter Lombard's war. Krusemark trug die Depechen auf der Brust, bis er in Petersburg anlangte; dort legte er sie, um sich sogleich zu ihrer Uebergabe umzukleiden einen Augenblick ab und ging ins Nebenzimmer: als er zurückkehrt, sind sie verschwunden, und alle Bemühungen Krusemarks und der Polizei sie aufzufinden, blieben vergeblich. Es war Nichts übrig, als einen Courier nach Berlin zu senden, nach einer neuen Ausfertigung derselben: es gingen ein Paar Wochen darüber hin und die Russische Armee, deren früheres Anrücken die Schlacht bei Jena entweder ganz verhütet, oder ihre Folgen schon in Deutschland gehemmt hätte, erschien erst auf dem Kampfplatz, als die Trümmern des Preußischen Heeres schon nach Ostpreußen zurückgetrieben waren, in die letzte Gränzprovinz.

Wie allgemein und fest die Ueberzeugung von Lombard's Hochverrath war, beweisen folgende Vorgänge. Als Ihre Majestät die Königin auf der Flucht von Berlin, in Stettin angekommen war,

fand auch Lombard sich ein, und erschien indem sie abreisen wollte, im Landschaftshause, wo sie abgestiegen war. So wie die Monarchin ihn ansichtig wurde, befahl sie dem Platzmajor ihn zu verhaften und stieg in den Wagen. Als ich einige Minuten später dorthin kam, fand ich die noch zahlreich Versammelten sehr aufgeregt, und hörte von mehreren Seiten: nun werde die Königin ihre Reise wenigstens sicher fortsetzen können. Man hielt also sein Erscheinen in Stettin für die Einleitung eines neuen Verraths. Die Stadt war voll Freude über seine Verhaftung, und als man Gastwirthe aufforderte, ihn auf der Hauptwache mit Betten und Speisen zu versehen, schlugen sie es ab: sie wollten keinen Verräther bedienen. Es war ein eigner, strenger Befehl des Gouverneurs nöthig, einen Gastwirth dazu zu bewegen; aber man erzählte, er habe erklärt, wenn es vorüber, werde er das Geschirr zerschlagen, aus dem Lombard gegessen, und die Betten verbrennen, worauf er geschlafen. — Einen Tag oder zwei Tage nachher fuhr in Cüstrin ein offener Wagen mit Wache ein. Es hieß, der darin Sitzende sei Lombard, und das Volk fing an, ihn mit Steinen zu werfen; es war aber der unglückliche G. von Bülow.

Sobald der König Lombards Verhaftung erfuhr, eilte ein Courier von Graudenz nach Cüstrin, wohin er bei Annäherung der Franzosen gebracht worden, mit dem Befehl, ihn in Freiheit zu setzen. Das Publicum sah darin nicht einen Beweis seiner Unschuld, sondern nur eine Erklärung, daß die Verhaftung auf incompetenten Befehl geschehen; denn die so allgemein verehrte Monarchin war keine Autorität im Staate. Man behauptete sogar, es sei in Cüstrin mit Trommelschlag auf den Gassen bekannt gemacht worden, Lombard sei nicht Verräther. Er selbst indeß erzählte zu Königsberg, wohin er floh, mit noch zitternder Stimme, wie die Postknechte, und wo diese fehlten, die Bauern, die ihm, ohne ihn zu kennen, Vorspann geliefert, davon gesprochen, wenn er des Weges käme, solle er tüchtig durchgewalkt werden. So fest waren selbst die untersten Klassen des Volks von seinem Hochverrath überzeugt. Uebrigens hörte seine Funktion als Cabinetsrath auf und der König ließ ihn nicht mehr vor sich.

War er schuldig oder nicht? Ich habe bisher nur die Ansichten mitgetheilt, die am Hofe, in der Hauptstadt und im Volke über ihn herrschten. Der meinigen nach, war er zu entnervt, und im Grunde zu

charakterlos, um eines eignen, bösartigen Planes fähig zu sein, aber auch um gegen Lockungen strenge an seiner Pflicht zu halten. Er hatte gewiß nicht die Absicht, Preußen zu Grunde zu richten; aber ebenso gewiß auch nicht Festigkeit genug, irgend einem Preise zu widerstehen, der ihn zu einzelnen verderblichen Maaßregeln verleitete, besonders wenn sie zum Vortheil seiner Nation gereichen sollte; denn, wie ich schon andeutete, er fühlte sich als Franzose. Er war ärger, als böse; er war schwach, gab seinen Schwächen mit Vorsatz nach, und erzwang das Gelingen der ihm aufgetragenen Pläne, durch Intriguen, die seine einzige Stärke waren.

Bei diesen Ansichten des Publicums zu Berlin, erfüllte es alle Patrioten mit den trübsten Erwartungen, daß das gemißbrauchte Vertrauen des edeln Monarchen, grade nur Haugwitz, Lombard und Lucchesini im entscheidenden Moment um ihn versammelt hatte; und die Verstimmung stieg, als man hörte, daß sogar Gentz in's Hauptquartier berufen worden. Man konnte nicht begreifen, wozu? das Manifest zu schreiben? Aber es gab ja andere, ehrenwerthe Männer, die Talent genug besaßen, die gerechte Sache Preußens zu führen; und man hielt sich

überzeugt, daß Lombard sich es nicht würde nehmen lassen, selbst dabei die Feder zu führen. Wozu also diesen Mann, auf den die öffentliche Meinung so schwer lastete, und der längst in fremdem Dienste stand? das hieß die öffentliche Stimme Lügen strafen, die Theilnahme tödten. Der Erfolg, und selbst Gentzen's Tagebuch beweis't, daß das Vorgefühl des Publicums über jenen Conflux schlimmer Charaktere, richtig war. Das Nachtheiligste aber war schon 1805 geschehen. — Ich kehre zu diesem Jahre zurück.

Damals herrschte im ganzen Preußischen Staate der lebendigste Enthusiasmus. Der schändliche Druck, unter welchem schon ein großer Theil Deutschlands ächzte, und der dem übrigen dasselbe Loos drohte; die Insolenz, mit welcher die Französischen Beamten und Generale, die Preußischen in Westphalen an der Gränze behandelten, oder doch zu behandeln versuchten; *) die schaam- und maßlose Insolenz der offi-

*) Der edel mannhafte Stein war damals dirigirender Minister Westphalens. Ein französischer General sah einen Reisewagen desselben, der ihm bequem schien, ließ ihn ohne Weiteres wegnehmen und Stein fragen, was er kosten solle? Stein antwortete: „Vier Kugeln!" und erhielt den Wagen zurück.

ciellen und nicht officiellen Zeitungen in Paris, gegen Deutschland, seine Fürsten und Völker; zuletzt noch der höhnende, verachtungsvolle Durchmarsch ohne Anfrage, den das französische Heer zuerst durch Hessen, das ein Alliirter Preußens war, dann durch die Preußischen Provinzen Anspach und Baireuth gemacht, hatte alle Gemüther empört. Der persönliche Freundschaftsbund zwischen Kaiser Alexander und dem Könige, erweckte die lebendigsten Hoffnungen, und als nun die Preußische Armee wirklich mobil gemacht wurde, flammte freudige Hoffnung in allen Ständen auf. Die einzelnen Provinzen erboten sich zu unentgeltlichen Lieferungen von so hohem Belange, daß der väterliche Sinn des Monarchen sie zum Theil ablehnte. Beurlaubte Soldaten strömten, ohne den Termin der Zurückberufung zu erwarten, zu ihren Fahnen, ja, ein Unterofficier von einem in Königsberg in Preußen stehenden Regimente, der auf drei Monate beurlaubt worden, um am Rhein eine für ihn wichtige Erbschaft zu ordnen, ließ diese im Stich, als die ersten französischen Truppen sich Norddeutschland näherten, nahm nur das nöthige Reisegeld davon und eilte nach Königsberg. Auch in den Städten, vorzüglich in Berlin, brach frohe

Begeisterung auf jede Weise aus, vorzüglich vor der Bühne. Nur die französische Colonie machte ernste Gesichter, und die Jüdische lauschte und flüsterte noch: nicht Beweis von Verrath, sondern von Fremdheit mit dem Staatsinteresse. Um diese Zeit verfaßte auch ein Officier den Festgesang: „Heil unserm König, Heil!“ der immer noch gesungen wird. Er erschien zuerst in meinem Freimüthigen. Da alle publicistische Stimmen in Deutschland verstummten, glaubt' ich, da meine Stimme in Norddeutschland die geltendste war, eintreten zu müssen. Ich erklärte, der Freimüthige solle künftig auch politischen Aufsätzen gewidmet seyn, und erhielt sogleich mehre dergleichen, zuerst von dem berühmten Böttiger in Dresden. Ich selbst machte mir es zum Geschäfte, die Rodomantaden und Impertinenzen des **Iournal de l' Empire**, des **Iournal de Paris etc.** zurückzuweisen und zu persiffliren. Um aber nicht bloß durch gelegentliche Entgegnung, sondern in offenem Kampf der niedrigen Anmaßung des französischen Cabinets und dem Halloh seiner publicistischen Schreier, ihr Recht widerfahren lassen zu können, machte ich den Plan zu einem Blatte, das bloß diese Bestimmung haben und unter dem Titel: „Der Zuschauer“ er-

scheinen sollte. Ich lud Johannes von Müller ein, sich mit mir dazu zu verbinden, nicht weil ich etwas Populäres und überhaupt zu meinem Zwecke recht Taugliches von ihm erwartete, sondern weil er in den Hofs- und Gelehrten-Zirkeln viel galt, und Viele, die meine Feinde waren, sich seinem berühmten Namen angeschlossen hätten. Er schlug ein, und ich legte nun den Plan dem Cabinete vor, mit der Bitte, mich bei der Ausführung durch Nachrichten und Weisungen zu unterstützen. Hierauf antwortete Cabinets-Rath Beyme:

Potsdam; 20. Novbr. 1805.

Sowohl der Zweck, den Ewr. Wohlgeboren bei Ihrer neuen Zeitschrift sich vorgesetzt haben, als der dazu entworfene Plan verdienen den Beifall eines jeden Patrioten. Ihre eignen Talente und die Talente Ihrer Mitarbeiter lassen etwas nicht Gemeines hoffen. Darum danke ich Ihnen nicht allein für meine Person, sondern ich kann Ihnen auch die Versicherung von dem Beifall Sr. Majestät des Königs geben; sodaß Sie sich bei der Ausführung des Beistandes der Regierung versichert halten dürfen. Wenn die Ausführung, wie ich nicht zweifle, der Erwartung

entspricht, so wird die Regierung Ihnen auch gern thätige Beweise Ihres Beifalls geben, und ich werde mir es zur angenehmsten Pflicht machen, Ihnen auf alle Weise dankbar und nützlich zu sein. Zwar kann die Preußische Regierung es mehr als irgend eine andere, entbehren, die öffentliche Meinung durch öffentliche Blätter zu stimmen, weil Ihr ganzes Thun in einer Reihe von Maßregeln nach einer unverrückten, weisen Maxime, laut und wahr genug zu ihren Unterthanen spricht. *) Aber in einer Periode, wie die jetzige, wo die Entschlossenheit der Regierung durch ungewöhnliche Anstrengung der Unterthanen unterstützt werden muß, kann eine solche Zeitschrift dazu dienen, den Enthusiasmus zu beleben und zu

*) Beyme war Cabinets-Rath für die innern Angelegenheiten des Staates. Das Bewußtsein des edeln durchaus redlichen Mannes in Rücksicht auf diese, war gegründet und füllte auch die Seele des verehrungswerthen Monarchen, aber in Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse, die Lombard und Haugwitz verwirrten, bedurfte kein Deutscher Staat mehr der öffentlichen Vertheidigung, als das geflissentlich in ein falsches Licht gestellte, verleumdete und verrathene Preußen. Und wie sticht Beyme's Selbstbewußtseyn ab von dem empörenden Manifeste, das einer Beichte über Fehlgriffe glich, die den König und den Staat in der öffentlichen Meinung herabsetzte.

erhalten, vorzüglich aber dem Auslande zu beweisen, daß, wer den König angreift, es mit der ganzen Macht der Unterthanen zu thun bekommt.*) Schon haben die Unterthanen dem Könige sehr sprechende und rührende Beweise davon gegeben. Es liegt in dem Charakter unserer Regierung nicht, viel zu sprechen, sondern zu handeln. Aber die Unterthanen erkennen aus den Handlungen der Regierung ihre Absichten, oder errathen solche vielmehr. Der König rüstet seine Armee und läßt solche zum Schutze seines Reiches ausrücken, während er rastlos daran arbeitet, den allgemeinen Frieden in Europa herzustellen, und darin den Frieden für sein eignes Reich und zugleich Genugthuung, die schönste die sich denken läßt, für widerfahrenes Unrecht zu suchen. Wir haben noch keinen Krieg, noch keinen erklärten Feind, und die Schritte der Regierung sind so wenig mit Glanz umstrahlt, daß sie überall, außer in den Preußischen

---

*) Man sieht, daß der Gedanke das Volk an dem Kriege Theil nehmen zu lassen, schon selbst am Hofe dunkel verschwebte; dunkel, denn man wird sogleich bemerken, daß selbst unter der Kraft des Volkes nicht die Arme desselben verstanden sind, sondern dessen Beutel.

Staaten, eher das Gegentheil, als die Aeußerungen des Patriotismus zu wecken geeignet schienen. Dennoch haben die Stände in den Marken, in Pommern und in Magdeburg, bei der ersten Nachricht von der Ausrüstung der Armee, sogleich ohne alle Veranlassung beschlossen, das zur Verpflegung der Armee erforderliche Getraide und Mehl dem Könige unentgeltlich zu liefern. Bürger und Bauern, und alle Classen von Unterthanen haben sich an die Stände enge angeschlossen und dadurch den übrigen Provinzen das Beispiel gegeben, so daß die Provinzen mit einander wetteiferten, die Lasten der Ausrüstung der Armee zu tragen. Die ganze Reinheit dieses edeln Wettstreites äußerte sich darin, daß keine ihr patriotisches Opfer zuerst darbringen, sondern alle gemeinschaftlich es dem Könige zu Füßen legen wollten. Jede aber ging in ihren Anstrengungen weiter, als es das Bedürfniß erforderte, und als ihre Kräfte es verstatteten. So hatte die Churmark allein dem Könige ein Geschenk von 10,000 Wspl Roggen notirt. Und dies Alles geschah in einem Jahre, wo man nur eben, durch die größesten Aufopferungen der Regierung, einer Hungersnoth entgangen war, so daß der König in's Mittel treten, das Opfer sich verbit-

ten, und damit keine Provinz über ihre Kräfte angestrengt würde, die Lieferungen für angemeßne Mittelpreise verhältnißmäßig auf das ganze Land vertheilen mußte. Wo hat man je ein so schönes Einverständniß zwischen Herrn und Volk gesehen? Wo anders als in Preußen kann man so Etwas erwarten? In Preußen allein, dessen Völker den 7 jährigen Kampf gegen ganz Europa ruhmvoll bestanden und nicht verzweifelten, als die Hauptstadt zweimal in die Hände der Feinde gerieth, als, nach den unglücklichen Schlachten bei Collin und Cunersdorff, fast alle Provinzen vom Feinde überwältigt waren, und der Staat nur in den Lagern der zusammengeschmolzenen Heere des großen und einzigen Königs zu suchen war.

Lange hab' ich angestanden, ob ich auch nur einmal diese Thatsache bekannt werden lassen sollte. Der Gedanke, daß das Verschweigen derselben eine Ungerechtigkeit gegen die heldenmüthige Nation sein würde, wozu Ewr. Wohlgeboren Plan mir Veranlassung gab, siegte endlich, und ich bitte Sie daher, den Vorgang ohne alle Schminke, die ihn nur entstellen würde im „Freimüthigen" zu erzählen und hiernächst in die Zeitungen übergehen zu lassen.

Ich komme in einigen Tagen nach Berlin, und da soll es mir sehr angenehm sein, mit Ihnen über Ihren Plan mehr zu sprechen.

21. Novbr. 1805. Beymè.

N. S. Ich komme heute schon nach Berlin und werde mich freuen, wenn Ewr. Wohlgeboren mich morgen gegen 1 Uhr besuchen wollen.

Dieser Brief, so sehr er meinen Plan begünstigte, machte einen trüben Eindruck auf mich. Von Beyme hatte ich größere, umfassendere Ansichten und Ideen erwartet, — wenn er einmal für gut fand, sich umständlicher gegen mich zu erklären. Dieses Trotzen auf die Theilnahme des Volkes an den König durch dargebrachte Getraide-Massen, von Seiten des Adels bewiesen, beklemmte mir die Brust. Mir schien, hier hätte nur davon die Rede sein sollen, daß das Volk sein eignes Wohl, nicht durch 10,000 Wispel Roggen, sondern durch Bereitwilligkeit und Vorbereitung zum Mitkämpfen, vertheidigen werde. Doch man scheute noch die Vorstellung von Wehrhaftigkeit des Volkes. Erst Spaniens und Rußlands Beispiel ermuthigte dazu. Endlich die abgebrauchte Parade mit dem 7jäh-

rigen Kriege.*) Sie war längst zur Floskel geworden, die Nichts wirkte, und jetzt, da es darauf ankam, die deutschen Völker zu gewinnen, sie für das gemeinschaftliche Interesse zu vereinigen, hätte jener Krieg gar nicht genannt werden sollen. Denn gegen wen war er eigentlich geführt worden, als gegen das übrige Deutschland? Und zu welchem Zwecke hatte er sieben Jahre lang dieses verheert? Die Erwähnung des siebenjährigen Krieges, mit dem die Preußen so gern prunken, erregt bei andern Deutschen nur Aerger und Widerwillen. Und das wußte oder bedachte Beyme nicht?

Ich ging am folgenden Tage zu ihm; es wurden noch einige Abreden genommen, und die Ankündigung des Blattes zum Anfang des Jahres, erging. Bald nachher fiel die unglückseligste der Schlachten für Deutsch-

---

*) Die Erinnerung an diesen Krieg schien mir überhaupt im gegenwärtigen Kriege Schaden zu thun. Friedrich II. hatte seinen jungen Neffen, wegen ein Paar glücklicher Gefechte gelobt, und man machte diesen als schwachen Greis zum Oberfeldherrn. Friedrich hatte von seiner Armee gesagt, der Himmel ruhe nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußens Geschick auf diesem Heere, und — unter ganz veränderten Umständen wollte man auch diesen Krieg mit ihm allein ausfechten, u. s. w.

land, die bei Austerlitz vor. — Ich besuchte Beyme wieder, um zu fragen, ob nach diesem Ereignisse die Erscheinung des Blattes nicht beschleunigt werden solle? „Wenn Sie jetzt noch den Muth haben, es zu schreiben?“ sagte er fragend. — Jetzt gerade scheint es mir am nothwendigsten, da die Hauptrolle des Handelns an Preußen gekommen ist. — „Nicht doch! Unsere Truppen sind auf dem Rückmarsche.“ — Ohne Anspach und Baireuth, wieder genommen zu haben? — „Man unterhandelt darüber. Haugwitz ist in Wien.“ — Haugwitz! wiederholte ich bang, und faltete die Hände unwillkürlich. Beyme bemerkte es und sagte: „Haugwitz ist ein sehr gewandter Unterhändler und hat bestimmte Instructionen. (Von Lombard! dachte ich seufzend.) Und wen hätten wir sonst schicken können? „Ich war im Begriff Hardenberg's Namen auszusprechen, aber mir fiel ein, daß, durch Lombard's Ränke, sagte das Publicum, Beyme und Hardenberg Todfeinde waren. — Das Erscheinen des Blattes, wurde bis zu Ende Februars verschoben, und sodann ganz aufgegeben.

Daß die Befürchtungen des Publicums, die mein nnwillkürliches Händefalten ausgedrückt hatte, — des Publicums, das heißt des Theils desselben, mit dem

ich lebte, — daß diese Befürchtungen gegründet gewesen, bewies der Erfolg sehr schnell. Das Vertrauen des hochgesinnten, edeln Monarchen wurde auf's vollkommenste getäuscht, und das Unglück des folgenden Jahres planmäßig eingeleitet. Haugwitz schloß einen Tractat, der den höchsten Unwillen des Königs erregte, der sich aber den Umständen nach, nicht mehr umstoßen ließ, da der Frieden in Preßburg zu Stande gekommen war. Preußen wurde durch das ihm aufgedrungene Hannover mit England veruneinigt und das Mißtrauen gegen seine Politik, das heißt, Lombard's Ränke erhöht. Das Heer kehrte unmuthig zurück, und zeigte sogar Spuren von Indisciplin, bei dem unverdienten Spott des Volkes über seine erzwungene Unthätigkeit. Der Enthusiasmus war bald so ganz erloschen bei allen Ständen, daß als sie im folgenden Jahre aufgefordert wurden, Winterkleider für's Heer zu liefern, es strenger Verordnungen dazu bedurfte, und die Lieferung doch sehr saumselig geschah. Ja, auch diese Stimmung, schien die Partei des Verderbens, durch eigne Maaßregeln zu befördern. Als ich im folgenden Jahre durch Stettin kam, fand ich unter der dortigen Kaufmannschaft hohe Erbitterung. Sie hatte es gar nicht für recht möglich gehalten, daß

ein ernstlicher Zwist, zwischen England und Preußen herrschen könne, und daher bei Haugwitz angefragt, ob sie ihre Schiffe ohne Gefahr aussenden dürften? Er, obgleich er keinen Schritt zur Verständigung mit England gethan, veranlaßt oder bewilligt, hatte geantwortet, es sei durchaus nichts für ihre Schiffe zu fürchten. Sie liefen aus und wurden sämmtlich aufgebracht und condemnirt.

Nimmt man Alles zusammen, wodurch Preußen nach Außen hin isolirt, im Innern zerspalten wurde, so ist es fast unmöglich zu zweifeln, daß Hochverrath in seinem Cabinet selbst thätig war. Die öffentliche Meinung, ich wiederhol' es, hielt es für ausgemacht, und belastete den damit, der durch niedrige Schlauheit alle Schritte lenkte, den aus der Hefe seiner Colonie emporgekrochenen Halbfranzosen, der sich für einen ganzen, und für viel besser hielt, als alle Deutsche.

Zweiter Anhang.

Aus dem Sommer und Herbste 1806.

Die Geschichte des unglücklichen Feldzuges von 1806 und seiner Folgen hat die Aufmerksamkeit auf das nicht militärische Norddeutschland dieser Periode völlig vernichtet. Und doch sind seine Geschichte und seine patriotische Stimmung in dieser Zeit, großer Beachtung werth, schon als Vorbedeutung dessen, was 1813 geschah. Dies Vergessen erklärt sich daraus, daß so wenige Andeutungen davon sich erhalten konnten, unter der Zwangsherrschaft der Franzosen, die jede Erinnerung daran, als rebellisch vernichteten und bestraften. Es mußte ihnen leicht werden, da fast alle patriotische Nachrichten und Stimmen der Zeit sich allmälig in eine Zeitschrift zusammen drängten: „der

Freimüthige, oder Ernst und Scherz," die letzten Monate derselben aber, aus Furcht vor den Franzosen nach dem Siege derselben, meistentheils, selbst von dem Verleger, ängstlich vernichtet wurden. *) Das mußte geschehen, weil darin dringend und bei jedem Anlasse zur Erhebung der Nation in ganz Deutschland gegen die Franzosen, aufgefordert wurde, Napoleon aber einen Volkskrieg als den gefährlichsten scheuete, also jeden Gedanken daran als Rebellion behandelte. Daß er richtig sah, hat Rußland 1812, und Deutschland selbst 1813 bewiesen. Seine Maaßregeln dagegen, indem er die Bevölkerung, besonders in Norddeutschland in Parteien zu spalten, Gruppen zu bilden suchte, die ihr Interesse an ihn knüpfte, waren nicht weniger arglistig, als die er 1808 anwandte, Preußen als Macht zu isoliren, mit England und Schweden in Krieg zu verwickeln, und selbst die Deutschen Fürsten, die der Allianz mit Preußen allein es verdankten, daß sie noch nicht seine Sklaven waren, gegen dasselbe auf-

*) Im Jahre 1817 bemühte ich mich in Berlin selbst vergebens, ein Exemplar davon aufzutreiben, da ich keins besaß; und erst mehr als 20 Jahr später gelang es mir, Eins in Riga zu erhalten. Wohin die Franzosen vordrangen, wo man ihr Vordringen als nahe befürchtete, wurden diese Monate vernichtet — scheint es.

zuhetzen. Der Moniteur, der Publicist, das Journal de l'Empire ergriffen jeden Anlaß, Hessen und Sachsen als von Preußen unterjocht darzustellen.

Eines der arglistigsten Mittel und das ihm wahrscheinlich sehr große Dienste geleistet hat, war, daß er die Juden in Deutschland an sich zog, die durch ihren Reichthum, an den meisten Orten, und ihre Einmischung in die politischen Geschäfte und Verhältnisse, ihm jedes Geheimniß verrathen, und die Maßregeln der einzelnen Regierungen lähmen konnten. Der Bischof Gregoire, ein redlicher, wohlmeinender Mann und ein vorzüglicher Gelehrter, aber ein leicht zu bethörender Geist, hatte ein Buch zu Gunsten der Juden geschrieben, das diese mit Enthusiasmus lasen. Ihn also schickte Napoleon im Sommer 1805 nach Norddeutschland ab, um Verbindungen anzuknüpfen. Der Vorwand dieser Reise war, Gregoire solle die Schuleinrichtungen und Erziehungsanstalten Deutschlands kennen lernen. Das erfreute dann die Deutschen Schulmänner gar sehr; aber der Freimüthige (1806 Nr. 185.) bewies durch ein Billet von Gregoire's Hand, daß der Herr Senateur sich um die Schulen wenig oder gar nicht bekümmerte, es sogar ablehnte, die Schule der Jüdischen Colonie in Berlin zu besuchen. Was wollte

er denn in Deutschland? Dasselbe Blatt führt das Geständniß des angesehensten Mitgliedes der Colonie an, Gregoire wolle „die Lage der Jüdischen Gemeinden" kennen lernen; daß heißt, den Einfluß der Eltern, nicht den Unterricht der Kinder.

Am längsten, einige Wochen, hielt er sich zu Braunschweig auf, bei dem Rabbi und — Hofagenten Israel Jacobsohn. Dieser hatte in letzter Qualität, da alle Gelder des Herzogs, der Regierung und großentheils des ganzen Herzogthums durch seine Hände gingen, ungeheuren Reichthum erworben, und wandte ihn mit viel Klugheit und Wohlmeinen zum Besten seines Volkes an. Man behauptete, seine Verwendung, d. h. sein Geld — habe es in mehreren Deutschen Staaten von dem schmählichen Leibzoll befreit. In Seesen, einem kleinen Braunschweigischen Orte, stiftete er eine Schule für die jüdische Jugend, in die aber — man denke! — auch Christenkinder aufgenommen werden sollten. Eifrig lud Jacobssohn christliche Gelehrte ein, — auch mich; aber ich kam nicht! — ihre Einrichtung zu prüfen und durch kluge Rathschläge zu verbessern. Die gelehrten Gäste wurden bei ihm splendid bewirthet, so lange sie wollten, wohl auch beschenkt, und gingen dann fort, sein Lob in allen Zeit-

schriften zu verkünden u. dgl. m. Bei diesem, wie gesagt, hielt Gregoire sich einige Wochen auf, und kehrte dann nach Paris zurück. Die Früchte dieser Reise zeigten sich bald. Von dem Reichthum und dem Einflusse der Juden in Norddeutschland unterrichtet, berief Napoleon einen Sanhedrin, der ihre Verfassung und ihre Verhältnisse als Nation erwägen und Vorschläge zu deren Verbesserung machen sollte. Die Juden in den Provinzen von Frankreich wurden darüber besorgt. Sie fürchteten, der Convent werde ihnen Abänderungen ihrer Religion nach den *politischen* Absichten Napoleons aufdringen, ihre Söhne würden zur Conscription gezogen werden u. s. w. (Freim. Nr. 206.), in Deutschland aber wirkte die Maßregel sehr aufregend. Dies war offenbar ihr Zweck, und ihn zu befördern, ließ Rabbi-Hofagent, Napolen eine Bittschrift überreichen, des Inhalts:

„Um die *Deutschen Juden* glücklich zu machen, „müsse ein *souveräner Jüdischer Rath*, mit einem „Patriarchen an der Spitze, in *Frankreich* niedergesetzt werden; müsse die ganze jüdische Gemeine (communauté, hier so viel als Nation;) in Distrikte getheilt werden, von denen Jeder seinen eigenen Synod „besäße, der unter *Aufsicht* der *Französischen*

„Regierung und des souveränen Jüdischen Ra=
„thes in allen gottesdienstlichen Angelegenheiten ent=
„scheide und die Rabbiner ernennte; müsse der sou=
„veräne Rath (in Frankreich) die Gewalt ha=
„ben, jedem Juden die nöthige Autorisation (les dis-
„penses) zu ertheilen, um in allen Ländern die
„Bürgerpflichten zu erfüllen" folglich die Bürger=
rechte zu genießen. (Freim. Nr. 164., nach dem Journal de Paris vom 5. Aug.)

Diese Bittschrift wurde Französisch und Deutsch gedruckt, und in vielen tausend Exemplaren gratis vertheilt, und der Rabbi=Hof= und Kammer=Agent, der für die — freilich im Ganzen gerechte — Sache seines Volkes diesen für Deutschland hochverrätherischen Plan ausgebrütet hatte und ihn so frech unter Napoleons Autorität bekannt machte, blieb Hofagent und in der nächsten Umgebung eines regierenden Fürsten, der anti=französischen Partei, des designirten Oberfeldherrn des preußischen Heeres, für den schon entscheidend festgesetzten Krieg! Doch diese Zeit war zu reich an Inconsequenzen und Incongruenzen, um bei dieser zu verweilen.

Man überdenke, was die Ausführung dieses Planes zuerst in Nord=Deutschland, allmälig aber auch

in allen andern Ländern, gestiftet hätte. Einen Jüdischen Staat in jedem christlichen Staate, und das Oberhaupt des Intestinal-Staates wäre der Beherrscher Frankreichs gewesen; ein förmliches Seitenstück zu dem, was einst die katholische Geistlichkeit mit ihrem Oberhaupte zu Rom war, und gewiß mit noch verderblicheren Folgen. Es wäre die erste gesetzliche Grundlage zur Anerkennung der französischen Universal-Monarchie gewesen.

Glücklicher Weise wohl, hielt sich Napoleon dieser nach der Schlacht bei Jena durch seine Unbesiegbarkeit zu sicher, als daß er die Juden dazu anzuwenden brauchte. So versammelte sich zwar der Juden-Convent und wurde mit Feierlichkeit eröffnet; ließ auch seine Verhandlungen drucken, die denn ein jüdischer Buchhändler zu Hamburg, Bran, eiligst in deutscher Uebersetzung verbreitete, aber nach der Besiegung Preußens wurde der Convent, nach unendlichem Gezänke der Glieder, aus einander geschickt, und Napoleon begnügte sich, aus eigener Machtvollkommenheit für und über die Juden zu decretiren, was er seinen Plänen zuträglich fand.

In fast ganz Deutschland regte sich dagegen unerwartet eine Stimmung, die ihm bedenklich seyn mochte.

Man weiß, wie gesagt, ein Volkskrieg war ihm furchtbar. Das erste öffentliche Symptom, daß ein solcher durch die allgemeine Stimmung sich bilden könne, war die Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," die der Buchhändler Palm zu Nürnberg drucken ließ. Er wurde auf Napoleon's Befehl erschossen, aber das wirkte, wie dergleichen pflegt, nicht Furcht, sondern Erbitterung. Jetzt begriff Jedermann, wie wahr jene Schrift gesprochen. Im September der Minerva von Archenholz, erschien ein rührender Bericht, über Palm's Benehmen und Tod, der wenigstens im mehr verbreiteten Freimüthigen wiederholt wurde. Dieser Bericht war aus München selbst eingesandt worden, trotz dem Vasallen-Verhältniß, in welchem Baiern zu Frankreich stand. Er erzählte, die Stadt Nürnberg habe ihrem Bürger Palm, bei seiner Abführung einen Consulenten zur juristischen Vertheidigung mitgegeben, den das Blutgericht indeß gar nicht zugelassen. Noch auf dem Richtplatze habe man Palm Verschonung angeboten, wenn er den Verfasser der Schrift nenne, aber er habe „heldenmüthig" den Tod dem Verrathe vorgezogen. Die Schüße der Soldaten hätten ihn nicht getödtet; er habe noch lang im Todeskampf gelitten, bis ihm ein mitleidiger Soldat sein Gewehr

vor der Stirne losgebrannt, „und so die Leiden dieses edlen Opfers deutschen Patriotismus geendigt habe.“ So wagte man schon in München zu schreiben und in Hamburg zu drucken; aber der Bericht erzählte noch Merkwürdigeres. Die Franzosen hatten angefangen, in mehreren Süddeutschen Städten, Männer zu verhaften, die eine patriotische Schrift gelesen und weiter gegeben hatten, — und Fürsten des Rheinbundes hatten sich dem widersetzt. Davoust hatte einen Bürger zu Heilbronn mit Gewalt aus dem bürgerlichen Gewahrsam reißen und nach Braunau schleppen lassen, doch der König von Würtemberg hatte darüber an Berthier einen so starksprechenden Brief geschrieben, daß dieser für gut fand, ihm seinen Unterthan auszuliefern. Zwei Andere ließ der König den Händen der Franzosen entreißen und zu ihrer Sicherheit auf die Festung Hohenasberg bringen. Als zu Würzburg der französische Gesandte, die Auslieferung des Buchhändlers Staahl forderte, sandte der damalige Churfürst von Würzburg, ein Oesterreichischer Prinz, den Präsidenten seiner Regierung zu dem Bedrohten, ließ ihm seine Gefahr melden, aber zugleich Muth einsprechen und ihn auffordern, sich mit dem Präsidenten in die Versammlung der Regierung zu begeben. „Wir wol-

len doch sehen, hatte der Erzherzog-Churfürst gesagt, ob man ihn aus ihrer Mitte fortführen wird." Das wagten die Franzosen wirklich nicht: die Schergen zogen mit leeren Händen ab, und Staahl war gerettet. — Jener Bericht aus Süddeutschland schließt so: „den Deutschen wird es einleuchtend seyn, daß wir wirklich dahin gekommen sind, als Rebellen erschossen zu werden, wenn wir zur Rettung für unser gemeinsames Vaterland die Stimme erheben, und unsern Schmerz in Schriften ausweinen. Welch' eine Aussicht, wenn das so fortgehen sollte! Sodann dürfte ein jeder Preuße, Hesse, Sachse, kurz ein jeder Deutsche, der mit dem Schwert in der Hand sein Vaterland vertheidigen wird, als Rebell schmählich hingerichtet werden." (Freim. Nr. 205.)

Man übersehe den Aufruf des Süddeutschen an die Norddeutschen nicht, der den Preußen, Hessen, Sachsen, dasselbe Loos weissagt, das Süddeutschland drückte, und den Gedanken der allgemeinen Volksbewaffnung, der in dem „jeder Deutsche" liegt. Es ist eben so sehr eine psychologische, als politische und historische Merkwürdigkeit, die aber, so viel ich weiß, noch von allen Geschichtsschreibern der französischen Kriege übersehen worden ist, daß jener Gedanke im-

mer lebendig seyn, und doch noch sieben Jahr unausgeführt, ja, ganz unbenutzt bleiben konnte, bis fremdes Beispiel, fremde Siege und fremder Wille, dazu hinriß. Entstehen mußte er schon beim ersten Einbruch der Franzosen, da man die Heere größtentheils aus aufgebotenen Bürgern und Bauern bestehen sah. Selbst Göthe, so sehr er Höfling und Minister war, wurde von ihm hingerissen, als er während der Belagerung von Maynz, glaube ich, seinen Herrmann und Dorothea, entwarf, wie der Vers: „So stände die Macht auf wider die Macht," beweist. (Freilich entschuldigt er sich an einem andern Orte darüber, und spricht von Anarchie, aber die wäre nicht zu fürchten gewesen, wenn die Regierungen selbst die Bewaffnung geordnet hätten und die Fürsten, unter sich einig, an die Spitze getreten wären.) — — Wie lebendig er sich immer erhielt, bewiesen die Odenwalder Bauern auf Jourdan's Rückzug, und noch drei Jahr nach der Jenaer Schlacht, Schill's Auszug; immer vergeblich, weil — nun, die Ursache liegt zu offen da, um sie hier zu erörtrn.

Im Jahre 1806, sobald in Deutschland der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unausbleiblich schien, erwachte jener Gedanke um so lebhafter, da man Preußen längst für die letzte Schutzwehr der Existenz

Deutschlands ansah, und seiner Unentschlossenheit die Uebel zuschrieb, die dieses erlitt; aber zugleich vollkommen begriff, daß Preußens Macht der, Napoleons, wenigstens auf die Dauer, nicht gewachsen war. Diesmal boten die Preußischen Provinzen nicht ihren Kornvorrath dar, sondern mehrere derselben fragten um Erlaubniß an, neue Regimenter auf ihre Kosten zu errichten (Freim. Nr. 190.), und die Einwohner der Grafschaft Mark, Wesel zu überrumpeln. In Schlesien erklärten mehrere, noch dazu kleine Städte, Grüneberg, Sagan, Sprottau, bei dem Ausmarsch ihrer Garnisonen, den Soldaten, sie bei ihrer Rückkehr belohnen und ihre Wittwen und Waisen versorgen zu wollen, wozu auch sogleich Subscriptionen eröffnet wurden. (Freim. Nr. 185.) In Sachsen selbst, bei dessen Einwohnern gegen Preußen seit dem siebenjährigen Kriege nachbarliche Abneigung herrschte, zeigten sich in diesem Jahre bei dem Militär dieselben Zeichen patriotischer Kriegslust, wie voriges Jahr im Preußischen Heere. Ein Artikel aus Leipzig, vom Ende September (Freim. Nr. 193.) sagte: „Auch in unserm Lande ist der Enthusiasmus, für Heimath und Sicherheit zu kämpfen, heilig und allgemein. — Es glüht ein schönes Feuer in dem Herzen der deutschen Völker,

— nur daß so viel geschehen mußte, es zu wecken! Der Muth des Militärs ist unbeschränkt, und unser Heer wird zeigen, daß die Sachsen nicht aufgehört haben, Deutsche zu sein und ihr Vaterland zu lieben. Nur einige Züge lassen Sie Sich erzählen! Zwölf Gemeine aus dem Erzgebirge stellten sich unaufgefordert, von ihrem Urlaub beim Regimente ein, mit der Aeußerung, sie hätten gehört, daß es ins Feld und gegen die Franzosen ginge, und wollten deshalb nicht die Letzten seyn. — — Die Offiziere von dem Bataillon, das hier zurückbleiben soll, haben sich an den Churfürsten gewandt: Sie würden es für eine Gnade halten, wenn er ihnen erlaubte, an diesem so ehrenvollen Feldzuge Theil zu nehmen. — Warum ist das kein Krieg der ganzen Nation, und Jeder, selbst die Vornehmsten, nähmen Theil, und ließen Alles zurück, um ein Kleinod zu erringen, bei dessen Verlust, wir und Alles, was uns theuer ist, gefährdet werden."

Eine andre Nachricht von dort meldete, daß viele Studenten die Universität verließen, um sich als Freiwillige dem Heere anzuschließen. Einen schönen Beweis von dem tiefen und feurigen Gefühl, das die Jünglinge jener Zeit erfüllte, giebt ein patriotisches Gedicht, das mir der mit so großem und vielseitigem

Rechte berühmte Gelehrte Hofrath Fr. Thiersch, auch damals in Leipzig Student, zusandte, mit einem Briefe, in dem er Abschied nahm, weil auch er für's Vaterland zu kämpfen ginge. Herrmanns Geist wird darin getröstet:

Schon tönt der Botschaft frohe Verkündigung:
Dein Volk erhebt sich, schreitet mit Heeresmacht
Einher, es zeucht der Enkel Friedrich's
Zürnend voran, und in Myriaden
Stehn kampfentzündet über dem Vaterland
Zahllos der Heerschaar Helden; es glüht die Brust,
Hinweg der Heimath Schmerz zu tilgen,
Nieder zu schmettern den Hohn des Fremdlings 2c.
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
Wohl auf! Die Rache waltet im Schlachtenruf,
Und hingesunken flehet mit stiller Angst
Euch Euer Volk: Kämpft um der Rettung
Köstlichen Preis und erlöst die Heimath.*)

Das Angeführte reicht hin zu zeigen, daß die heroischen Gefühle, welche die deutschen Völker in den Jahren 1813 und 1814 so herrlich entwickelten, auch 1806 schon erwacht waren, und nur der Ermunterung

*) Leider war der Tag, an dem dies Gedicht im Freimüthigen erschien, derselbe, an dem die Schlacht bei Jena verloren wurde.

und Benutzung bedurften, um Napoleon's Siege zu erschweren oder fruchtlos zu machen.

Als Kern einer allgemeinen Volksbewaffnung hätte das preußische Heer eine Furchtbarkeit haben müssen, die ihn wahrscheinlich abgehalten hätte, auch nach einem Siege, weit und ungestüm vorzudringen. Die russischen Hülfsheere hätten ihn noch in Deutschland gefunden, und wie hätte ihre Unterstützung einen Volkskrieg furchtbar machen können! — Warum jene Stimmung nicht benutzt wurde? Mir scheint es, der Gedanke, die Völker selbst wehrhaft zu sehn, hatte für Minister und Generale etwas sehr Schreckendes. Die Erstern konnten ihn nicht von dem einer Revolution trennen, und die Anderen sahen darin eine begonnene Vernichtung der Vorzüge, deren das Militair vor den unbewehrten Bürgerklassen genoß. Jener weise Plan der allgemeinen militärischen Dienstpflichtigkeit aller Stände, wodurch jeder Kampffähige in der Nation, eigentlich dem Heere einverleibt wird, ohne daß dieses an Geltung verlöre, konnte für Deutschland erst durch die späteren Ereignisse reifen. Immer waren indeß die Wünsche des Jahres 1806 eine fruchtbare Vorbereitung der Thaten von 1813. Die meisten Heldenjünglinge dieses Jahres, konnten in jenem

freilich wenig mehr als Knaben seyn, aber auch so hatten sie doch schon warme Empfänglichkeit für die Idee der Vertheidigung des Vaterlandes durch die Anstrengung Jedes seiner Bürger, und reiften mit ihr heran, den Bemühungen des Tugendbundes für dieselbe Idee, entgegen.

Es ist mir sehr theuer zu stehen gekommen, aber es erfreut mich noch, daß mein „Freimüthiger" — Mein Freimüthiger: denn seit ich im Herbste 1803 eingewilligt hatte, meine Zeitschrift „Ernst und Scherz" mit dem Freimüthigen zu verbinden, hatte ich auch die ganze Redaction des Doppel-Blattes an mich genommen, und sie trug bis zum October 1806 meinen Character. — Daß mein Freimüthiger die Haupt- und nach Palm's Ermordung die einzige Quelle war, aus der jener Gedanke und die Ermuthigung gegen den Druck der französischen Herrschsucht aufzustehen, mit jedem Posttage in neuer Gestalt verbreitet wurde. Dies Blatt, das damals Beiträge lieferte von A. v. Humboldt, J. v. Müller, Böttiger und beinahe von Allen in Deutschland, Ungarn, Dänemark, Holland und Liefland, die gelehrten oder sonst literärischen Ruf besaßen, genoß einer Verbreitung und eines Einflusses, wie kein Anderes. (In Amsterdam wurde eine Zeit-

lang jede Nr. desselben gleich nach der Ankunft, ins Holländische übersetzt und so gedruckt.) Ich wandte seine ganze Geltung und meine sehr weit verbreitete Correspondenz jetzt mit heißem Eifer auf, für Preußens politisches Interesse und vorzüglich für die Empfehlung der Volksbewaffnung.*) Ich kann mir dreist das Zeugniß geben, ich hatte schon damals den schweigenden, aber wachsamen Groll der französischen Gewalthaber verdient, mit dem ich im Jahre 1811 von einem Elsasser gewarnt wurde, bei dem bevorstehenden

*) In Berlin selbst hatte ich zwar den warmen Beifall aller rein-Deutschen, aber die Juden, von denen ich viele Gebildete kannte, zeigten eine gewisse halbspöttische Feindseligkeit, und von einem sehr wackern Deutschen, der sich aber zur französischen Colonie hielt, dem alten Buchhändler Spener, erhielt ich eines Tages ein nicht unterschriebenes Warnbillet, mit folgenden Versen:

„**Magna petis, Phaëton** —
Meister, kannst Du frisches Leben
Dieser Leiche wieder geben,
Ist das Grab Dir unterthan?
Giebt gehorsam Dir das Meer
Seine Ströme wieder her? —
Wohl, ich bete gläubig an!
Auf denn, großer Menschensohn!
Auf, belebe Deine Nation.“

Die Leiche wurde denn doch wieder belebt, und das französische Meer mußte seine deutschen Ströme wieder geben. Freilich nicht auf meinen Ruf; aber ich hatte richtig geahnet.

Kriege mit Rußland, nicht eine ähnliche Rolle zu spielen, — und mit dem im Sommer 1812 zweimal von einem vorgeschobenen Piquet meine Aufhebung in meinem Landhause versucht wurde; — aber auch die schöne Belohnung, daß Ihre Majestät die Königin Louise nach geschlossenem Frieden, durch den damaligen Obristen von Maltzahn, von Königsberg aus mir, als „der letzten Stimme Deutschlands,“ schriftlich danken ließ. Ich hatte nämlich in Riga durch „Supplementblätter zum Freimüthigen“ meinen Kampf gegen die französische Tyrannei bis zum Waffenstillstande nach der Schlacht bei Friedland, fortgesetzt. Nicht vergeblich! Im Jahre 1817 sprach ich zu Berlin einen Hofrath Müller, der mir sagte, mit diesen Blättern in der Tasche habe er Deutschland als Werber für den Tugendbund durchwandert.

Ich glaube diese Nachrichten nicht besser schließen zu können, als durch einen Auszug von Schilderungen aus jenem Herbst, die ich vor vierzehn Jahren in einem Rigaer Taschenbuch (Caritas. Zum Besten des Rigaer Frauenvereins, 1825) drucken ließ, von dem aber schwerlich zehn Exemplare nach Deutschland gekommen sind. —

„Während des Sommers wurden der Regierung

mehrere Pläne zur allgemeinen Volksrüstung und zur Vertheidigung von Berlin übergeben. Man sprach von den Anerbietungen mehrerer Provinzen, Freicorps zu errichten. — Die Regierung, im Mittelpuncte des ganzen Staates, mußte natürlich die Räthlichkeit derselben am besten beurtheilen können, und fand nicht für gut, sie auszuführen. Ihre freundliche Ablehnung wurde indeß vom Volke mißverstanden, das größtentheils darin nur Mißtrauen, Geringschätzung und die Erklärung sah, daß es sich um die Sache, die es bereit war, mit Gut und Leben auszufechten, nicht zu bekümmern habe. Mich dünkt, dies erklärt hinlänglich, wie der Enthusiasmus sich späterhin in so bittere Gleichgültigkeit verwandeln konnte. Es erklärt, wie jene Gleichgültigkeit hier und dort sogar in noch verwerflichere Empfindungen übergehn konnte, als der Versuch, die Sache durch das Heer allein auszufechten, so sehr mißlang, und nun das Volk die Folgen trug, zu deren Abwendung es so gerne mitgewirkt hätte.

„In Berlin erhielt sich die Theilnahme am längsten; sie verwandelte sich sogar wieder in Enthusiasmus, als die Armeen sich nun einander näherten; aber auch dieser ging wieder in Aerger über, als nach Entfernung des Hofes, durchaus keine Nachrichten mehr

nach Berlin gesandt, oder doch nicht bekannt gemacht wurden. „Man hält uns nicht der Mühe werth, uns etwas erfahren zu lassen," hörte man häufig sagen, selten ohne eine beigefügte Verwünschung gegen den Kabinetsrath Lombard, der sich einmal Haß und Argwohn beim Publicum zugezogen hatte.

In trüber, unruhiger Erwartung schmachtete man vom Morgen bis zum Abend, und wieder vom Abend bis zum Morgen, Nachrichten entgegen, die nicht einliefen. Schon ganz früh eilten Viele von einem Bekannten zum andern, um nachzufragen, oder warfen sich beim Anbruch der Nacht noch einmal in die Kleider, um wieder nachzuforschen. Der einfache Umstand, den ein Reisender erzählte, er habe den König in Weimar sehr heiter spazieren reiten sehn, erheiterte und beschäftigte die ganze große Residenz einen Tag lang.

Endlich verbreitete sich das Preußische Kriegsmanifest. Man hatte sich so sehr darnach gesehnt, die Regierung über diese Angelegenheiten sprechen zu hören, daß man es mit Entzücken las, es für ein Meisterstück der Beredsamkeit erklärte. —

Wieder eine peinliche Stille. Am 13. Oct. lief eine Nachricht ein, aber nur durch einen Privatbrief.

Der Fürst von Hohenlohe hatte einer Prinzessin geschrieben: General Tauenzien habe sich glücklich bis Orlamünde zurückgezogen, und werde Tags darauf zu ihm stoßen. — Tausend Abschriften liefen von dieser unbedeutenden Nachricht umher, und Tauenzien war der gefeierte Held des Tages: er hatte doch Etwas gethan; man wußte doch Etwas von ihm.

Diese Freude wurde schon am folgenden Tage durch die Nachricht von der Niederlage und dem Tode des Prinzen Ludwig Ferdinand hundertfach verbittert. Anfangs wollte Niemand daran glauben. Auf Märkten und Gassen, in den Klubbs und Kaffeehäusern, sah man große Haufen stehn, und wer in ihnen zu Worte kommen konnte bewies die Unmöglichkeit des Ereignisses. Mit immer wachsender Ueberzeugung hörte man ihn an, bis etwa Jemand hinzutrat, der noch Einen Umstand des Vorganges zu dem schon Bekannten hinzufügte, der alle Beweise vom Gegentheil zu Boden schlug. Traurig und schweigend schlich dann die Versammlung auseinander. — Als die Gewißheit von dem Tode des Prinzen sich nicht bestreiten ließ, brach eine allgemeine Trauer aus: er galt für ein National-Unglück. Alte Frauen, die den Prinzen nie mochten gesehn haben,

zerrauften auf offener Gasse ihr graues Haar darüber; und ernste, feste Männer, die mit dem Prinzen in keiner Verbindung gestanden, sprachen mit Händeringen von seinem Verlust.

Die Vaterlands-Liebe, die durchaus nicht fürchten wollte, kämpfte auch diese Erschütterung nieder. Man überlegte die Umstände der Niederlage; bald zürnte man mit dem Prinzen, daß er die erhaltene Ordre übertreten, und hätte man Zeit gehabt, man wäre vielleicht zu Verwünschungen gegen ihn gekommen.

Aus Potsdam brachte man, dort werde ein sehr entfernter Kanonendonner gehört. Bald erfuhr man, auch in einer Gegend von Berlin hörte man ihn. Geisterbleich strömte die Menge hinaus, ihn zu hören, und auf den Gassen sah man häufig Menschen langsam gehen und leise auftreten, und dabei nach dem Boden lauschen, ob nicht auch unter ihren Füßen die furchtbaren Bebungen, wie unvernehmliche Geisterstimmen, vom Heil oder Untergang verkündeten. — Endlich lief die Nachricht ein, der Kanonendonner entferne sich. Also Sieg! schloß man, die Feinde fliehen! — Es scheint das Gefecht bei Halle gewesen zu seyn, das man hörte; denn auch von

diesem kam, ungeachtet der Nähe von Halle, keine Nachricht nach Berlin.

Auch ich gehörte zu den immer wieder Ermuthigten, die aus Grundsatz hofften. Ruhig lag ich früh an einem der schönsten Herbstmorgen — ich glaube es war am 17. October — am Fenster und sann auf einen recht kräftigen Schluß für einen Aufsatz, der an demselben Tage gedruckt werden sollte. Am Abend vorher waren dunkle Gerüchte von einer verlornen Schlacht umgelaufen. „Desto gewisser dachte ich, kommt es jetzt zu einem Aufruf an das Volk, der dem Kriege eine andre Gestalt, und zum Eintreffen fremder Hülfe Zeit schaffen muß." Indem sah ich einen Kourier langsam die Friedrichsstraße herauffahren. Ein langsamer Kourier konnte kein Freudenbote seyn. Ich kleidete mich schnell an und ging zu dem Geheimrath T—r. Er war schon seit zwei Stunden bei dem Gouverneur, Minister Schulenburg. Ich folgte ihm dahin. Vor dem Hause stand ein dichtes Gedränge von Menschen; aber ein Gorgonenhaupt schien darin zu walten: jeden Augenblick gingen Menschen mit lebhaft gespannten Gesichtern hinein, und Andere kamen gesenkten Hauptes, mit erloschenem Blick wieder heraus.

Der Vorsaal war mit Beamten gefüllt. T—r. war unter ihnen. Er sagte mir mit erzwungener Fassung: „Wir haben eine Schlacht verloren!" und reichte mir eine Bekanntmachung. Ich nahm sie mit der festen Ueberzeugung, sie sey ein Aufruf zu den Waffen, und las — die so famös gewordenen Zeilen: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" Die Hände sanken mir und ich las nicht weiter. Erst auf der Straße wurde ich hernach auf den fernern Inhalt aufmerksam, als ein alter Mann seiner Frau vorlas, alle Prinzen seyen wohl; und sie ihm antwortete: Aber was macht unser Jacob?" —

Ich fragte nach dem Minister, und T—r flüsterte mir zu, er sey ausgegangen, um selbst Anstalten zur Räumung von Berlin zu treffen. Ich zog mich in eine Fensterblende zurück, um meine Lage zu überdenken. Während des Sommers hatte ich wegen meiner Aufsätze gegen Frankreich, anonyme Warnungen und endlich gar Drohungen erhalten, die mich immer bewogen, nur noch heftiger zu schreiben. Mit den Pariser Zeitungen war ich längst darüber in offenen Kampf: denn ich hatte härtere Sachen gegen sie und ihrem Treiben drucken lassen, als der unglückliche Palm, den Buonaparte vor acht Wochen in

Freundes=Land arretiren und erschießen ließ. Zudem war ich ein Fremder, ein Russe, und konnte keine Autorisation vom Preußischen Hofe aufzeigen. Man hätte mich für einen Emissär erklärt, und das gelindeste Loos *) das ich erwarten durfte, war, in harter Gefangenschaft nach Frankreich geschleppt zu werden.

Eben trat der Minister herein. Ich bat ihn um einen Paß. Ja, sagte er, Ihnen ist wohl zu rathen, daß Sie sich entfernen. Aber eilen Sie. Ich werde bald verbieten, Pferde hinaus zu lassen.

Betäubt von dem Vorgange, den schnell unterzeichneten Paß in der Tasche, geh' ich fort. Aus einer Seitengasse tönt Gesang. Ich lausche hin. Die Currende=Schule steht vor einem Hause und singt aus meinem Schlachtliede:

Auf Jüngling, auf! und Greis und Mann!
Kühn unserm Recht vertraut!
Zu Kampf und Sieg heran!

*) Noch sechs Jahre nachher war einer der Punckte, über welchen der verhaftete Rath Becker sich vor der Französischen Commission zu Magdeburg vertheidigen mußte, ein alter Brief, in dem mein Name genannt war. S. Beckers Leiden und Freuden rc. S. 53.

Für Preußens Thron und alten Ruhm!
Für Weib und Kind und Eigenthum!
Der Bräut'gam für die Braut!
Die Trommel ruft! Die Fahne weht!
Es gilt fürs Vaterland!
Heran zur Schlacht für's Vaterland!

Ich verwünschte den hämischen Zufall und eilte zu dem Verleger meines Freimüthigen, um ihn zu bitten, da er besser darüber Bescheid wissen mußte, als ich, die Bestellungen zu meiner Abreise zu machen. Ich fand den armen Mann ganz außer sich und selbst zur Flucht entschlossen. Wir wurden bald einig, gemeinschaftlich zu reisen. Ein Freund versah ihn mit einem schon bespannten Wagen bis zur nächsten Station; aber er war so eilig, daß er mir nicht einmal Zeit ließ, meinen Koffer zu packen. Ich ließ ein kleines Bündel von Kleidern und Wäsche in den Wagen werfen, und wir traten die Reise an. Die öffentlichen Plätze waren schon mit Wehklagenden gefüllt. Wir sahen viele Bekannte darunter; aber der einzige Gruß, den wir erhielten oder gaben, bestand im Aufheben der Hände und traurigen Achselzucken. Wie so ganz anders, dachte ich, wäre die Physiognomie dieser Stadt gegenwärtig, wenn statt der Ermahnung

zur Ruhe, ein zürnender Aufruf zu den Waffen erlassen worden wäre!

Der Weg zum Thore führte uns durch eine abgelegene Stadt-Gegend. Hier war die Schreckens-Botschaft noch nicht hergelangt, und das Alltagsleben zeigte noch überall sein ruhiges, nichts sagendes Gesicht. Mir, der den heranbrausenden Orkan schon hörte, der dies Alles zusammenwerfen würde, war auch die gemeinste Scene anziehend. Nicht bloß die Mutter, die vor der Thüre sitzend, auf ihren Säugling herablächelte, auch die Buben die sich haschten und rauften, selbst ein Jude und ein Hausknecht, die um eine alte Jacke feilschten, schienen mir idyllische Gruppen.

Vielleicht eine halbe Stunde vor Berlin senkt sich der Weg einen Hügel hinab. Hier, glaubte ich, müsse man die Ansicht der Stadt verlieren, der Stadt, die ich mir als lebenslängliche Heimath gedacht, die ich als eine solche liebgewonnen, die ich jetzt so schnell und vielleicht auf ewig verlassen hatte, und die ein so trauriges Schicksal wenigstens bedrohte. Denn Buonaparte, hieß es schon längst, habe seiner Armee eine dreitägige Plünderung Berlins versprochen. Ich ließ den Wagen halten und stand auf, um noch ein-

mal auf Berlin zurück zusehen. Die Bewegung die mich ergriff, wurde, ich gesteh' es gerne, durch die Betrachtung dessen, was für mich auf dem Spiele stand erhöht. Ich hatte ein unabhängiges jährliches Einkommen von dreitausend Thalern besessen, eine ansehnliche Büchersammlung u. s. w. Alles das hatte ich vielleicht meinem Patriotismus geopfert; hundert Friedrichsd'or, die ich zufällig in Kasse gehabt, waren jetzt meine ganze Habe. — Ich fühlte, daß es Zeit sey, mein Gefühl und meine Einbildungskraft in strengen Zügel zu nehmen, wenn ich den Schicksalen, die eintreten konnten, mit der Fassung eines Mannes entgegen gehen wollte. Es wurde mir viel schwerer, als ich gedacht. Mit mir selbst allein wäre ich wohl bald fertig geworden: aber der Schrecken hatte den sonst sehr prosaischen Geist meines Gefährten in so poetische Thätigkeit gesetzt, daß er mich in jeder Minute durch eine neue Ausmalung schreckenvoller Scenen, die ganz gewiß bevorständen, peinigte. — Ich weiß nicht mehr bestimmt, warum wir den Umweg nach Stettin, der über Freienwalde und Stargard führt, einschlugen. Auf diesem gelangten wir am folgenden Tage zu einem Rittergute, das einem Bekannten meines Gefährten gehörte. Hier

ergriff ich eine Gelegenheit, mich von ihm zu trennen. —

Während meiner ziemlich langsamen Weiterreise hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, daß eine Menge Juden herumstreifte und das Landvolk eifrig von dem Unfalle der Armee in Kenntniß setzte. Eben so auffallend war mir die Weise, wie diese Nachricht vom Volke aufgenommen wurde. Es sah meistentheils darin nur eine Demüthigung der ihm verhaßten Armee. Eine Pommersche Bauerfrau unter andern, rief aus: „Nun werde es dieser und jener Prahlhans (sie meinte Soldaten von ihrer Bekanntschaft) wohl kleiner zugeben.“ — Einen Sonntag Nachmittag traf ich in Stargard ein, ruhte bis zum folgenden Morgen und fuhr dann nach Stettin.

Schon indem ich durch die Gassen fuhr, bemerkte ich viele Bekannte, die ich in Berlin zurückgelassen, und die sich hier mit großem, eben nicht traurigen Lärm herumbewegten. Man sagte mir nochmals, so bald es in Berlin bekannt geworden, daß die Königin nach Stettin gegangen, sey es guter Ton geworden, auch dahin zu fliehn. Wenigstens sah ich Viele hier, die auch nicht die entfernteste Ursache zur Flucht hatten.

Da die Kürze der Reise und die Lebendigkeit auf der Heerstraße die Flucht fast nur zur Lustparthie gemacht hatte, brachten die Personen höherer Stände noch alle ihre heimathlichen Ansprüche zum Vorschein, aber es fehlte an Raum, sie geltend zu machen, und sie kamen jeden Augenblick in Collision mit den laut verkündigten Forderungen solcher Personen, die sich zu Hause zwar immer sehr untergeordnet fühlten, hier aber durch ihre Flucht selbst bewiesen zu haben glaubten, daß sie politische Wichtigkeit besäßen. Es entstanden Auftritte, die reichen Stoff zu einem komischen Romane hätten geben können.

Einen ernstern und edlern Anblick, als die Berliner Flüchtlinge, gewährten die Stettiner selbst. So drückend ihnen auch die Ueberfüllung der Stadt mit Flüchtlingen war, zu denen sich bald auch die Berliner Garnison gesellte, nahmen sie sie doch gefällig und gastfrei auf. Der öffentliche Ton war dabei so patriotisch, daß ich überzeugt bin, es hätte nur einer Proclamation bedurft, und eines thätigen Kommandanten, um die Stettiner so gut, als späterhin die Collberger thaten, die Vertheidigung ihrer Festung selbst übernehmen zu machen. Doch an so etwas dachte hier Niemand. Stündlich vergrößerte sich die

Masse der kostbaren Vorräthe und Effecten, die hieher geflüchtet wurden; aber weder der Gouverneur, noch der Kommandant, trafen sichtbare Anstalten zur Vertheidigung, ohne daß gleichwohl die Rede davon war, die Berliner Garnison, ein Corps von sechstausend Mann, das dem Staate jetzt äußerst wichtig seyn mußte, weiter marschieren zu lassen. Es ergab sich späterhin mit der Festung, ohne daß, wie man versicherte, ein Kanonenschuß gefallen wäre.

Bald liefen nun auch die Berlinischen Zeitungen ein, angefüllt mit hochtönenden Französischen Bulletins und mit Schmähreden gegen die Preußische Regierung. Diese Blätter, denen man freien Anlauf ließ, die stündlich eingehenden üblen Nachrichten von der zersprengten Armee, endlich die sichtbare Unentschlossenheit der Kommandirenden verwandelten die Stimmung der Stettiner in vier und zwanzig Stunden. Bald erinnerte man sich mit Bitterkeit einer Menge wirklicher oder vermeintlicher Kränkungen, welche der Stettiner Handel vorzüglich durch den Minister Haugwitz erlitten habe. — Die feindselige Stimmung wurde immer heftiger, je mehr die moralische Person „Regierung" vor den Augen der Einwohner in eine Reihe von Beamten zerfiel, die sie

persönlich gar nicht liebenswürdig fanden. Endlich hörte ich in eben dëm Stettin, dessen patriotischer Sinn mich vor wenig Tagen so erfreut hatte, einen Mann laut im Schauspiele sagen: „Wir Bürger leiden es nicht, daß Stettin vertheidigt wird.“ —

Die Völker sind einmal so sonderbare Instrumente, daß sie sich selbst spielen, wenn der Meister es nicht thut; aber dann grade nicht immer das Stück, das er wünscht. —

Bei diesen Erscheinungen schien es höchst nothwendig, daß zu dem Volke gesprochen wurde. Ich ging zu dem Minister Schulenburg, erzählte ihm, was ich bemerkt hatte, und bot ihm meine Feder zu einer Proclamation, oder einem fliegenden Blatte an. Er antwortete: „Hier bin ich nur der ausgewanderte Gouverneur von Berlin. Ich habe meine Pflicht gethan,“ beliebte ihm zu sagen, „indem ich die Garnison von Berlin unverletzt hieher geführt habe. Ich kann Sie hier zu nichts autorisiren; aber da Ihre Ansicht wichtig ist, so rathe ich Ihnen, sich nach Graudenz an den König zu wenden.“ Ich stellte ihm vor, daß es am nothwendigsten sey, hier in Stettin zu wirken. Mit einem kaum merklichen Lächeln sagte er: „Sind Sie beim Gouverneur und

beim Kommandanten gewesen?" Nein, erwiderte ich. „Sprechen Sie doch ja erst mit diesen Beiden, und kommen Sie dann wieder zu mir." Ich that, was er sagte, und lernte nun sein Lächeln verstehen. Beide waren alte, abgelebte Männer, die sich selbst in ihren Zimmern nur mit Beschwerde bewegen zu können schienen, und von denen mir der Eine sagte: Wenn die Franzosen näher kämen, würden sich wohl alle Fremde aus der Stadt entfernen müssen. Als Antwort darauf reichte ich ihm meinen Paß zur Unterschrift.

Nun? sagte Schulenburg, als ich wieder zu ihm kam: Sind Sie da gewesen? Was meinen Sie jetzt? Ich glaube nichts Besseres thun zu können, sagte ich, als Ew. Excellence um einen Befehl an alle Postmeister zu bitten, daß man mir auf der Reise nach Königsberg, ohne Schwierigkeit Pferde giebt.

Er schlug mir vor, statt dessen mir eine Kajüte auf einem Schiffe anweisen zu lassen, das mit dem königlichen Schatz nach Danzig gehen sollte, zwei Schiffer, doppelte Bemannung und keine Passagier hatte, als ein paar königliche Beamte, die den Schatz begleiteten. Ich nahm es mit Dank an, und

Schulenburg ließ dem Schiffer befehlen, „mir seine Kajüte zu vermiethen.“

Die Reise dauerte sehr lange. Wir fuhren am Mittage von Stettin ab und warfen schon am Abende beim Eingange des eigentlichen Haffs Anker, weil der Lootse „bei der schlechten Besorgung der Signale,“ sagte er, nicht bei Nacht weiter zu fahren wage. Am folgenden Morgen wurde der Anker gelichtet, aber es trat bald Windstille ein, und wir lagen beinahe den ganzen Tag unbeweglich auf dem Haff. Eine freundliche Situation, da wir in der Ferne schon eine Kanonade hörten, und es sich von selbst verstand, daß die Franzosen bei ihrer Ankunft in dieser Gegend, zuerst den Schatzschiffen nacheilen würden. Gegen Abend wurde der Wind günstig; wir trafen mit Einbruch der Nacht bei Swinemünde ein, und — warfen wieder Anker: den bei Nacht ließ sich die Durchfahrt durch die sehr enge Mündung, die außerhalb noch durch eine Sandbank halb maskirt wird, nicht wagen. Einer der Schiffer ging ans Land, blieb bis Mitternacht und brachte, außer einem tüchtigen Rausche, die Nachricht mit, den ganzen Tag hindurch seyen schon Flüchtlinge über die Peene gegangen. Die Brücke bei Anklam sey ab-

gebrochen, und die Bauern hätten sich geweigert, die flüchtigen Soldaten ohne hohe Bezahlung überzusetzen. Endlich brach der Morgen an: unfreundlich, stürmisch, und zwar aus einer solchen Gegend her, daß es die Ausfuhrt erschwerte. Sie mußte indeß erzwungen werden, denn schon wieder donnerte eine Kanonade, viel näher als gestern. Man spannte Boote vor das Schiff und wir wurden durch die hohe Brandung hinaus bugsirt.

Endlich waren wir denn so glücklich, von den grauen, wild im Sturme brausenden Meereswogen geschaukelt zu werden, und uns von der gefährlichen Küste zu entfernen. Am folgenden Morgen hatten wir Hela erreicht: aber hier begann erst der wahrhaft furchtbare Theil unsrer Reise. Der Wind war ungünstig zum Einsegeln, und unter beständigen Klagen der Schiffer über Vernachlässigung der Baaken, lavirten wir drei Tage und Nächte bei Hela auf und ab, indeß das Schiff bald von Schnee, bald von Glatteis bedeckt wurde. Endlich glückte es uns, hineinzuschlüpfen; endlich erreichten wir die Rhede von Danzig. Da liegt es vor uns in seiner Stattlichkeit. Der Schiffer wirft Anker; giebt sein Signal. Bald hüpft eine Schaluppe auf den hoch rollenden

Wogen heran. Mit Vergnügen macht der eine Schiffer die Bemerkung, der Lootsenkapitain selbst komme. So war es in der That; aber der andre Schiffer erklärte, jeder andre Lootse wäre ihm lieber gewesen. „Der Mann sey zu — neu in seiner Kunst; er verdanke seine Stelle nur dem Umstande, daß er früher Kammerdiener bei Haugwitz gewesen.“

Wir kamen nicht in den Fall, eine Probe von seiner Geschicklichkeit zu erhalten. Aus der Ferne rief er uns durchs Sprachrohr zu: „Königlicher Befehl! die Trosorschiffe, ohne einzulaufen, nach Königsberg.“ Ich wollte ihn anflehen, mich wenigstens ans Land zu bringen, aber schon war die Schaluppe wieder weit entfernt. Wir von Mühseligkeit Erschöpfte, sahen uns stumm an und schlichen in die traurige Kajüte zurück.

Noch mehr! das Absegeln war durchaus unmöglich, denn ein starker Wind wehte grade auf die Stadt. So blieben wir denn wieder drei Nächte und zwei Tage, während eines nur selten von Sonnenblicken unterbrochenen Schneegestöbers und Glatteises auf der Rhede, mit der dumpfen Ergebung einer völligen Niedergeschlagenheit.

Eines Morgens, da ich spät erwachte, seh ich den einen Kapitain ruhig schlafen. Ich bemerkte eine regelmäßige Bewegung des Schiffes, und hörte auf dem Verdeck Nichts als das wohlbekannte, breitbeinigte Auf- und Abtraben der Wachhabenden während des Segelns. Fast athemlos vor Erwartung, eil' ich hinauf. Richtig! Kein Land ist mehr zu sehn und wir segeln mit frischem Winde. Ein Steuermann war am Ruder, der andere, ein alter Däne, schritt munter auf und ab. Er grüßte mich freundlich, und erzählte mir, daß wir mit dem frühesten Morgen die Rhede verlassen, und daß er mich schon lange erwartet habe. Wirklich zog er auch sogleich das geschriebene Lehrbuch hervor, das er in Holland, am Ende seines Unterrichts in der Steuermannskunst, gegen Erlegung von hnndert Gulden, erhalten hatte, — um die Erklärungen fortzusetzen, die ich mir während unsres Lavirens vor Hela, von ihm hatte geben lassen. Fröhlich, daß wir nun wieder im Freien waren, erfreute ich ihn dadurch, daß ich mich zu ihm auf einen Tauhaufen setzte, und mich ein halbes Stündchen von ihm belehren ließ.

Endlich, ich glaube am folgenden Tage, erblickten wir Pillau, ein Schauspiel, das uns gar nicht wieder

vom Verdecke ließ. — Am folgenden Tage eilte ich nach Königsberg. Was ich hier fand, war im Ganzen die Wiederholung der Scenen, die ich zu Stettin zurückgelassen hatte, um in größerem Styl und anders nüancirt. Die Berliner Beamten waren während meiner Seereise, zu Lande hier eingetroffen, und zu ihnen hatten sich eine Menge Andrer aus ganz Brandenburg und den andern besetzten Provinzen gesellt. Die übrigen Berliner Flüchtlinge waren aus Stettin mit leicht erlangten Pässen größtentheils heimgekehrt. Statt der Stettiner und Berliner Garnison, die schon in Gefangenschaft war, fand ich hier die Ueberbleibsel fast aller Regimenter der zersprengten Armee. Unter diesen waren mir besonders die ältern Officiere und Soldaten, die noch in Preußens glanzvoller Periode gefochten hatten, mit ihrer finstern aber festen Haltung und ihrem Schweigen, ein Achtung einflößender Anblick, wie Florians besiegte Löwen:

Ils ne se plaignaient pas, ils gardaient dans leur eveur,
Et leur orgueil et leur douleur.

Die Jüngeren, die noch keine erhebenden Erinnerungen hatten, sondern bei ihrem ersten Auszuge nach

Ruhm, so viel Unglück gehabt, schienen Anfangs gedemüthigt, bald aber kehrte ihr leichterer Sinn zurück; leider aber auch mit ihm der rauhe, harte Ton, mit dem sie sonst die friedlichen Klassen zu behandeln gewohnt waren. Er fand jetzt häufig eben so rauhe Erwiederung, und erregte mehr Erbitterung als je. Diese Stimmung theilten auch die Königsberger Beamten und Einwohner gegen die Beamten aus Berlin, die hier in hohem Tone zu ordnen und zu befehlen versuchten, weil sie aus der Residenz kamen, aber oft auf eine kränkende Weise erinnert wurden, daß sie sich hier in der Hauptstadt des eigentlichen Königreichs Preußen befanden, und zwar als unglückliche Gäste, die nur Theilnahme fordern könnten.

Das Resultat der mannigfaltigen einander entgegengesetzten Ansprüche, waren eben so widersprechende Anordnungen, und in den ersten Tagen eine Verwirrung, die ich nicht besser glaube charakterisiren zu können, als durch einen Einfall des berühmten Gelehrten Kraus.

Ich hatte eine Wohnung gemiethet in der Kneiphöfschen Langgasse. Bei einem Gegenbesuche, den er mir machte, stand er am Fenster, indeß mich irgend ein Geschäft entfernt hatte. Als ich zurück kam,

sagte er: Schade, daß Sie nicht hier waren. Es zogen so eben einige Rotten Kavallerie vorbei, mit schönen Remonte-Pferden. Doch warten Sie nur, sie werden wohl bald zurückkommen.

Wie so? fragte ich.

„Nun, eben weil sie dort hin zogen, sagte er, glaube ich, daß sie da nicht hingehören." —

Alles dieß änderte sich indeß, vorzüglich nach der Ankunft Sr. Majestät des Königs. Die Geschichte wird es mit Achtung aufbehalten, welch' ein kräftiger, wenn auch nicht glücklicher Widerstand aus den kleinen Ueberresten des Preußischen Staates in kurzer Zeit organisirt wurde, und welchen standhaften Patriotismus die Einwohner Königsbergs und das Königreich Preußen, sowohl bei ihren Leistungen, als bei ihren Leiden, bewiesen haben. — —

Hier in der letzten nicht großen Grenzprovinz des Preußischen Staates, die genau genommen nicht einmal zu Deutschland gehörte, mußte ein Aufruf an die deutsche Nation, sich zu bewaffnen, Vielen hoffnungslos erscheinen. Mir nicht! Je weiter Napoleon vorgedrungen war, desto gefährlicher konnte ihm eine Volksbewaffnung in seinem Rücken seyn, der sich gewiß bald viel Militär angeschlossen hätte. Ich war

überzeugt, daß er dann nicht nach dem Königreich Preußen zu kommen wagen würde, besonders da das Russische Heer in schnellem Anmarsch war, und mit dem wieder organisirten Ueberrest der Preußischen Armee, ihn zugleich von vorne bedroht hätte. Wie es mir in Berlin mündlich gelungen war, besonders einen alten Grafen Martensleben, ehemals einen von Friedrich dem Zweiten persönlich geachteten Militär, jetzt Castellan des königlichen Schlosses, so für den Gedanken zu enthusiasmiren, daß er erklärte selbst die Volksschaaren im Gebrauch der Waffen einzuüben, gewann ich auch in Königsberg Viele für meinen Plan; nur nicht Diejenigen, die über seine Ausführung zu entscheiden hatten. Ich beschloß, weiter zu reisen. Indem ich in den Wagen stieg, kam Hr. Reimann, der Erzieher des Prinzen Louis, mit freudeglühendem Gesicht, mir zu melden, nun sey der Aufruf beschlossen. Jetzt zweifelte ich, und erklärte, ich wolle ihn in Memal erwarten. Ich machte wirklich dort mehrere Tage Halt deshalb. Endlich kam ein Aufruf an, der Studenten und Bürger auffordert, — ins Militär zu treten, mit dem Versprechen während des Krieges sollten auch Bürgerliche Officiere werden können. Ich setzte meine Reise fort. —

Nachschrift.

So eben finde ich ein entscheidendes Zeugniß über die weite Verbreitung des Enthusiasmus für die Volksbewaffnung im Jahr 1806, aber auch darüber, wie Oberbeamte, die sich nur bei zahmer Unterwerfung, aller Vortheile, die sie genossen, sicher hielten, damals dieselbe Maßregel ansahen, welche sechs Jahre später den Französischen Heeren in Rußland, und 1813 auch in Deutschland den Untergang bereiten half.

Göthe, der Geheime Rath und Minister, schrieb im August 1806 aus Carlsbad: „Angst und Gefahr vermehrte der brave, tüchtige Wille ächter Deutscher Patrioten, welche in der ganz ernstlichen und nicht einmal verhohlenen Absicht, einen Volksaufstand zu organisiren und zu bewirken, über die Mittel dazu sich ernstlich besprachen, so daß während wir von fernen Gewitter uns bedroht sahen, auch in der näch=

ſten Nähe ſich Nebel und Dunſt zu bilden anfing.“ (Göthe's Werke, Bd. 31. S. 270. der Taſchen=Ausgabe.)

Nebel und Dunſt!! Nur einiger Begünſtigung von Seiten der Regierungen hätt' es bedurft, und er hätte ſich zu einer noch furchtbarern Gewitterwolke zuſammengeballt, als 1813. geſchah, da die Deutſchen erſchöpft und gewöhnt waren, den Franzoſen zu gehorchen.

Nachtrag zu Seite 20.

Ein Freund, dem ich die ersten Aushängebogen dieser Schrift mittheilte, legte mir über die Unterrichtsmethode meines Vaters mehrere Fragen vor. Ich ersah daraus, daß er auf meine kurzen Notizen davon, mehr Werth setzte, als ich selbst, da ich sie hinschrieb, und gewann die Vermuthung, daß auch manche Pädagogen es thun könnten. So ist es vielleicht Solchen nicht uninteressant, wenn ich hier eine Stelle meines Antwortschreibens beifüge. Andre, die dergleichen nicht anzieht, mag der alte Spruch befriedigen: Nugae nonnunquam seria docent.

„Es freut mich, verehrter Freund, daß auch Sie es für das Wichtigste bei der Erziehung halten, den Kindern das Bedürfniß klarer Begriffe zu geben und sie auf den Weg zu bringen, dergleichen zu erlangen; aber die Methode, die mein Vater dazu anwandte, möchte schwerlich sich nachahmen lassen. Sie wurde durch Mancherlei bedingt, das sich nur selten wiederholt. Wie bei jedem Bestreben, ist auch wohl hier die Hauptregel: Man fasse das Ziel fest ins Auge, und

untersuche dann, welcher Weg von dem Standpunkte auf welchem man sich befindet, am sichersten und schnellsten dorthin bringt. Führt auch Jeder, wie das Sprüchwort sagt, nach Rom, so thut es doch Jeder durch eigenthümliche Krümmen.

Die Bemerkung, daß bei dem Verfahren meines Vaters ungefähr derselbe Gedanke zum Grunde lag, wie bei der einst beliebten spielenden Lehrart, scheint mir gegründet. Diese scheint mir aber das strenge Urtheil, das man jezt oft über sie fällt, nur dann zu verdienen, wenn der Lehrer mitspielt, statt bloß den Ludimagister, den Lenker des Spiels zu machen; dem freien Gedankengange der Kinder zu folgen, um ihn mit verhüllten Ernste zu benutzen. Was ich damit sagen will, weiß ich nicht besser zu erklären, als indem ich die weitere Geschichte meines ersten geographischen Studiums erzähle.

Nachdem ich ein Paar Tage mich mit dem Globus und seinem Namen beschäftigt hatte, fiel es mir ein, selbst auf ihm eine Reise um die Erde zu machen. Meine Schwester stimmte sogleich ein. Auch mein Vater billigte den Gedanken und erbot sich zum Reisegefährten, wenn wir das Unternehmen einen Tag aufschieben wollten. Wahrscheinlich wollt' er es uns

dadurch wichtiger machen. Auch fanden wir uns mit fröhlicher Spannung dazu in seine selten von uns betretene Studirstube zusammen.

Aber von wo wollten wir ausreisen? Keine Frage! Von Hause. — Wo sind wir denn? fragt' ich. — Mein Vater zeigte uns Liefland auf dem Globus. Ach, es war dort ein so kleiner Fleck, daß Nichts damit anzufangen war. Mein Vater tröstete uns mit der Nachricht, daß er von jedem Lande und Meere, das wir berühren würden, ein größeres Bild habe und bei dieser Gelegenheit eigentlich lernt' ich den Atlas kennen, in dem ich dann nach der Gestaltung Liefland aufsuchen mußte. Ich fand es auf einem Blatt, das zugleich die ganze Ostsee mit den umgebenden Ländern darstellte. Es wurde nun beschlossen die Reise auf der Kugel zu machen, aber immer zugleich die großen Bilder der Länder dabei zu Rathe zu ziehen.

Wir reisten dann von P. nach Riga, indem wir uns bekannte Nachbarn begrüßten, schifften uns auf der Düna ein, und segelten bei der Bolderaa zur Mündung hinaus in den Rigischen Meerbusen. Aus diesem fanden wir uns leicht heraus, aber wir hatten dabei von den Inseln Oesel, Runoe und von Domes-

nees, Esthland und Kurland so viel Neues erfahren, daß wir nothwendig landen mußten. — Am folgenden Tage wurde es uns schwerer, den Ausgang aus der Ostsee zu finden. Wir steuerten längst der Küste hin und lernten die Länder kennen, zu denen sie gehörten. Wir fanden die Belte: für das große Schiff, das wir zur Reise um die Erde haben mußten, hielt man sie nicht für fahrbar. Endlich entdeckten wir mit einem Freudenruf den Sund; aber wir hörten nun so viel über Schweden und Dänemark, daß wir erst am folgenden Tage in die Nordsee hinaus stachen. Neues Hinderniß! Wir stießen auf Großbrittannien. Wir wollten es nördlich umsegeln, aber wir erfuhren, daß dort die Holländer ihre köstlichen Häringe fingen und wie sie dabei verführen, aber das geschieht im Sommer, und wir waren im Herbst, in dem dort furchtbare Stürme herrschen. Wir mußten südlich segeln, fanden den Canal und erfuhren dabei so mancherlei von Holland, England und Frankreich, daß wir erst nach 24 Stunden ins Atlantische Meer gelangten. Hier entstand ein ernsthafter Streit zwischen meiner Schwester und mir, wie wir auf der Kugel wieder in gerader westlicher Linie mit Riga gelangen sollten. Mein Vater hörte uns eine zeit=

lang zu; dann machte er uns auf die Zirkellinien auf der Kugel und ihre Stücke auf der Charte aufmerksam, und auf die Zahlen, die am Rande der Leztern, so wie auf dem Reifen des Globus standen. Wir lernten die Grade der Breite kennen und benutzen, das führte zur Kenntniß des Aequators, der Pole, der Zonen. —

Ich will Ihnen nicht mit der weitern Nachweisung unsrer Reise beschwerlich fallen, die an der westlichen Küste Amerika's hinunter, an der östlichen wieder bis zur Breite von Riga hinauf, um Asien und Afrika ging. Als wir wieder ins Atlantische Meer gelangten, wo die Wiederholung des Bekannten eintrat, erstaunten wir selbst, über die Masse von Gelehrsamkeit, die wir eingesammelt hatten. Eine Welt von neuen Ansichten war mir eröffnet worden. Ob ich Alles behielt, was ich gelernt hatte? Ich glaube gar nicht, daß das die Absicht meines Vaters war, aber ich hatte einen Begriff von der Gestaltung der Erde, von ihrer Eintheilung und den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Welttheile erhalten, dessen Klarheit bei dem gründlichern und vollständigern Unterricht in der Schule, wenig erhöht wurde.

Ich frage, war es ein Spiel, das mein Vater mit uns trieb? Nach meiner Ansicht so wenig, als eine Vorlesung über die Erdbeschreibung. Mochte ich noch so Vieles vergessen: bei dem spätern Unterricht wurde es Reminiscenz, und wuchs mit dem Neuen zu einer Masse. Diese Reise, während der wir nichts Anderes trieben, so daß die Unterhaltung einer Stunde unsern Geist den ganzen Tag beschäftigte, ist eine der genußreichsten Erinnerungen aus meiner Kindheit.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Merkel, Garlieb Helwig,

Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben

Bd.: 1

Leipzig u.a. 1839

40.5760-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702390-1